

Inhalt

Vorbemerkung.....	7
1. Akteure, Emotionen und Gesellschaft.....	9
2. Strukturen und Emotionen. Soziologische Perspektiven.....	20
2.1 Kognitive Grundlagen sozialer Ordnung.....	21
2.2 Emotionsforschung und Soziologie.....	35
2.2.1 Soziologie der Emotionen	38
2.2.2 Eine interdisziplinäre Sicht auf Emotionen.....	69
3. Sozial strukturierte Emotionen.....	79
3.1 Neurophysiologische Grundlagen der Emotionsentstehung.....	82
3.1.1 Das Affektsystem	89
3.1.2 Komplexe Emotionen.....	97
3.2 Kognitive Grundlagen der Emotionsentstehung.....	103
3.2.1 Kognitive Strukturen der Emotionsentstehung.....	111
3.2.2 Kognitive Prozesse der Emotionsentstehung	124
3.3 Soziale Strukturen des Empfindens	143
3.3.1 Emotionales Erinnern und neuronale Plastizität.....	145
3.3.2 Soziale Kognitionen und Repräsentationen.....	159
4. Emotional strukturiertes Handeln.....	178
4.1 Handlungsdeterminanten und Akteurmodelle	181
4.1.1 Grenzen der (begrenzten) rationalen Wahl.....	189
4.1.2 »Emotional ›Man« revisited.....	196
4.2 Emotion, Kognition und Rationalität.....	202
4.2.1 Affektive Informationsverarbeitung	206
4.2.2 Somatische Marker.....	222

4.2.3 Emotionales Handeln	231
5. Emotional strukturierte Interaktionen	249
5.1 Expression und Kommunikation von Emotion	254
5.1.1 Enkodierung von Emotionsexpressionen.....	259
5.1.2 Dekodierung von Emotionsexpressionen.....	266
5.1.3 Emotionale Ansteckung.....	280
5.2 Emotionsregulation und soziale Kontrolle.....	288
5.2.1 Normierte Emotionen.....	291
5.2.2 Regulation von Emotion.....	296
5.2.3 Soziale Normen und emotionales Handeln	311
6. Schlussbetrachtung	331
6.1 Zusammenfassung	331
6.2 Ergebnisse	336
6.3 Diskussion und Ausblick	344
Literatur.....	354

Vorbemerkung

Dieses Buch ist eine überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die im Herbst 2006 unter dem Titel »Emotionen und soziale Strukturen. Neuronale, kognitive und gesellschaftliche Wechselwirkungen« von der Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Universität Hamburg angenommen wurde. Die Arbeit wurde von vielen Seiten und auf vielfältige Weise unterstützt. Ich danke Herrn Prof. Dr. Rolf von Lüde für seine langjährige und umfassende Förderung und Betreuung, sowie Herrn Dr. Daniel Moldt für die freundschaftliche Begleitung und Herrn Prof. Dr. Rüdiger Valk für die institutionelle Unterstützung während der Anfangsphasen der Arbeit.

Besonderer Dank gilt Frau Prof. Dr. Birgitt Röttger-Rössler und Herrn Prof. Dr. Hans Joachim Markowitsch, die mir mit der Teilnahme an der Forschergruppe »Emotionen als bio-kulturelle Prozesse« am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld ein außergewöhnlich innovatives und inspirierendes Arbeitsumfeld geboten haben. Mein Dank gilt ebenso sämtlichen Mitgliedern der Forschergruppe, im Besonderen Herrn Prof. Dr. Sighard Neckel für seine spontane und vor allem fortwährende Unterstützung und Förderung.

Der Johanna und Fritz Buch Gedächtnis-Stiftung, Hamburg, danke ich für ihren großzügigen Druckkostenzuschuss.

Frau Antje Blumenthal sowie meine ehemaligen Kolleginnen Monika Blume und Karin Themann haben ebenfalls dazu beigetragen, dass ich meine Arbeit in dieser Form durchführen konnte. Iris von Scheve danke ich für die gewissenhafte redaktionelle Durchsicht des Manuskripts und für ihr Verständnis und ihre Unterstützung während der vergangenen Jahre.

Ohne die vielseitige Unterstützung meiner Eltern wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen – ihnen gilt mein ganz besonderer Dank.

Wien, im Sommer 2008

Christian von Scheve

1. Akteure, Emotionen und Gesellschaft

Menschen leben in Gesellschaft anderer Menschen. Sie bilden Gemeinschaften, Gruppen, und Organisationen, gehen persönliche Beziehungen miteinander ein, haben gemeinsame Ziele, Überzeugungen und Erinnerungen, kooperieren miteinander, arbeiten gegeneinander, lieben und hassen einander. Neugeborene finden nicht etwa eine Welt vor, die dem sprichwörtlichen »unbeschriebenen Blatt« gleicht, sondern vielmehr einem Roman, in dem sie zwar die Protagonisten sind, der aber in weiten Teilen bereits geschrieben zu sein scheint, noch bevor sie die ersten Sätze sprechen können. Regeln sind aufgestellt, Verbote und Gebote ausgesprochen, Autoritäten vorhanden, Konventionen erlernt und Optionen oft Mangelware. Kurzum, die Möglichkeiten, den Rahmen und die Handlung dieses Romans selbst zu verändern, sind begrenzt. Die soziale Umwelt, in der Menschen aufwachsen, stellt sich je nach Betrachtungswinkel ganz unterschiedlich dar, aber selbst bei kleinem Winkel, unter dem sie relativ homogen erscheint, ist klar: Kein Mensch gleicht dem anderen, jeder besitzt ein eigenes Selbst mit eigenen Wünschen, Vorstellungen und Ansichten, die sich von denen der Mitmenschen mehr oder weniger unterscheiden.

Wie lassen sich diese Beobachtungen miteinander vereinbaren, dass Akteure einerseits in einer Gesellschaft situiert sind, die durch ihre Ordnung und Struktur nicht nur den Rahmen für das Handeln, sondern oft auch für ganze Lebensläufe setzt, und andererseits die Akteure doch so unterschiedliche individuelle Eigenschaften aufweisen, die sie einzigartig machen? Wie existiert also die Gesellschaft im Individuum und wie das Individuum in der Gesellschaft?

Wir bewegen uns geistig wie körperlich in einem eng geknüpften und verschachtelten Netz unterschiedlicher Formen der Vergesellschaftung, die auch diese Bewegungen selbst umfassen; dazu gehört die Familie genauso wie der Freundes- und Bekanntenkreis, die Clique, Kollegen und Vereinskameraden oder Menschen, von denen wir lediglich indirekt, etwa über

Medien, erfahren, zum Beispiel Politiker, Wissenschaftler oder Künstler. Durch jedwede Interaktion kommen wir in Berührung mit anderen Formen der Vergesellschaftung und deren speziellen Eigenschaften, so dass wir nur selten Teil einer einzigen Vergesellschaftungsform sind.

Wie sehr sich diese Formen unterscheiden können, wird deutlich, wenn sie sich überlagern und wir an ihren Schnittstellen oder in einer uns fremden Gesellschaftsform agieren müssen. Alfred Schütz (1972) hat Letzteres in seinem Aufsatz »Der Fremde« eindrucksvoll geschildert, die Ethnologie stellt dazu etliche imposante Fallstudien bereit und auch die Kulturwissenschaften beschreiben dieses Phänomen. Die erstgenannten Aspekte ließen sich mit Blick auf die Probleme, die in Gegenwartsgesellschaften beispielsweise bei der Heimarbeit, also der Überlagerung der Lebenswelten Familie und Beruf, auftreten, soziologisch gut illustrieren. Trotz der Spezifität der verschiedenen Vergesellschaftungsformen sind diese keineswegs statisch, sondern einerseits in hohem Maße dynamisch, andererseits aber so robust und kohärent, dass sie einer Vielzahl unterschiedlicher Handlungsstränge und Verhaltensmuster als Rahmen dienen.

Vor diesem Hintergrund sind die zentralen Fragen der Soziologie, wie sich Formen der Vergesellschaftung konstituieren, welche Dynamiken sie aufweisen und welche Rolle der Akteur, sowohl individuell als auch im Kollektiv, dabei spielt. Die Struktur einer Vergesellschaftungsform – eines sozialen Aggregats oder Systems – entsteht nicht aus dem Nichts, sie ist keine naturgegebene Tatsache (obgleich sie einzelnen Akteuren aufgrund ihrer begrenzten Lebensspanne so erscheinen mag), sondern Ergebnis des handelnden Zusammenwirkens einer Vielzahl von Akteuren. Andererseits stellen soziale Aggregate aber auch gleichzeitig die Bedingungen und Möglichkeiten dieses handelnden Zusammenwirkens dar, indem sie Qualitäten wie Normen, Regeln oder Konventionen aufweisen.

Diese Paradoxie, also die Beobachtung, dass ein Phänomen gleichzeitig Ursache und Wirkung ist, erinnert auf den ersten Blick an das »Henne und Ei«-Problem. Bei eingehender Betrachtung wird aber deutlich, dass es durchaus aufgelöst werden kann – die Soziologie und auch die Sozialpsychologie stellen dazu eine Vielzahl von Theorien und Modellen zur Verfügung. Fragen und Analysen zum Zusammenhang von individuellem Handeln und sozialen Strukturen sind innerhalb der Soziologie seit langer Zeit ein etablierter Forschungsweig, spätestens seit Adam Smiths (1776) prominenter These der »unsichtbaren Hand«. Etwa seit den 1980er Jahren werden sie in der Regel unter dem Begriff Mikro-Makro-Link subsumiert,

der sich vor allem im englischsprachigen Raum durchgesetzt hat (Alexander/Giesen 1987)¹. Zu Beginn fußte die Forschung zum Mikro-Makro-Link auf dichotomischen Annahmen über die Mikro- und Makroaspekte der sozialen Welt, das heißt über das individuelle Handeln und die gesellschaftlichen Strukturen. Diese dualistische Unterteilung der realen Welt ist mittlerweile einer Differenzierung und Verfeinerung gewichen, die sich zunehmend auf die analytische Ebene konzentriert und dabei die Wechselwirkungen zwischen den Ebenen zum Gegenstand macht.

Die bisherige Kenntnis der Zusammenhänge von Sozialität und Individualität, von Handlung und sozialer Ordnung, von Selbst und Gesellschaft reicht aber trotz aller Bemühungen noch nicht aus, um soziale und subjekt-spezifische Phänomene wie zum Beispiel gesellschaftlichen Wandel, soziale Bewegungen, abweichendes Verhalten oder Kooperation und Solidarität abschließend erklären und verstehen zu können.

Dabei nimmt die Aktualität der genannten Fragen stetig zu. Selten zuvor wurde dem Verständnis dieser Phänomene eine größere Bedeutung beigemessen als heute und selten gab es mehr Quellen, die einen rasanten und globalen Wandel gesellschaftlicher Ordnungen mit weit reichenden Konsequenzen für die Psyche und das Bewusstsein der Menschen konstatieren. Um in dieser Hinsicht weitere Fortschritte erzielen zu können, müssen neue beziehungsweise weiterführende Methoden und Konzepte entwickelt werden, so dass sich die Zusammenhänge zwischen dem individuellen Akteur, den Strukturen und Qualitäten sozialer Aggregate und der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung besser erklären und verstehen lassen. Dabei wird der Erfolg dieser Entwicklungen davon abhängen, inwiefern sie nicht nur das eine in Abhängigkeit vom jeweils Anderen erklären können, sondern inwieweit sie in der Lage sind, auch die Wechselwirkungen zwischen den unterschiedlichen Ebenen zu erfassen und darzustellen.

Obwohl es sich bei den untersuchten Gegenstandsbereichen der Handlungen und Strukturen um zwei offensichtlich distinkte, aber doch interagierende Kategorien handelt, die aus wissenschaftshistorischen Gründen vorrangig von unterschiedlichen Disziplinen, nämlich der Soziologie und der Psychologie untersucht werden, hat sich die Soziologie bislang überaus zurückhaltend gegenüber den Ergebnissen der Psychologie gezeigt, obgleich diese zumindest einen Teil der angesprochenen Wechselwirkungen

¹ Forschung zum Mikro-Makro-Link findet sich auch unter dem Schlagwort »self-society dynamic« (vgl. Howard 1991).

gut abdeckt. Andererseits gehen von der Psychologie auch kaum Verweise in Richtung Soziologie aus – ein Umstand, der ohne Zweifel auf die divergierenden Erkenntnisinteressen beider Disziplinen zurückgeführt werden kann. Obgleich von (sozial)psychologischer wie soziologischer Seite mehrfach auf die Synergieeffekte einer interdisziplinären Zusammenarbeit hingewiesen wurde, blieb die Rezeption innerhalb der jeweiligen Disziplinen bislang vergleichsweise zurückhaltend (Nolte 1994; Giesen/Schmid 1977). Aus diesen Gründen stehen verschiedene sozialpsychologische und soziologische Konzepte zur Erklärung sozialen Handelns und Verhaltens noch immer weitgehend unvereint nebeneinander.

Generell konzentriert sich die Sozialpsychologie auf die Eigenschaften einzelner oder einiger weniger Akteure, deren Persönlichkeit, Motivation, Kognitionen und Emotionen, um Rückschlüsse auf soziales Verhalten und dessen Auswirkungen auf andere Akteure ziehen zu können. Die Soziologie hingegen untersucht das allgemeine, idealtypische Akteurshandeln und dessen soziale Ursachen und Wirkungen und fasst Sozialität in diesem Zusammenhang deutlich weiter: Als Ursache und Wirkungsbereich des Handelns sind die Sozialstruktur und die Stratifikation einer Gesellschaft, die Eigenschaften und Strukturen größerer sozialer Aggregate, ökonomische Rahmenbedingungen, Austauschprozesse oder Ressourcenallokationen von Interesse. Dabei stehen nicht in erster Linie das Handeln Einzelner und dessen individuelle Bedingungen im Vordergrund, sondern solche Handlungen, die von einer größeren Anzahl von Akteuren regelmäßig und strukturwirksam ausgeführt werden.

Ein Vergleich der beiden Disziplinen, die für sich in Anspruch nehmen, »das Soziale« im weitesten Sinne zu erforschen, wirft im Hinblick auf das Spannungsfeld von Handlungen und Strukturen vor allem zwei Fragen auf: Inwieweit werden diejenigen Determinanten des Handelns, die als besonders individuell und fest im Akteur verankert gelten, von den Struktureigenschaften der sozialen Umwelt beeinflusst und geprägt? Und wie wirken diese Determinanten derart auf das soziale Handeln und Verhalten, dass sie strukturdynamische Effekte in der sozialen Umwelt hervorrufen?

Bislang wurden die in der Sozialpsychologie relevanten Grundlagen menschlichen Verhaltens aus soziologischen Betrachtungen weitgehend ausgeschlossen, da sich die soziologische Handlungsdefinition seit Max Weber (1922) vor allem auf intentionales Handeln beschränkt, also auf ein Handeln, dem eine mehr oder weniger bewusste Entscheidung des Akteurs zwischen mehreren Handlungsalternativen zu Grunde liegt. Damit rücken

solche Handlungsmotive in den Hintergrund, die unbewusst und unwillkürlich, also dem Akteur nicht reflexiv zugänglich sind. Weber hatte argumentiert, dass die Intentionalität – der subjektiv gemeinte Sinn – der entscheidende differenzierende Faktor zwischen menschlichem Handeln und tierischem Verhalten sei. In der Konsequenz bedeutet diese Sicht auf die Grundlagen sozial wirksamen Handelns, dass vor allem durch die Intention, das heißt den Willensakt, eine Verbindung zwischen der Gesellschaft und dem Individuum hergestellt werden kann. Intention bedeutet aber notwendigerweise auch die bewusste Bezugnahme auf und das Wissen über bestimmte Rahmenbedingungen des Handelns, seien dies nun Rationalitätserwägungen oder soziale Normen.

Was aber, wenn auch zwischen dem nicht-intentionalen, unwillkürlichen Handeln und sozialen Strukturen eine wirkungsvolle bidirektionale Verbindung bestünde?

Weber wie auch die ihm nachfolgenden Soziologen haben großen Wert auf das Konzept des freien Willens und die Annahme der Rationalitätsbestimmtheit oder der Normorientierung, also die kognitiven Aspekte des Handelns gelegt, um die Wechselwirkungen zwischen sozialem Handeln und sozialen Strukturen erklären zu können. Wie aber ließen sich unter diesen Voraussetzungen soziale Strukturen etwa in Verbänden anderer höherer Säugetiere, die nicht über die Fähigkeit zum bewussten Handeln verfügen, erklären, die durchaus mit basalen Strukturen menschlicher Sozialität vergleichbar sind?

Die Engführung soziologischer Erklärungen auf die intentionale Gerichtetheit des Handelns ist wiederholt andernorts in Frage gestellt worden. Sie hat zu einer Reihe alternativer Ansätze geführt, die eine gesteigerte Aufmerksamkeit auf die von der Soziologie bislang weniger beachteten Grundlagen des menschlichen Handelns richten und deren Unbewusstheit und Automatizität hervorheben. Umso mehr erscheint es notwendig, eine tief greifende interdisziplinäre Kooperation mit solchen Disziplinen anzustreben, die sich seit jeher ausgiebig mit eben diesen Grundlagen befassen.

Vor diesem Hintergrund bewegen sich einige der in Frage kommenden Disziplinen seit einiger Zeit auf die Sozialwissenschaften zu und lassen zum Teil ausdrückliche Kooperationsangebote erkennen. Etwa seit den 1990er Jahren sind in verschiedenen Wissenschaftszweigen deutliche Bestrebungen zu beobachten, den fundamental sozialen Charakter des menschlichen Daseins zu erforschen. Damit stoßen diese Disziplinen in Bereiche vor, die bis dahin zum originären und meist exklusiven For-

schungsgebiet der Soziologie und der Sozialpsychologie zählten. Das Attribut »sozial« als Präfix zur eigentlichen Bezeichnung der Disziplin wird in diesem Zusammenhang sowohl im angelsächsischen als auch im deutschen Sprachraum geradezu inflationär gebraucht: Soziale Kognitionswissenschaft oder *Social Neuroscience* sind nur zwei Beispiele, die den klassischen Bezeichnungen »Soziobiologie« oder »Sozialpsychologie« nachfolgen. Verbunden mit dieser Entwicklung ist im Zusammenhang mit der »Natur versus Kultur« Debatte eine generelle diskursive Annäherung von Natur- und Sozialwissenschaften in Bereichen zu verzeichnen, die sich ganz allgemein der Erforschung der Natur und Kultur des menschlichen Verhaltens widmen (Lemke 2007; Mayntz 2007; Reichertz/Zaboura 2006).

Zu den Disziplinen, die sich diesbezüglich durch eine bemerkenswerte Aktivität auszeichnen, zählen die Neuro- und Kognitionswissenschaften. Aus ihnen, aber auch aus der Psychologie und der Soziologie, sind in der Vergangenheit robuste und weithin beachtete Ergebnisse hervorgegangen, die Hinweise darauf liefern, dass ganz besonders ein Faktor – der bisher im Vergleich mit anderen Determinanten menschlichen Verhaltens als in besonderem Maße individuell angesehen wurde – eine maßgebliche Rolle als Vermittlungsinstanz zwischen individuellem Handeln und sozialen Strukturen einnehmen könnte: *Emotionen*.

Folgt man einem Alltagsverständnis von Emotionen, liegt die Vermutung nahe, dass Emotionen ausschließlich in den Gegenstandsbereich der Psychologie fallen, da sie weithin als die urpersönlichste und subjektivste Komponente des menschlichen Seins gelten. Bei eingehender Betrachtung kann hingegen gezeigt werden, dass Emotionen auch durchaus sinnvoll und gewinnbringend aus soziologischer Perspektive analysiert werden können – ja sogar müssen –, um nicht nur zu einem umfassenderen Verständnis des Phänomens Emotion zu gelangen, sondern auch um die Bedeutung der Emotionen für das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft besser zu verstehen.

Erste Andeutungen dazu sind bereits bei soziologischen Klassikern wie Vilfredo Pareto, Emile Durkheim oder Georg Simmel zu finden, um nur einige zu nennen. Ohne eine umfassende Konzeptualisierung der Emotionen aus soziologischer Perspektive zu erarbeiten, zeigen sie doch ansatzweise die Bedeutung der Emotionen in Bezug auf individuelle und gesellschaftliche Phänomene. Auch bei modernen Sozialtheoretikern wie Pierre Bourdieu (1987/1993), Randall Collins (1975), Norbert Elias (1976) oder Anthony Giddens (1984) finden sich deutliche Hinweise auf die Rolle von

Emotionen in der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung, ohne dass diese aber in einer umfassenden Theorie kumulieren würden.

Webers (1922) Abqualifizierung des »affektuellen Handelns« als ein Handeln, das für die soziologische Analyse ohne größere Bedeutung sei, kann als paradigmatisch für die Soziologie der folgenden Jahrzehnte angesehen werden. Weber vertrat die Ansicht, dass der primäre Gegenstandsbereich der Soziologie das *geordnete* Zusammenleben der Menschen sei und dass das »affektuelle Handeln«, also das Handeln aus einer Emotion heraus, dazu keinen Beitrag leisten, sondern im Gegenteil zur Instabilität sozialer Ordnung beitragen würde. Im Gegensatz dazu soll diese Arbeit das Verständnis befördern, dass die unter anderem durch Weber geprägte Marginalisierung der Emotionen nicht nur auf falschen Prämissen beruht, sondern auch wesentliches Erklärungs- und Deutungspotenzial für die moderne Soziologie verspielt.

Nachdem Emotionen in Webers Folge lange Zeit eine Residualkategorie soziologischer Forschung blieben, stellt die Soziologie der Emotionen seit etwa zwei Jahrzehnten eine sich rasch weiterentwickelnde Forschungsrichtung dar. Die Zahl der Ergebnisse ist zwar nach wie vor überschaubar, die Arbeiten haben aber verdeutlicht, welches Potenzial der Emotionsforschung gerade unter soziologischen Gesichtspunkten beizumessen ist, sowohl im Hinblick auf eine allgemeine Theorie der Emotionen als auch mit Blick auf die Bedeutung der Emotionen für originär soziologische Fragestellungen.

Bis auf wenige Ausnahmen² versäumen jedoch viele emotionssoziologische Arbeiten, ihre Ausführungen anhand der großen Anzahl theoretisch fundierter und zum Teil empirisch validierter Ergebnisse anderer Disziplinen, wie beispielsweise der Neurowissenschaften oder der Psychologie, zu stützen. Dieses Defizit führt dazu, dass ein Großteil des Wissens über Emotionen bisher nur in sehr begrenztem Umfang Eingang in die emotionssoziologische Theoriebildung findet. Eine Konsequenz ist, dass allgemeine emotionssoziologische Theorieansätze zumeist nur geringfügig anschlussfähig an Theorien und empirische Ergebnisse anderer Disziplinen sind und daher ihre Erklärungsmächtigkeit in Bezug auf soziologische Kernprobleme wichtiges Potenzial einbüßt.

Dabei muss jedoch erwähnt werden, dass ein Teil der angesprochenen Ergebnisse den frühen Emotionssoziologen Anfang der 1980er Jahre noch

² Zu diesen Ausnahmen zählen zum Beispiel Autoren wie Jack Barbalet (1998), Jon Elster (1999), Rainer Schützeichel (2008) und Jonathan Turner (1999a/2007).

nicht zur Verfügung stand. Die betreffenden Ergebnisse sind vor allem auf den technischen und methodischen Fortschritt im Bereich medizinisch-diagnostischer Systeme, insbesondere bildgebender Verfahren wie der Positronen-Emissions-Tomografie (PET) oder der funktionellen Magnet-Resonanz-Tomografie (fMRT), zurückzuführen, die gegen Ende der 1970er Jahre neue Möglichkeiten der Echtzeitdiagnostik und der quantitativen Analyse von Emotionen eröffneten.

Die vorliegende Arbeit nimmt sich deshalb dieser Probleme der soziologischen (Emotions-) Forschung an. Sie soll die Hypothese prüfen, dass Emotionen eine wichtige – wenn nicht sogar die zentrale – Rolle im Geflecht von individuellem Handeln und sozialen Strukturen spielen. Diese These mag zunächst paradox erscheinen, da Emotionen im Alltagsverständnis geradezu stellvertretend für alles Individuelle, Unregelmäßige, Spontane und Disruptive stehen. Nicht zuletzt die Ergebnisse der erwähnten Disziplinen machen aber deutlich, dass diese Annahme nicht uneingeschränkt haltbar ist – im Gegenteil: Emotionen, so die These, haben einen maßgeblichen Anteil am alltäglichen, regelmäßigen und kollektiven Handeln der Akteure und bestimmen auf diese Weise entscheidend die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung und damit das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft.

Vor diesem Hintergrund sollen Emotionen konzeptionell und funktionell als *bidirektionale Vermittlungsinstanz zwischen Handlung und Struktur* untersucht werden. Einerseits soll dabei ihre sozialtheoretische Bedeutung für die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung – also den Mikro-Makro-Link – herausgearbeitet werden, andererseits sollen auch neue emotionstheoretische Erkenntnisse gewonnen werden. Emotionen werden dementsprechend sowohl als Explanans als auch als Explanandum untersucht. Auf der einen Seite sollen Emotionen dazu beitragen, Handlungen und daraus resultierende Strukturdynamiken zu erklären, auf der anderen Seite dienen soziale Strukturen wiederum als eine Erklärungsgrundlage für die Entstehung von Emotionen.

Die Analyse vollzieht sich in drei grundlegenden Schritten. Zunächst wird im ersten Schritt der Frage nachgegangen, wie die sozial strukturierte Umwelt die Emotionen der Akteure prägt und die Emotionsentstehung strukturiert, so dass die Hypothese untermauert werden kann, dass in bestimmten sozialstrukturellen Zusammenhängen affektive und emotionale Reaktionen nicht arbiträr verteilt sind, sondern bis zu einem gewissen Grad ursächlich von den sozialen Strukturen abhängen und diese widerspiegeln.

Der zweite und dritte Schritt bestehen darin, zu untersuchen, wie diese sozial strukturierten Emotionen wiederum strukturdynamische Effekte in größeren sozialen Zusammenhängen hervorrufen können. Angenommen wird, dass diese Effekte vor allem in den Handlungen und den sozialen Interaktionen der Akteure zu finden sind, so dass die Analyse sich im zweiten Schritt auf die Rolle von Emotionen im Handeln konzentriert und im dritten Schritt ihre Bedeutung in der sozialen Interaktion untersucht.

Um den Bogen von der sozialen Strukturierung der Emotionen hin zur Strukturierung des Sozialen durch Emotionen zu spannen, ist es unerlässlich, inter- beziehungsweise transdisziplinär zu forschen. Hierbei ausschließlich soziologisch oder sozialpsychologisch argumentieren zu wollen, kann gerade angesichts der Fülle und Differenziertheit vorhandener Paradigmen und Theorien nur zu unzureichenden und lückenhaften Ergebnissen führen. Vor allem Ergebnisse aus den Neuro- und Kognitionswissenschaften, der Sozialpsychologie und natürlich der Soziologie ermöglichen dabei eine tief greifende und ausführliche Bearbeitung der beiden Untersuchungsschritte.

Mit Blick auf die Heterogenität der Forschungslage und der unterschiedlichen disziplinären Traditionen können die zentralen Fragen nur dann zufrieden stellend beantwortet werden, wenn es gelingt, die Perspektiven der einzelnen Disziplinen in einer integrierenden Betrachtung zu zusammenzuführen. Um dies zu ermöglichen, wird im Sinne der »entdeckenden Sozialforschung« die qualitativ-heuristische Analyse als Methode verwendet, die unter anderem ermöglicht, Theorien auf Gemeinsamkeiten und Differenzen hin zu untersuchen, um so blinde Flecken einzelner Theorien oder Theoriebereiche durch Aussagen und Ergebnisse anderer Theorien und Disziplinen zu erhellen (Abbott 2004; Kleinig 1994). Das Ziel der Arbeit besteht dementsprechend auch in der Integration verschiedener Sichtweisen auf Emotionen mit ausgeprägt soziologischer Erklärungsmächtigkeit. Die Arbeit gliedert sich wie folgt:

Kapitel zwei gibt zunächst einen kurzen Überblick über soziologische, insbesondere mikrofundierte Annäherungen an den Mikro-Makro-Link, um damit auch einen geeigneten Rahmen für die folgende, überwiegend emotionstheoretische Untersuchung zu erarbeiten und sie im Problemfeld der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung zu verankern. Die anschließende Vorstellung der Soziologie der Emotionen konzentriert sich neben den gegenwärtigen Debatten vor allem auf aktuelle sozialstrukturelle Emotionstheorien, die einen Grundstein und Referenzpunkt für die wei-

tere Analyse bilden. Anschließend wird auf Basis von Emotionstheorien unterschiedlicher disziplinärer Herkunft eine Arbeitsdefinition sowie eine der Analyse angemessene Perspektive auf Emotionen und Affekte entwickelt.

Kapitel drei widmet sich eingehend dem ersten Schritt der Untersuchung und geht der Frage nach, auf welche Weise und in welchem Umfang die Entstehung von Emotionen durch die soziale Umwelt strukturiert wird. Der erste Teil des Kapitels stellt die neurophysiologischen, der zweite Teil die kognitiven Grundlagen der Emotionsentstehung dar. Dabei wird im Hinblick auf die nachfolgenden Kapitel besonderer Wert auf das Problem der Differenzierung zwischen der bewussten und unbewussten sowie der basalen und komplexen Emotionsentstehung gelegt. Im dritten Teil des Kapitels wird die prinzipielle Offenheit dieser Grundlagen der Emotionsentstehung für die strukturierenden Einflüsse und Prägungen des Sozialen herausgearbeitet, so dass letztendlich ein Bild der *sozialen Strukturierung der Emotionen* entsteht.

Kapitel vier greift im zweiten Schritt diese Strukturierung im Hinblick auf das Handeln und Entscheiden der Akteure auf. Im ersten Abschnitt werden zunächst klassische soziologische Konzeptionen und Determinanten des Handelns sowie entsprechende Akteurmodelle skizziert, die neben Normen und Rationalität zum Teil auch Emotionen berücksichtigen. Im Anschluss daran wird mit Blick auf die in Kapitel drei erarbeiteten Ergebnisse der Einfluss von (sozial strukturierten) Emotionen auf die Determinanten des Handelns und damit auch auf das Handeln selbst herausgearbeitet. Als Resultat entsteht das Konzept des *emotionalen Handelns* als ein Alltagshandeln, das (unter anderem) von sozial strukturierten Emotionen deutlich geprägt ist und das aus diesem Grund maßgeblich zur Reproduktion derjenigen sozialen Strukturen beiträgt, die sich in der Emotionsentstehung wiederfinden.

Kapitel fünf geht im dritten Schritt der Frage nach, wie (sozial strukturierte) Emotionen zur Strukturierung sozialer Interaktionen beitragen. Dazu werden im ersten Teil des Kapitels die Expression von Emotionen sowie die Wahrnehmung dieser Expressionen durch andere Akteure näher untersucht. Der zweite Teil entwickelt auf der Grundlage sozialer Normen ein doppeltes Bild der *emotionsbasierten sozialen Kontrolle*, die sich zum einen in der Normierung und Regulierung von Emotionen ausdrückt und zum anderen in der Funktion von Emotionen bei der Durchsetzung und Aufrechterhaltung sozialer Normen. Beide Aspekte sind ein wichtiger Be-

standteil der gesellschaftlichen Kontrolle sozial strukturierter Emotionen, Handlungen und Interaktionen und tragen auf diese Weise maßgeblich zur Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung bei.

Kapitel sechs fasst schließlich die Ergebnisse der vorangegangenen drei Kapitel zusammen, hebt mögliche Schwachstellen der Argumentation sowie offene Fragen hervor und gibt einen Ausblick auf zukünftige Arbeiten.

2. Strukturen und Emotionen: soziologische Perspektiven

Aufgrund des Vorhabens, Emotionen als bidirektionale Vermittlungsinstanz zwischen Handlung und Struktur zu untersuchen, ist es einerseits notwendig, soziologische Paradigmen und Konzepte zur Erklärung des Zusammenwirkens von Handlung und Struktur und zur Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung zu überblicken, auf deren Grundlage die weitere interdisziplinäre emotionstheoretische Untersuchung erfolgen kann (Mikro-Makro-Fokus). Andererseits bedarf die aktuelle soziologische Emotionsforschung einer kritischen Würdigung, so dass die darin bereits vorhandenen Bezüge zum Mikro-Makro-Link deutlich hervorgehoben werden können (emotionstheoretischer Fokus). Auf diese Weise kann bereits bei der Skizzierung aktueller soziologischer Forschung ohne den expliziten Rückgriff auf Emotionstheorien anderer Disziplinen das Potenzial von Emotionen in Bezug auf die Verbindung von individuellem Handeln und sozialen Strukturen hervorgehoben werden.

Mikrofundierte, kognitiv-wissenssoziologisch orientierte Arbeiten zum Mikro-Makro-Link legen den Grundstein für die im weiteren Verlauf herzustellen Querbezüge zwischen sozialen, kognitiven und emotionalen Strukturen. Da die Soziologie der Emotionen eine vergleichsweise junge Forschungsrichtung ist, werden emotionssoziologische Ansätze und Theorien vergleichsweise detailliert dargestellt, wobei der Schwerpunkt auf solchen Theorien liegt, die einen ausgeprägt sozialstrukturellen Erklärungsanspruch verfolgen.

Auf die separate theoriegeschichtliche Darstellung des emotionsrelevanten Forschungsstands in den Neuro- und Kognitionswissenschaften und der Psychologie kann hier vor allem deshalb verzichtet werden, weil sich die zu erwartenden Ergebnisse in erster Linie auf soziologische Problembereiche konzentrieren, so dass eine Anbindung an die Forschungs- und Theorietradition anderer Disziplinen – zumindest an dieser Stelle – nicht notwendig erscheint.

Umso mehr ist jedoch eine grundlegende interdisziplinäre Arbeitsdefinition von Emotionen erforderlich, die den verschiedenen Analyseebenen und Disziplinen gerecht werden kann und den vielfältigen sozialen Funktionen von Emotion Rechnung trägt. Eine solche Arbeitsdefinition, die den Abschluss dieses Kapitels bildet, muss sowohl für die folgende Untersuchung der Emotionsentstehung als auch für die Rolle von Emotionen im Handeln und in der sozialen Interaktion sowie für Aspekte der sozialen Kontrolle tragfähig sein.

2.1 Kognitive Grundlagen sozialer Ordnung

Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft ist seit jeher originäres Anliegen soziologischer Forschung. Die Frage, wie die Handlungen einzelner Akteure soziale Strukturen einer höheren Aggregationsebene produzieren und reproduzieren, durch die sie gleichzeitig reglementiert werden, ist auch als »Heiliger Grak« der Sozialwissenschaften bezeichnet worden (DiMaggio 1991: 76). Die Beziehung zwischen »mikro« und »makro«, zwischen dem Teil und dem Ganzen, kann als ein universales Problem der Analyse von Vergesellschaftung und Sozialität bezeichnet werden, ganz unabhängig davon, wie die unterschiedlichen Ebenen letztlich konzeptualisiert werden und ob beziehungsweise welche Wechselwirkungen zwischen ihnen angenommen werden, denn »[w]henever a smaller social unit has to take account of or use information about a social unit of substantially larger extension or duration [...], this problem appears« (Gerstein 1987: 93f).

Vor diesem Hintergrund unterscheiden sich die Herangehensweisen zur Lösung sozialer Probleme und Zusammenhänge maßgeblich voneinander und haben zu einer deutlich sichtbaren Spaltung der Disziplin in Mikro- und Makrosoziologien geführt, die sich mittlerweile jedoch merklich aufeinander zu bewegen. So wird einerseits versucht, soziale Ordnung durch spezifische Eigenschaften und strukturelle Qualitäten der Makroebene allein zu erklären, ohne dass dabei ein Modell des Akteurshandelns in Betracht gezogen wird. Diese als Strukturfunktionalismus beziehungsweise methodologischer Holismus bekannte Perspektive betrachtet Instanzen (etwa Normen) und Eigenschaften (etwa Ressourcenallokationen) ei-

nes strukturierten sozialen Systems als dominante und einzig erklärungskräftige Größen in Bezug auf die Beschaffenheit der Makroebene.

Das andere Ende dieses Kontinuums stellen Ansätze dar, die sich lediglich auf den individuellen (idealtypischen) Akteur und dessen Eigenschaften konzentrieren, um so über sein soziales Handeln Aussagen über größere soziale Zusammenhänge und die Entstehung sozialer Ordnung treffen zu können. Diese Perspektive ist als Voluntarismus oder methodologischer Individualismus bekannt (Cook 1991; Hechter 1991). Neben der Mikro- und Makroebene wird oft noch ein dritte, die Mesoebene der sozialen Institution oder Organisation postuliert. Häufig werden auch die Strukturen bestimmter Ebenen als eigenständige Analyseebenen betrachtet (vgl. Alexander/Giesen 1987; DiMaggio 1991; Lawler u. a. 1993; Turner 2002/2003; Wiley 1988).

Verlässt man jedoch diese dualistische Auffassung von Handlung und Struktur, von Mikro- und Makroebene, und konzentriert sich stattdessen auf die Wechselwirkungen zwischen den Ebenen, dann lassen sich auch Aussagen über eine Ebene in Abhängigkeit der jeweils anderen Ebenen treffen: So können von spezifischen Eigenschaften der Makroebene ausgehend Aussagen über die Mikroebene getroffen werden, also Rückschlüsse vom Ganzen auf das Einzelne gezogen werden. Gleichzeitig können dabei auch Aussagen über die Makroebene getroffen werden, in dem man von den Grundlagen des Akteurshandelns (wiederum in Abhängigkeit der Makroebene), also vom idealtypischen Akteur ausgehend, Aussagen über das Ganze trifft (vgl. Knorr-Cetina 1981).

Vor diesem integrativen Hintergrund hat sich in den vergangenen Jahrzehnten vor allem in der US-amerikanischen Soziologie eine Fokussierung auf Theorien abgezeichnet, die sich mit sozialen Mikroprozessen wie zum Beispiel Face-to-Face-Interaktionen, Alltagshandeln und der alltäglichen Routinisierung, Kategorisierung und Klassifizierung befassen, ohne dabei aber den makroskopischen Erklärungsanspruch aus den Augen zu verlieren. Diese Arbeiten zeichnen sich vor allem durch eine Abkehr von der normativen Auffassung sozialer Ordnung hin zu einer *kognitiven* Auffassung derselben aus und beschreiten einen Mittelweg zwischen methodologischem Individualismus und Kollektivismus, den Karin Knorr-Cetina als »methodologischen Situationalismus« bezeichnet (Knorr-Cetina 1981: 2). Entsprechend zentral ist dabei auch ein elaboriertes Modell des Akteurshandelns, ohne das sich keine brauchbaren Aussagen über die Wirkungen sozialer Strukturen auf das Handeln der Akteure treffen ließen:

»Without some highly elaborated model of individual behavior [...] sociologists cannot properly understand the behavioral consequences of different social structures; such an understanding requires the establishment of a link between structural constraints and individual dispositions« (Hechter 1987: 186; zit. nach Cook 1991: 30).

Dieser Ansatz, der sich prinzipiell auch in Colemans (1991) oder Essers (1996) strukturtheoretischem Individualismus wiederfindet, soll im Folgenden vor dem Hintergrund der kognitiven Soziologie weiter erläutert und als Grundlage für die bevorstehende emotionstheoretische Untersuchung aufbereitet werden, so dass deren Ergebnisse auf soziologisch aussagekräftige Modelle bezogen werden und damit besser zur Untermauerung der formulierten Hypothese beitragen können.

Knorr-Cetina (1981) konstatiert in der Einleitung zu ihrem mittlerweile klassischen Sammelband zur Integration von Mikro- und Makrosoziologien einen Boom mikrosoziologischer Theorien seit den 1960er Jahren. Zu diesen Theorien, die als Herausforderung klassischer makrosoziologischer Ansätze verstanden werden können, zählen beispielsweise die Ethnomethodologie, der symbolische Interaktionismus, die Phänomenologie oder die kognitive Soziologie. Diesen Ansätzen sei in Bezug auf das Mikro-Makro-Problem in weiten Teilen gemein, dass sie eine Abwendung von normativen Modellen sozialer Ordnung – wie sie etwa das Akteurmodell des Homo Sociologicus widerspiegelt – zugunsten einer kognitiven sozialen Ordnung postulieren, ohne dabei jedoch das Mikro-Makro-Problem dezidiert anzusprechen (Knorr-Cetina 1981: 2). Dieser *cognitive turn* der Soziologie stellt eine Abkehr von Durkheims Verständnis normativ-moralischer Verpflichtungen als *externer* sozialer Institutionen sowie von Parsons' Internalisierungsmodell dar, das zwar die interne im Gegensatz zur externen Kontrolle hervorhebt, das Handeln aber letztlich auch als Ausführung etablierter normativer Muster versteht.

Diese Abkehr vollzieht sich zu Gunsten von akteursinhärenten Phänomenen, wie zum Beispiel der Sprache und anderer kognitiver Prozesse, die eine zentrale Rolle in der Repräsentation und Interpretation normativer Obligationen spielen. Dabei sind in Bezug auf das Handeln und Verhalten vor allem die *impliziten Wissensvorräte* der Akteure von Bedeutung: »participants act in terms of tacit knowledge and rules which they know how to apply in specific situations, but which they may not be able to explicate« (Knorr-Cetina 1981: 4). Der maßgebliche Unterschied zu normativen Perspektiven sozialer Ordnungsbildung lässt sich auch im Vergleich zur Spra-

che verdeutlichen: Wie auch die Syntax einer sprachlichen Grammatik nicht bewusst erlernt wird, werden auch die Handlungs- und Verhaltensweisen einer Gesellschaft größtenteils nicht bewusst erlernt, sondern sind Teil einer »kognitiven Tiefenstruktur«, die im Zuge der Sozialisation internalisiert wird. Diese Handlungs- und Verhaltensweisen sind im Gegensatz etwa zu Gesetzen und legalen Normen nicht explizit kodifiziert, so dass eine Abweichung von diesen Regeln auch auf andere Weise sanktioniert wird.

Zwar handelt es sich bei kognitiven Tiefenstrukturen, die dem Handeln und Verhalten zu Grunde liegen, nicht um formale syntaktische Strukturen der Sprachkompetenz, sondern um (Wissens-)Systeme der Sinn- und Bedeutungszuschreibung, die um einiges variabler, flexibler und wandelbarer sind als formale Semantiken. Wie die weiteren Kapitel aber noch zeigen, lassen sich in Bezug auf diese kognitiven »Sinnstrukturen« insbesondere auf der Ebene der neuronalen Repräsentation durchaus Mechanismen feststellen, die – besonders in Verbindung mit Affekten und Emotionen – einer Fixierung und Prägung ähnlich der der sprachlichen recht nahe kommen. Durch diese hervorgehobene Bedeutung der Kognitionen lässt sich dann eine alternative oder zumindest abgewandelte Sicht auf die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung einnehmen:

»Instead of a society integrated by common values and moral constraints, it is the *cognitive order of sense making and describing* which emerges from microscopic studies of social life. [...] In a sense, the problem of social order is redefined by turning the traditional approach to social order on its head. Social Order is not that which holds society together by somehow controlling individual wills, but that which comes about in the mundane but relentless transactions of these wills. The problem of social order has not only turned into a problem of cognitive order; it has also turned from a macro-level problem to a *micro-problem* of social action« (Knorr-Cetina 1981: 7; Hervorh. im Original).

Vor diesem Hintergrund kann das Ziel der Arbeit auch alternativ formuliert werden: nämlich zu zeigen, dass es sich nicht nur um eine kognitive Ordnung von Sinnzuschreibung und Bedeutungsstiftung handelt, sondern ebenso um eine emotionale. Strenger kann formuliert werden, dass eine solche kognitive Ordnung ohne eine entsprechende affektiv-emotionale Ordnung empirisch nicht existieren und im Sinne des kognitiven Ansatzes funktionieren kann. Um dies zu zeigen, muss nicht notwendigerweise eine streng methodologisch-individualistische Sicht eingenommen werden, wie sie zum Beispiel dem Homo Oeconomicus zu Grunde liegt. Der von

Knorr-Cetina (1981) favorisierte »methodologische Situationalismus«, der neben dem individuellen Akteur auch auf die soziale Situation beziehungsweise Interaktion verweist, eignet sich dazu deutlich besser.

Bewegt man sich auf der Ebene des Individuums und dessen kognitiver Kompetenzen und sozialen Wissensvorräte, kommt man nicht umhin, Position auch zu den *Kognitionswissenschaften* zu beziehen, die sich entsprechend des *cognitive turn* der Soziologie etwa seit den 1960er Jahren ausführlich mit den computationalen und repräsentationalen Kapazitäten des Geistes und der entsprechenden strukturellen sowie funktionalen Repräsentation dieser Kapazitäten – unter anderem auch auf neuronaler Ebene – befassen (Heckathorn 1989: 97). Eine Annäherung der Soziologie an die Kognitionswissenschaften kann im deutschsprachigen Raum bislang kaum (vgl. Reichertz/Zaboura 2006), im englischsprachigen Raum auch erst seit wenigen Jahren beobachtet werden (vgl. S. P. Turner 2002), wobei die Kognitionswissenschaften sich ihrem Selbstverständnis nach seit jeher als eine Disziplin übergreifende Initiative verstehen, die neben neurowissenschaftlichen, informatischen oder psychologischen auch soziologische und anthropologische Perspektiven umfasst.

Knorr-Cetina (1981) sieht diese Zurückhaltung von soziologischer Seite vor allem darin begründet, dass ein Großteil der Soziologen nach wie vor das *sinnhafte intentionale Handeln* nach Weberscher Auffassung als kleinste Analyseeinheit ihrer Disziplin betrachten, aus der – sofern man der dargestellten Mikrosichtweise folgt – soziale Strukturen und Ordnungsbildungsprozesse entstehen. Eine Beschränkung auf das sinnhafte soziale Handeln als kleinste Analyseeinheit erscheint Knorr-Cetina aber bereits 1981 – also lange vor dem Boom, den die Neuro- und Kognitionswissenschaften durch das Aufkommen neuer, insbesondere bildgebender Methoden erfahren haben – als unangemessene Einschränkung des soziologischen Aktionsradius.

Schon in den 1980er Jahren hat sich gezeigt, dass auch diese »kleinste Einheit« soziologischer Analyse weiter zerlegt werden kann, und zwar in soziologisch sinnvolle und erklärungs mächtige Einheiten, wie zum Beispiel die im weiteren Verlauf eingehend dargestellten Schemas, Skripte und assoziativen Netzwerke. Diese Konzepte zeigen, dass (nonverbale) soziale Strukturen auch jenseits der heute etwa von Jürgen Habermas (2006) ulti-

mativ geforderten sprachlichen Akte und Strukturen existieren (Knorr-Cetina 1981: 29)³.

Für einige Autoren liegt diese »Mikro-Grenze« auch nicht unbedingt im Bereich der Kognitionen: Wie Abschnitt 3.3.1 skizziert, lässt sich durchaus zeigen, dass auch die biologische Ebene zur Erklärung der hier thematisierten Probleme herangezogen werden kann und unter Umständen auch herangezogen werden muss, wobei zu bemerken ist, dass die Vorbehalte der Soziologie gegenüber biologischen Erklärungskomponenten noch drastischer ausfallen als gegenüber psychologischen. »To many sociologists, ›biology‹ and the ›social‹ are locked in an explanatory zero-sum game in which any ground ceded to the former diminishes the value of sociology« (Freese u. a. 2003: 234).

Sich den kognitiven Determinanten des sozialen Handelns – und damit auch der Psychologie – weiter zu nähern und sie zum Gegenstand der soziologischen Analyse zu machen, ist nicht zuletzt auch an den Befürchtungen gescheitert, damit eine unzulässige *Reduktion* des eigentlichen Untersuchungsgegenstands – der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung und Strukturierung – vorzunehmen und der Komplexität der sozialen Welt nicht mehr gerecht werden zu können.

Exemplarisch für diese Befürchtung stellen Eberlein und von Kondratowitz (1977) in einem gleichnamigen Sammelband die Frage »Psychologie statt Soziologie?«, in dem eine Reihe prominenter deutschsprachiger Sozialwissenschaftler Stellung zur »Reduzierbarkeit sozialer Strukturen auf Verhalten« nimmt. Gegenstand der Debatte des Bandes sind insbesondere das reduktionistische und das verhaltenstheoretische Programm nach Hummell und Opp (1971), die – nicht unprovokativ – argumentiert hatten, »daß sozialpsychologische Theorien zur Erklärung von (singulären) Ereignissen, mit denen sich Soziologen befassen, anwendbar sind, daß bei einer Konfrontierung von sozialpsychologischen mit soziologischen Theorien die soziologischen Theorien modifiziert werden müssen und schließlich daß aus sozialpsychologischen Aussagen auch neue soziologische Theorien ableitbar sind« (Opp 1977: 70; Hervorh. ausgelassen).

Ganz ähnlich argumentiert 25 Jahre später auch Paul DiMaggio (2002), der anhand von drei Schwerpunkten verdeutlicht, »Why Cognitive (and Cultural) Sociology Needs Cognitive Psychology«: Erstens kann die Psychologie empirisches Handwerkszeug bereitstellen, das dazu beitragen

³ Vgl. dazu auch die Debatte in der *Süddeutschen Zeitung* vom 19. Januar beziehungsweise 25. April 2006.

kann, klassische soziologische Probleme empirisch besser zugänglich zu machen. Zweitens können vor allem Theorien sozialer Kognition helfen, blinde Flecken in der soziologischen Theorie – DiMaggio nennt hier zum Beispiel Bourdieus Habitus-Konzept – aufzuhellen und drittens erlauben sie einen tieferen Einblick in sozial geprägte Informationsverarbeitungsprozesse (DiMaggio 2002: 275).

Wie schon Opp (1977) in Entgegnung des Vorwurfs der unzulässigen Reduktion komplexer sozialer Sachverhalte auf »einfache« psychologische Mechanismen deutlich macht, weist auch Knorr-Cetina (1981: 19ff) nachdrücklich darauf hin, dass Komplexität, entgegen der gängigen soziologischen Auffassung, nicht in erster Linie eine Frage zahlenmäßiger Größe oder räumlicher oder zeitlicher Ausdehnung ist, sondern sich vor allem durch die möglichen Wechselwirkungen der betrachteten Elemente eines Systems ergibt (vgl. auch Heckathorn 1989: 99f). Insofern lässt sich mit fortschreitenden Kenntnissen über die Determinanten des Handelns und Verhaltens – nicht zuletzt auch aufgrund neuer Methoden – kaum plausibel die Behauptung aufrecht erhalten, mit der Einbeziehung psychologischer Theorien in die soziologische Analyse würde grundsätzlich eine unzulässige Vereinfachung vorgenommen. Dies trifft besonders dann zu, wenn man sich, wie auch Opp (1977) anmerkt, auf ein Bild psychologischer Theorien bezieht, das schon den Forschungsstand am Ende der 1970er Jahre nicht korrekt wiedergegeben hat und mit den aktuellen Arbeiten und Erkenntnissen kaum noch etwas gemeinsam hat (vgl. Schwarz 1998). Aus denselben Gründen sieht auch Esser den Vorwurf des individualistischen Reduktionismus als ungerechtfertigt an und spricht vielmehr von einer »reduktive[n] soziologische[n] Erklärung kollektiver Sachverhalte« – einer »reduktive[n] Tiefenerklärung« (Esser 2000a: 12f).

Ausgehend von dieser Sicht auf frühe soziologische Arbeiten hat sich vor allem innerhalb der Psychologie die so genannte »soziologische Sozialpsychologie« als Forschungsgebiet etabliert, die sich großenteils mit dem Wechselspiel von Persönlichkeit und sozialen Strukturen befasst, wobei Persönlichkeit als Synonym für vergleichsweise stabile und andauernde kognitive Strukturen verstanden werden muss, zu denen etwa Werte, Einstellungen, Motive, Bedürfnisse, Überzeugungen und Ansichten zählen (House 1981; Stolte u. a. 2001). Diese soziologische Sozialpsychologie kann als psychologisches Äquivalent zu den von Knorr-Cetina (1981) angesprochenen mikrosoziologischen Theorien gesehen werden, die sich anders als die »herkömmliche« Sozialpsychologie nicht mit dem Einfluss

der sozialen Umwelt auf individuelle Psychologien zufrieden gibt, sondern darüber hinaus den Anspruch erhebt, auch Aussagen über gesellschaftliche – makrosoziale – Phänomene treffen zu können und sich deshalb auch selbst als eine Mikrosoziologie versteht (Stolte u. a. 2001: 388).

Die soziologische Sozialpsychologie geht folglich davon aus, dass stabile *soziale Strukturen* die *kognitiven Strukturen* der Akteure prägen, die dann wiederum durch ihr Handeln und Verhalten diese Strukturen verfestigen und die entsprechende soziale Ordnung reproduzieren (House 1981; Stolte u. a. 2001). Individuelle Unterschiede im Handeln und Verhalten lassen sich also als eine Ursache der sozialstrukturellen Umstände erklären und sollten folglich in der Empirie – zumindest bei hinreichend großen Stichproben – nicht arbiträr verteilt, sondern sozial strukturiert vorliegen (House 1981: 540).

Jedoch zeichnet sich die soziologische Sozialpsychologie durch eine starke Fokussierung auf die Prägung der kognitiven Strukturen durch soziale Strukturen aus, wobei die Nähe zu ausgereiften psychologischen Kognitionstheorien ebenso deutlich wird wie die Schwäche in Bezug auf die soziale Strukturierung (Callero 1991: 51). Darüber hinaus beschränkt sich dieser Forschungszweig auch in weiten Teilen auf die Frage, *wie* Akteure in Abhängigkeit umgebender sozialer Strukturen denken (DiMaggio 2002). In dieser Hinsicht kann die kognitive Soziologie beziehungsweise die Wissenssoziologie bedeutende weiterführende Impulse liefern. Seit Karl Mannheims wegweisenden Arbeiten vermag sie auch Aussagen darüber zu treffen, *was* Akteure in Abhängigkeit sozialer Strukturen denken und wie sie basierend auf diesen Kognitionen handeln und dadurch zur Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung beitragen (Mannheim 1929: 227–267, 1980: 79ff).

So kann die Position der kognitiven Soziologie im Vergleich zum Anspruch der Kognitionswissenschaften mit den einleitenden Worten von Eviatar Zerubavel (1997: 1) gut umschrieben werden:

»Why do we eat sardines yet never goldfish, ducks yet never parrots? Why does adding cheese make a hamburger a ›cheeseburger‹, whereas adding ketchup does not make it a ›ketchupburger‹? And why are Frenchmen less likely than Americans to find snails revolting? By the same token, how do we come to regard gold as more precious than water? [...] And how do we ›remember‹ things that happened long before we were born? In its present state, cognitive science cannot provide answers to any of these questions.«

Die Antworten auf diese Fragen lassen sich näherungsweise auch mit den Untersuchungen der soziologischen Sozialpsychologie geben, die diesen Vorgang als Wirkung sozialer Strukturen auf die Strukturierung der Kognitionen der Akteure beschreiben würde.

Zerubavel (1997) macht hingegen deutlich, dass eine solche Analyse aus soziologischer Perspektive allein aber nicht ausreicht beziehungsweise einem Mikro-Makro-Erklärungsanspruch nur in Ansätzen gerecht werden kann. Er weist darauf hin, dass eine Vermeidung beziehungsweise Auflösung der individuellen Kognition nicht durch einen kognitiven Universalismus ersetzt werden sollte. Allein die Tatsache, dass Kognitionen eine weit reichende Plastizität aufweisen und durch die soziale Umwelt geprägt werden, bedeutet nicht, dass dadurch ein grundsätzlicher Prozess der Homogenisierung stattfindet. Im Gegenteil: Zerubavel betont, dass für die Soziologie auch immer die kognitiven Unterschiede und die Vielfältigkeit von Bedeutung sind, die sich in bestimmten *thought communities* niederschlagen, also in distinkten sozialen Einheiten, die auf je unterschiedliche Weise Kognitionen prägen und sie zu Konventionen machen, zum Beispiel in Religionsgemeinschaften, Vereinen, Berufen, politischen Parteien, Generationen oder Nationen (Zerubavel 1997: 9f).

Zerubavel (ebd.) plädiert deshalb für einen *komparativen* Zugang zu Kognitionen, der die Differenzen ebenso wie die Übereinstimmungen von Kognitionen aus unterschiedlichen *thought communities* hervorhebt. Erste Schritte in eine solche Richtung lassen sich vor allem im Schnittpunkt von Kultur und Kognition finden, mit dem sich die kognitive Anthropologie und die Ethnologie seit einiger Zeit befasst (D'Andrade 1981; DiMaggio 1997; Shore 1996; Sperber/Hirschfeld 2004). Für die kognitive Soziologie sind hingegen die Existenz unterschiedlicher kognitiver Strukturen sowie deren horizontale und vertikale Variabilität auch *innerhalb* einer Kultur von entscheidendem Interesse (House 1981: 542ff; Zerubavel 1997: 11).

Den Prozess der Prägung der Kognitionen durch beziehungsweise innerhalb einer *thought community* umschreibt Zerubavel in Anlehnung an Berger und Luckmann (1969) mit der primären und sekundären kognitiven Sozialisation, die insbesondere auch den Eintritt in die Sphäre der Intersubjektivität erlaubt (vgl. Simpson 1980). Intersubjektivität kann als unabdingbare Voraussetzung für eine sozial funktional erfolgreiche Sozialisierung angesehen werden, denn sie erlaubt – insbesondere mit Mitteln der Sprache – die Grenzen der eigenen Subjektivität zu überwinden und an den Kognitionen anderer Akteure teilzuhaben und die eigenen Kognitio-

nen anderen zuteil werden zu lassen (Cicourel 1973; Zerubavel 1997). Die Gebundenheit in einer Vielzahl von *thought communities* führt dabei zu einer multiplen sekundären Sozialisation und damit zu einer großen Bandbreite und Diversifikation der kognitiven Strukturierung, die zu mehreren kognitiven »Repertoires« und zu einer Art »kognitivem Pluralismus« führt (Zerubavel 1997: 17). Dieser Pluralismus ist trotz der starken Homogenisierungstendenzen zum Beispiel durch Massenmedien und Populärkultur wesentliches Kennzeichen moderner Gesellschaften und spiegelt auch deren zunehmende funktionale und strukturelle Differenzierung wieder (vgl. Sperber/Hirschfeld 2004).

Diese kognitiven sozialen Strukturen als akteursinterne Repräsentationen sozialer Ordnungen bedingen, wie und was Akteure denken. Sie dienen in zweifacher Hinsicht als Grundlage der weiteren Argumentation, insbesondere im ersten Schritt der Untersuchung: Erstens werden diesen Kognitionen in ihrer Funktion als Stifter einer gemeinsam geteilten Sinnwelt und als Voraussetzung für Intersubjektivität *Emotionen* zur Seite gestellt. Emotionen, so die Hypothese, ermöglichen die dargestellten Funktionen der Kognitionen in weiten Teilen überhaupt erst. Sie sind eine notwendige Komponente im Zusammenspiel von Kognitionen und sozialen Strukturen. Zweitens spielen diese kognitiven Strukturen eine bedeutende Rolle für die soziale Strukturierung von Emotionen. Liegen Kognitionen als eine wesentliche Entstehungsgrundlage von Emotionen in sozial strukturierter Form vor, liegt die Vermutung nahe, dass auch die daraus resultierenden Emotionen vergleichbare Strukturen aufweisen. Diesen Fragen wird in Kapitel drei ausführlich nachgegangen.

Neben diesen kognitiv-soziologischen Ansichten zum Problem, was Akteure in Abhängigkeit sozialer Strukturen Denken (und Empfinden) und wie dieses Denken (und Empfinden) selbst sozial strukturiert wird, besteht für mikrosoziologische und kognitive Ansätze nach wie vor das zentrale Problem der *Skalierung* auf größere soziale Zusammenhänge – auf die Makroebene und damit den eigentlichen Erklärungsgegenstand der Soziologie. Knorr-Cetina (1981: 25f) fasst die unterschiedlichen Möglichkeiten einer solchen Skalierung anhand von zwei Hypothesen zusammen: die der un-intendierten Konsequenzen und die der Aggregation.

Die Hypothese der un-intendierten Konsequenzen des Handelns geht nicht davon aus, dass sich Makrophänomene zur Gänze auf Mikroereignisse zurückführen lassen, sondern postuliert, dass Makrophänomene eine Folge der un-intendierten (und intendierten) Konsequenzen von Mikroepi-

soden, insbesondere Handlungen und Interaktionen sind. Damit behaupten diese Ansätze die *Emergenz* sozial strukturierter Makrophänomene, die dementsprechend Qualitäten aufweisen, die die konstituierenden Elemente (Akteure) für sich allein nicht aufweisen – sie sind folglich mehr als die Summe ihrer Teile. Dieser Emergentismus geht in der Regel auch nicht davon aus, dass (bislang) nur unzureichende Erklärungen für diese neuen Qualitäten von Makroentitäten zur Verfügung stehen, sondern dass emergente Phänomene sich kategorisch nicht restlos auf Mikroereignisse zurückführen lassen und damit a priori unreduzierbar bleiben müssen (Heintz 2004; Sawyer 2001).⁴

Die Hypothese der Aggregation besagt hingegen, dass sich Makrophänomene aus der Aggregation und Wiederholung vieler gleichartiger Mikroereignisse zusammensetzen, wobei Mikroereignisse Handlungen, Verhaltensweisen und soziale Interaktionen bezeichnen. Die Aggregationshypothese, die als radikalste Interpretation des *cognitive turn* in der Soziologie gilt, besagt demnach, dass alle Makrophänomene, mit denen es die Soziologie zu tun hat, beispielsweise Institutionen, Mobilitätsraten oder Einkommensunterschiede, logisch aus einer entsprechenden Analyse aller dafür relevanten Mikroelemente und -prozesse abgeleitet werden können (Knorr-Cetina 1981: 26).

Diese Sicht findet sich besonders in Randall Collins' Theorie der Interaktionsrituale, die vergleichbar auch von Jonathan Turner und im deutschsprachigen Raum vor allem von Hartmut Esser vertreten wird (Collins 1981/2004; Esser 1996; Turner 1988/2003; Turner/Collins 1989). Obgleich Makrophänomene aus dieser Perspektive die Struktur eines sozialen Systems charakterisieren, bleiben sie doch nichts anderes als Aggregate vergleichbarer und regelmäßiger Mikroepisoden. Soziale Strukturen sind dementsprechend bereits *inhärente* Eigenschaften dieser Mikrophenomene und entstehen nicht erst aus ihren Zusammenhängen (Knorr-Cetina 1981: 26).

Collins' und Turners Theorien sind auch deshalb für diese Arbeit von besonderer Bedeutung, weil in ihnen nicht nur die kognitiven, sondern auch die emotionalen Grundlagen der Aggregation und Strukturierung eine zentrale Rolle spielen, die im weiteren Verlauf der Arbeit noch näher erläutert und weiter aufgegriffen werden. So sieht etwa Collins eine zentrale Funktion der Emotionen darin, die aus Kognitionen resultierende Vielzahl

⁴ Vgl. zur kategorischen Unterscheidung zwischen Aggregation und Emergenz Wimsatt (2000).

von potenziellen Handlungsoptionen auf ein entscheidbares Maß an Alternativen zu reduzieren (vgl. Collins 1981: 994).

Aus ähnlichen Gründen wird auch Essers (1999) Ansatz »makrofundierter Mikroerklärungen« und »mikrofundierter Makroerklärungen« (Greshoff/Schimank 2003: 4) noch von Bedeutung sein. An ihm lässt sich exemplarisch zeigen, dass für die Erklärung der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung über Mikroepisoden und Aggregationshypothesen das Konzept der rationalen oder auch begrenzt rationalen Wahl allein nicht ausreicht. Essers methodologisch individualistische Theorie verfügt zwar über deutliche Querbezüge zu den kognitiven Strukturen der Akteure, berücksichtigt dabei aber die Funktion von Emotionen nur bedingt (Esser 2006/1999). Insofern stellt sie neben den hier dargestellten Ansätzen eine geeignete Möglichkeit dar, die Rolle von Emotionen im Handeln innerhalb der eingenommenen Mikrosichtweise weiter zu spezifizieren (vgl. Kapitel vier).

Knorr-Cetina (1981: 30ff) erweitert nun die Hypothesen der Aggregation und der unintendierten Konsequenzen um die der »Repräsentation«, mit deren Hilfe sie versucht, das Dilemma der ersten beiden Hypothesen aufzulösen. Dieses Dilemma besteht darin, dass einerseits *sämtliches* soziale Handeln in sozialen Mikrosituationen stattfindet, und dass andererseits diese Mikrosituationen untereinander und miteinander in Beziehung treten und unintendierte Wechselwirkungen hervorbringen, die sich wiederum auf das Handeln der Akteure auswirken. Die Hypothese der Repräsentation sucht einen Ausweg aus diesem Dilemma in der Annahme, dass die unintendierten Wechselwirkungen zwischen den Mikroepisoden in erster Linie von den Akteuren wahrgenommen beziehungsweise konstruiert werden und insofern primär als *kognitive Repräsentationen* existieren. Das Dilemma kann durch eine solche Annahme insofern aufgelöst werden, als dass die soziale Realität sich zwar aus Mikroepisoden zusammensetzt, gleichzeitig aber die Makrophänomene als *endogene* Faktoren dieser Mikroepisoden betrachtet und in Rechnung gestellt werden (ebd.: 31ff).

Demzufolge existieren soziale Strukturen, abgesehen von ihrer Verdinglichung und Reifikation, in erster Linie *innerhalb* des Akteurs und konstruieren sich durch strukturierte Denk- und Handlungsweisen.

»Aggregation [...] findet im Kopf des Handelnden statt und nicht auf einer davon abgehobenen Ebene des »sozialen Systems«, der »Lebenswelt« oder des »kommunikativen Handelns«. Ebenso, wie die »soziale Konstruktion der Wirklichkeit« immer und unreduzierbar eine Leistung jedes Individuums bleibt, besteht das Gesell-

schaftliche, das in sie eingeht, nicht in den objektivierten sozialen Strukturen oder Herrschaftsverhältnissen, sondern in deren subjektiver mentaler Repräsentation« (Fischer 1989: 28; vgl. Howard 1994).

Vergleichbar mit dieser Sicht auf soziale Strukturen sind auch die von Uwe Schimank postulierten Deutungs- und Erwartungsstrukturen (Schimank 2000) und ähnliche (repräsentationale) Positionen sind auch mit Blick auf soziologische *grand theories*, etwa die von Pierre Bourdieu und Anthony Giddens, zu erkennen. Bereits mehrfach ist darauf hingewiesen worden, dass Bourdieus Konzept des *Habitus* gut als analytisches Verbindungsglied zwischen individuellem Handeln und sozialer Strukturierung fungieren kann. Bourdieus Erklärungen für die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung sind vor allem verinnerlichte und habitualisierte Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Verhaltensmuster, die die Praktiken zwar strukturieren, jedoch nicht vollends determinieren. Sie sind vielmehr »Systeme dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, [...] strukturierte Strukturen, die wie geschaffen sind, als strukturierende Strukturen zu fungieren« (Bourdieu 1993: 98; zit. nach Heidenreich 1998). Durch das Habitus-Konzept lokalisiert Bourdieu die Strukturen der sozialen Welt im Akteur selbst und in dessen kognitiven Denk- und Wahrnehmungsstrukturen (DiMaggio 1997; Heidenreich 1998; Lizardo 2004).

Bourdieu unterscheidet dabei analog zu den skizzierten Prinzipien der kognitiven Strukturierung und der Aggregation zwei grundsätzliche Perspektiven auf den Habitus: Zum einen dient er ihm als Wahrnehmungs- und Kategorisierungsstruktur, zum anderen aber als eine generative Struktur des sozialen Handelns. Im Habitus findet sich die Koinzidenz von objektiven und internalisierten Strukturen, die die Illusion eines intersubjektiven Verstehens erzeugt (Lizardo 2004: 379). Insofern kann Bourdieus Habitus-Theorie auch als Integration eines psychologischen und soziologischen Strukturalismus verstanden werden, die den Habitus zugleich als subjektive und objektive (kognitive) Struktur charakterisiert.

Auf vergleichbare Weise lassen sich auch Giddens' Arbeiten interpretieren, der jedoch ein gänzlich anderes Strukturverständnis als Bourdieu zu Grunde legt. Bei Giddens (1984) wird die Dialektik, die bei Bourdieu subjektive und objektive Strukturen kennzeichnet, zur Dualität der Struktur, das heißt, soziale Strukturen bestimmen die Handlungsbedingungen und -möglichkeiten und werden gleichzeitig durch eben diese reproduziert (Giddens 1984). Soziale Ordnung entsteht Giddens zufolge aus der Reproduktion von Strukturen in der sozialen Interaktion und durch die Routini-

sierung des Alltagshandelns, die ihren Ursprung wiederum im »praktischen Bewusstsein« hat. Dieses praktische Bewusstsein umschreibt (im Gegensatz zum »diskursiven Bewusstsein«) streng genommen keinen Bewusstseinszustand, sondern bringt die Möglichkeit zum Ausdruck, dass gerade das Alltagshandeln häufig unbewusst abläuft, beziehungsweise die Grundlagen des Alltagshandelns dem Akteur nicht bewusst (diskursiv) zugänglich sind. Vielmehr handelt es sich bei diesem praktischen Bewusstsein um *allgemeine* und *sozial verteilte Wissensstrukturen*, die von einer hinreichend großen Anzahl an Akteuren geteilt werden und sich vor allem auf soziale Zusammenhänge beziehen. Zu diesen impliziten Wissensbeständen zählt Giddens zum Beispiel auch soziale Normen, Regeln und Konventionen (Cohen 1989: 27, 44).

Diese mikrofundierte Aggregationsmechanismen sind neben der Strukturierung der Kognitionen und den bereits erwähnten emotionalen Komponenten eine weitere Grundlage der Argumentation dieser Arbeit. Aufbauend auf dem darin enthaltenen Skalierungs- und Aggregationsverständnis kann die Berücksichtigung von Emotionen dazu beitragen, die Übersetzung kognitiver Strukturen in konkrete und regelmäßige Handlungs- und Interaktionszusammenhänge vorzunehmen. Die Bedeutung von Emotionen für das Handeln und die soziale Interaktion wird im zweiten und dritten Untersuchungsschritt in den Kapiteln vier und fünf auf Basis der hier entwickelten Aggregationsmechanismen eingehend analysiert.

Will man diese Perspektiven auf einige wenige zentrale Aussagen verdichten, um wie eingangs erwähnt eine Agenda für die weitere emotionstheoretische Analyse zu setzen, dann kann festgehalten werden, dass eine Reihe guter Argumente dafür spricht, soziale Strukturen (auch) im Akteur zu verorten und sie nicht – lediglich – als exogene Phänomene zu betrachten. Nahezu alle dargestellten mikroorientierten Arbeiten bestimmen die näheren Eigenschaften dieser akteursinternen sozialen Strukturen in den *Kognitionen* der Akteure und postulieren somit letztlich kognitive Strukturen, die sich zumindest äquivalent zu sozialen Strukturen verhalten beziehungsweise eben diese sozialen Strukturen *sind*. Unter Kognitionen werden dabei vor allem der mentale Gehalt, das heißt mentale Repräsentationen wie Überzeugungen, Ansichten, Absichten oder Vorstellungen, aber auch Prozesse wie zum Beispiel das Wahrnehmen, Entscheiden, Abwägen, Urteilen sowie die Speicherung und der Abruf von Informationen verstanden. Die soziale Umwelt – die Gesellschaft – strukturiert in diesen Fällen also die Kognitionen der Akteure. Da Kognitionen wiederum zentrale

Bestandteile des Handelns und Verhaltens sind, kann angenommen werden, dass diese subjektiven kognitiven Strukturen ebenfalls die Handlungen der Akteure strukturieren, die dann wiederum objektive soziale Strukturen schaffen beziehungsweise reproduzieren.

In diesem Sinn soll im Folgenden vor allem gezeigt werden, dass zur Aufrechterhaltung dieses Modells der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung die Berücksichtigung von Emotionen und Affekten *unabdingbar* ist, wie zum Beispiel die Theorien von Collins und Turner gut zeigen und die deshalb der weiteren Argumentation bis zu einem gewissen Grad auch als Ausgangs- und Anhaltspunkt dienen. Emotionen wird in diesem Modell – wie erwähnt – die Funktion einer bidirektionalen Vermittlungsinstanz zwischen Handlung und Struktur zugeschrieben, die in gewisser Hinsicht eine *strukturelle und strukturierende Priorität vor den Kognitionen* genießt.

Es wird zum einen argumentiert, dass die soziale Umwelt nicht nur die Kognitionen, sondern auch die Affekte und Emotionen der Akteure strukturiert und zum anderen, dass die Strukturierung des Sozialen nicht nur über Kognitionen als Grundlage von Handlungen, sondern auch über Emotionen und Affekte als Handlungsgrundlage verläuft. Um die Positionen der soziologischen Sozialpsychologie und der kognitiven Soziologie noch einmal aufzugreifen, verdeutlicht diese Arbeit deshalb nicht nur, wie und was Akteure in Abhängigkeit von sozialen Strukturen denken, sondern auch wie und was sie in Abhängigkeit von sozialen Strukturen fühlen und empfinden. Aufgabe der folgenden Kapitel ist es deshalb immer auch, das Verhältnis von und die Wechselwirkungen zwischen Kognition und Emotion zu klären.

2.2 Emotionsforschung und Soziologie

Nachdem im vorangegangenen Abschnitt ein kurzer Überblick über unterschiedliche Mikro- und Makroperspektiven soziologischer Theorien gegeben und ein integrativer kognitiver Theorieansatz skizziert wurde, der sich als Basis und Ausgangspunkt für die weitere emotionstheoretische Untersuchung eignet und sich durch die Betrachtung von Emotionen und entsprechenden interdisziplinären Theorieangeboten spezifizieren und erweitern lässt, gibt dieser Abschnitt zunächst einen Überblick über die Soziolo-

gie der Emotionen und formuliert anschließend eine interdisziplinäre Perspektive auf Emotionen, die den weiteren Analysen zu Grunde gelegt wird und darüber hinaus eine Kopplung mit den dargestellten Mikro-Makro-Transitionen erlaubt.

Die Soziologie hat in den vergangenen Jahren zunehmend erkannt, dass Emotion einen fundamentalen Bestandteil der *conditio humana* ausmachen. Lange Zeit galten Emotionen als »irrationale Störfaktoren« soziologischer Erklärungsbestrebungen, als Ausnahme, die die Regel eines ansonsten überwiegend rational und normativ motivierten und strukturierenden Handelns bestätigt. Heute wird zunehmend klar, dass besonders Emotionen sowohl für die individuelle – biologische und psychologische – Funktionalität als auch für die Funktion von zwischenmenschlichen Beziehungen und die Integrität größerer sozialer Einheiten von zentraler Bedeutung sind. In diesem Zusammenhang haben die soziologische und die sozialpsychologische Forschung in den vergangenen Jahrzehnten deutlich zeigen können, dass Emotionen keineswegs ein rein psychisches Phänomen darstellen, sondern in besonderem Maße von der sozialen Umwelt abhängen, in der sich ein Akteur bewegt.

Bei entsprechender Betrachtung zeigt sich, dass Emotionen nicht nur aus subjektzentrierter (das heißt psychologischer, biologischer, neurologischer), sondern auch aus gesellschaftlicher (soziologischer) Perspektive analysiert werden müssen, um einem umfassenden Verständnis dieses Phänomens nahe zu kommen. Dabei kann das Soziale nicht nur als ein wesentlicher Aspekt der phylogenetischen, ontogenetischen sowie aktualgenetischen *Entstehung* von Emotionen angesehen werden, sondern die Emotionen der Akteure üben einen ebenso maßgeblichen Einfluss auf die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung – des Sozialen – aus.

Erste, sporadische Andeutungen hinsichtlich einer solchen Bedeutung von Emotionen sind bereits bei den Klassikern der soziologischen Theoriegeschichte wie zum Beispiel Emile Durkheim (1897/1912/1930), Georg Simmel (1921), Max Weber (1922) oder Norbert Elias (1976) zu finden. Ohne eine umfassende Konzeptualisierung der Emotionen aus soziologischer Perspektive vorgelegt zu haben, offenbarten diese Soziologen sehr wohl in ersten Ansätzen die Bedeutung der Emotionen in Bezug auf die Wechselwirkungen individueller und gesellschaftlicher Phänomene. Inwieweit diese Theorien im Detail zur Entstehung der heutigen Emotionssoziologie beigetragen haben, soll hier jedoch nicht weiter thematisiert werden. Hervorragende Übersichten dazu finden sich in Beiträgen etwa von

Sighard Neckel (1991: 81–106, 121–145) (insbesondere Elias und Simmel), Jürgen Gerhards (1988a: 24–52) (vor allem Weber, Durkheim und Simmel), Helena Flam (2002a: 15–89) (Simmel, Weber und Durkheim) sowie Jack Barbalet (1998).

Möglicherweise hat jedoch nicht zuletzt Webers Abhandlung über den omnipräsenten Rationalisierungsprozess des Abendlands, und damit verbunden die Konstatierung eines Zurückweichens religiöser und emotionaler Einflussgrößen, dazu geführt, dass eben dieser Vormarsch der Rationalität im Gesellschaftlichen auch das Hauptinteresse vieler Soziologen in den folgenden Jahrzehnten bestimmt hat (Weber 1922). So haben vermutlich auch Talcott Parsons' Übersetzung des Weberschen Werks in die englische Sprache und die davon ausgegangene Adaption seiner Thesen innerhalb der US-amerikanischen Soziologie ebenso wie Parsons' (1951) eigenes Hauptwerk dazu geführt, die »affektive Neutralität« als einen zentralen Aspekt moderner Gesellschaften anzusehen. »Under the aegis of this conceptualization, emotion was regarded as not only irrational but pre-modern: such views became sociological conventions« (Barbalet 1998: 16).

Diese Konventionen brachen etwa Anfang der 1970er Jahre vor allem in der US-amerikanischen Soziologie auf, innerhalb derer sich seitdem eine differenzierte und überaus aktive Soziologie der Emotionen entwickelt hatte, die sich auch explizit mit der Rolle von Emotionen im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft befasst (vgl. Stets/Turner 2006). Diese Entwicklung und der heutige Stand der Emotionssoziologie sollen im Folgenden mit Blick auf die weitere Vorgehensweise in Bezug auf

- die Entstehung von Emotion,
- die Rolle von Emotion im Handeln und Verhalten,
- die Bedeutung von Emotionen in der sozialen Interaktion sowie
- in der sozialen Strukturierung

herausgearbeitet werden.

Bedauerlicherweise nimmt die Emotionssoziologie bis heute nur in geringem (aber zunehmendem) Maße Kenntnis von Emotionstheorien anderer Disziplinen, allen voran der Psychologie, und verfügt selbst nur über ein rudimentäres Verständnis und bruchstückhafte Definitionen des eigentlichen Phänomens Emotion.⁵ Verfolgt man wie in dieser Arbeit das

⁵ Viele soziologische Emotionstheorien verzichten gänzlich auf eine Definition von Emotionen oder legen lediglich ein implizites Alltagsverständnis derselben zu Grunde.

Ziel, soziologische Emotionstheorien mit den Theorien anderer Disziplinen zu kombinieren, bedarf es jedoch unbedingt einer explizit formulierten und interdisziplinär tragfähigen Sicht auf Emotionen, die in Abschnitt 2.2.2 erarbeitet wird.

2.2.1 Soziologie der Emotionen

Nachdem Emotion als Forschungsgegenstand der Soziologie lange Zeit Residualkategorie geblieben war, stellt die Soziologie der Emotionen seit etwa drei Jahrzehnten eine sich rasch weiterentwickelnde Forschungsrichtung dar. Nach den wegweisenden initiierten Publikationen US-amerikanischer Soziologen wie Randall Collins (1975), Theodore Kemper (1978a), Arlie Hochschild (1979), David Heise (1979) oder Susan Shott (1979), die Emotionen als Gegenstand soziologischer Untersuchung wiederentdeckten, und der Einrichtung spezieller Emotionssektionen innerhalb der »American« (1986) und der »British Sociological Association« (1990), folgten auch andere Soziologen diesem Beispiel und entwickelten eigene beziehungsweise erweiterten die vorhandenen Theorien.⁶ Im deutschsprachigen Raum wurde die soziologische Emotionsforschung systematisch schon früh von Jürgen Gerhards (1986/1988a/1988b) aufgegriffen, der sich insbesondere mit den Ansätzen von Kemper und Collins, aber auch mit Hochschild (Gerhards 1988c) auseinandersetzte. Beiträge von Gerhard Vowinckel (1983/1989), Wolfgang Dunkel (1988) oder Volker Eichener (1989), die sich auf spezifische Aspekte von Emotion und Gesellschaft, wie zum Beispiel das Verhältnis von Emotion und Erwerbsarbeit konzentrieren, datieren ebenso wie ein erster deutschsprachiger Sammelband (Schumann/Stimmer 1987) auf Mitte bis Ende der 1980er Jahre.

Die seit der sprunghaften Entwicklung Mitte der 1970er Jahre entstandenen emotionssoziologischen Arbeiten können in Abgrenzung zu vorhandenen klinischen, neurologischen oder psychologischen Theorien als »interaktive« Ansätze bezeichnet werden, die im Grunde auch denjenigen Fragen nachgehen, denen sich die Soziologie seit jeher (allerdings nicht

Selbst Arlie Hochschild (1983) definiert ihr Verständnis von Emotionen erst im Anhang ihres Buches.

⁶ Übersichten zu ersten Theorien finden sich bei Denzin (1984), Gordon (1981), Scheff (1983) und Thoits (1989).

explizit) gewidmet hat: Wie gehen Akteure mit den von ihren Mitmenschen verursachten Gefühlen und wie mit von der Sozialstruktur verursachten Gefühlen um und welches sind die sozialstrukturellen Charakteristika, die Emotionen auslösen (Tritt 1990: 29)?

Die damit angesprochene Frage nach der Legitimation einer Soziologie der Emotionen ist angesichts des relativ späten Aufkommens der Emotionssoziologie im Vergleich etwa zur Psychologie der Emotion und den dort bereits vorhandenen Erkenntnissen keineswegs trivial – aber trotzdem selten gestellt. Einer der wenigen Soziologen, der sich dieser Frage ausführlich gewidmet hat, ist Theodore Kemper (1978a/1984). Kemper stellt fest, dass psychologische Emotionstheorien in erster Linie die Einflüsse externer – unter anderem auch sozialer – Stimuli auf ein Individuum untersuchen und nach den Einflüssen dieser Stimuli auf die Ziele, Überzeugungen, Ansichten und Absichten eines Akteurs fragen, um dann Vorhersagen über die resultierenden Emotionen treffen zu können. Die genaue Beschaffenheit oder Definition der originär *sozialen* Stimuli, die diesen Einfluss ausüben, und wie diese Stimuli kategorisiert, konzeptualisiert und systematisiert werden können, klären psychologische Theorien zumeist nicht oder lediglich in Bezug auf die unmittelbare Beschaffenheit der Interaktionssituation.

Genau diese Problematik der originär sozialen emotionsauslösenden Ereignisse ist folglich Gegenstand eines soziologischen Zugangs zu Emotionen. »At this juncture the sociologist becomes an interested party, for it is precisely the sociologist [...] who is most concerned with the definition, conceptualization, and elaboration of the categories of the social environment: social class, bureaucracy, normative order, division of labor, hierarchy, power, status, and the like« (Kemper 1984: 370). So gesehen lässt sich die soziologische Legitimation eindeutig festschreiben: »[...] the sociological position is secure: either we investigate the social cues that trigger innate emotions, or we investigate the socialization conditions that instill emotions« (Kemper 1978b: 31). Und in Abgrenzung zur Psychologie formuliert Kemper das Potenzial soziologischer Emotionsforschung wie folgt: »They [Soziologen, Anm. d. Verf.] can provide a conceptual model of the social settings that cue the specific appraisals and comparisons which, according to cognitive theorists, precede emotions« (ebd.).

Neben dieser emotionssoziologischen Positionsbestimmung, die sich nahezu ausschließlich auf die *Entstehung* von Emotionen konzentriert und sie damit als eine von der sozialen Umwelt abhängige Variable konzipiert,

lassen sich noch andere soziologische Zugangsweisen zu Emotionen ausmachen. Die Kategorisierung der verschiedenen Ansätze wurde mehrfach unternommen, zuletzt von Turner und Stets (2006a/2006b) sowie von Stets und Turner (2006), führt aber zu unterschiedlichen Ergebnissen (vgl. Barbalet 2002; Flam 2002a; Kemper 1990). Als Kriterien, die einer Kategorisierung dienen können, bieten sich im Grunde mehrere Theorieeigenschaften an: die von einigen Arbeiten vorgenommene Einstufung als »positivistisch«, »konstruktivistisch« oder »symbolisch-interaktionistisch« (Gerhards 1988a; Kemper 1981/1990), die Konzeptualisierung von Emotion als unabhängige oder abhängige Variable (Thoits 1989); die Orientierung der Erklärungen an Mikro- oder Makroebene (Flam 2000; Thoits 1989) oder die Analyse spezifischer distinkter Emotionen und deren Bedeutung für soziale Zusammenhänge (Barbalet 1998; Neckel 1991; Scheff 1994). Trotz dieser unterschiedlichen Ausgangspositionen und der unvermeidlichen Überschneidungen vereint die soziologische Emotionsforschung insgesamt das Ziel, Emotionen nicht als ausschließlich biologischen und psychischen Prozess zu betrachten, sondern Emotion und Sozialität als wechselseitig voneinander abhängig zu untersuchen.

Für die Darstellung des relevanten Forschungsstands wird im Hinblick auf das weitere Vorgehen eine Kategorisierung der Arbeiten ausgehend von der durch Kemper (1978) formulierten Position zur (a) Emotionsentstehung vorgenommen, die darüber hinaus auch unterschiedliche soziologische Sichtweisen auf die Rolle von Emotionen (b) im Handeln und Verhalten sowie (c) in der sozialen Interaktion beziehungsweise (d) Strukturierung nahe legt.

In der Emotionssoziologie wurde vermutlich nicht zuletzt aus Gründen der Legitimation der Disziplin ausführlich die Debatte zwischen dem »positivistischen« und dem »sozialkonstruktivistischen« Paradigma geführt, die vor allem hinsichtlich des soziologischen Verständnisses der Emotionsentstehung von Bedeutung ist. Beide Paradigmen unterscheiden sich in erster Linie durch unterschiedliche Positionen zur Bedeutung psychologischer und physiologischer Größen im Prozess der Emotionsentstehung (vgl. Kemper 1981). Positivisten favorisieren eine Definition von Emotion, die ihren Ursprung in unbewussten physiologischen Prozessen nimmt (Collins 1975/1981/1984/1990; Kemper 1978a/1978b/1984/1987/2002), Sozialkonstruktivisten heben hingegen die soziale Konstruktion und normative Orientierung sowie die Regulation von Emotion hervor (Armon-Jones 1986; Averill 1980; Hochschild 1979/1983; Shott 1979).

Die sozialkonstruktivistische Perspektive geht im Besonderen der Frage nach, ob und inwieweit Emotionen sozial konstruiert und kulturell kodiert sind. Dabei werden sowohl die sozialen Einflüsse auf die Emotionsgenese betrachtet als auch die verschiedenen Möglichkeiten, mit den eigenen Emotionen umzugehen, sie zu modulieren und sozialen Anforderungen anzupassen, wobei in der Regel die Annahme zu Grund gelegt wird, dass sich Sinn, Bedeutung und Funktion von Emotion erst aus kulturellen und sozialen Symbolsystemen speisen und nicht bereits in basalen Affekten und physiologischen Komponenten vorhanden sind (Hochschild 1983; McCarthy 1989; Shott 1979; Tritt 1991; Vester 1991). Insofern blendet dieser Ansatz physiologische Phänomene, die mit Emotionen einhergehen, weitgehend aus und konzentriert sich auf kognitive Interpretations- und Deutungsleistungen bei der Entstehung und Regulation von Emotion.

Extreme Vertreter dieser Sicht gehen von der Annahme aus, dass grundsätzlich keine Verbindungen zwischen physiologischen Reaktionen und Emotionen bestehen, so dass Emotionen nahezu ausschließlich auf interpretativen und an Normen und Werten orientierten Situationsdefinitionen beruhen und nichts weiter als sozial konstruierte *Konzepte* sind, die in keiner Weise auf physiologische Erregungsmuster zurückzuführen sind oder auch nur mit diesen korrelieren (Armon-Jones 1986; vgl. Thoits 1989: 320). Diese Position kann heute als isoliert und neueren Erkenntnissen zufolge als nicht haltbar bezeichnet werden, so dass kaum ein moderner Ansatz diese restriktiven Annahmen weiter verfolgt.

Die moderate und in der soziologischen Emotionstheorie weit verbreitete Position nimmt hingegen die Existenz einiger weniger Basisemotionen und Affekte an (siehe Abschnitt 2.2.2), die größtenteils kulturell indifferent sind, unbewusst ausgelöst und in der Nähe der Instinkte verortet werden – und aus eben diesen Gründen zumeist als irrelevant für die Soziologie (der Emotionen) eingeschätzt werden (Thoits 1989: 320). Darüber vertreten Sozialkonstruktivistinnen die Auffassung, dass Affekte und Basisemotionen in den meisten Fällen aufgrund ihrer mangelnden *Intensität* nicht ausreichen, um »akut gefühlte« Emotionen hervorzurufen. Erst die kognitive Interpretation produziert Emotionen, wie sie dem Alltagsverständnis⁷ gerecht werden (Fiehler 1990; Hochschild 1979/1983; Shott 1979).

Das sozialkonstruktivistische Paradigma offenbart seine Stärken vor allem angesichts der *gesellschaftlichen* Konstruktion von Emotionen im

⁷ Zu einer anschaulichen Darstellung des Alltagsverständnisses von Emotionen vgl. Tritt (1991: 11–16).

Gegensatz zur individuell-sozialen Konstruktion. Im Sinne der Zuweisung von Sinn und Bedeutung an spezifische distinkte Emotionen zeigt die Soziologie der Emotionen von dieser Warte aus, wie Emotionen im jeweiligen gesellschaftlichen oder kulturellen Kontext unterschiedlich wahrgenommen, bewertet und subjektiv erlebt werden. Soziale Normen und Regeln spielen dabei eine exponierte Rolle, da sie diesen Wahrnehmungs- und Bewertungsrahmen konstituieren und Akteuren als Motive dienen, ihr Handeln, ihre Emotionen und ihr emotionales Ausdrucksverhalten den gesellschaftlich normierten Erwartungen anzupassen. Damit wird auch die soziale Kontrolle zu einem wichtigen Erklärungsgegenstand der Emotionssoziologie. Arlie Hochschilds (1979) Konzept der Emotionsarbeit zum Beispiel hat sich in dieser Hinsicht in empirischen Untersuchungen gut bewähren können, wie etwa eine umfangreiche Untersuchung zu Emotionsarbeit in Callcentern (Schweßer u. a. 2002) aber auch weitere empirische Studien zeigen (Morris/Feldman 1996).

Trotzdem sind auch die Schwächen dieser Herangehensweise offenkundig. Problematisch ist insbesondere, dass sozialkonstruktivistische soziologische Emotionstheorien das Explanans der Theorie (die Kultur beziehungsweise die sozialstrukturellen Bedingungen) zumeist in die Definition des Explanandums (Emotion) mit einbeziehen – eine Vorgehensweise, die erstens lediglich Beschreibungen und keine Erklärungen ausschließlich solcher Emotionen liefern kann, die im jeweiligen kulturellen System entsprechend repräsentiert sind und die den Schritt zur Erklärung des eigentlichen Explanandums soziologischer Theorie (der Sozialität und hier besonders der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung) nicht vollzieht beziehungsweise nicht vollziehen kann (vgl. Barbalet 1998: 24f).

Der kulturtheoretische Exklusivitätsanspruch äußert sich ferner darin, dass die soziale beziehungsweise kulturelle *Repräsentation* von Emotion als die *eigentliche* Emotion (*emotion proper*) angesehen wird. Dabei sind Repräsentationen notwendigerweise diffuse und inkomplette Abbildungen der Realität, so dass eine ganze Reihe von Emotionen – nämlich die, die innerhalb eines bestimmten kulturellen beziehungsweise sozialen Systems nicht explizit repräsentiert sind – kategorisch aus der Analyse ausgeschlossen werden. Die Fokussierung auf Normen und Regeln erschwert zudem eine systematische Analyse der ursprünglichen Entstehung von Emotion und ihrer soziokulturellen Abhängigkeit, da soziale Normen grundsätzlich zu allgemein, diffus und unter Umständen kontrafaktisch sind, um als *primärer* Faktor der Emotionsgenese kausal zu sein.

Diese Mankos wirken sich folglich gravierend auf die Brauchbarkeit der Theorien für die Rolle der Emotionsentstehung in der Mikro-Makro-Analyse aus. Im weiteren Verlauf der Arbeit wird gezeigt, dass sich die Annahme der sozialen Konstruktion der Entstehung von Emotion auch auf anderem Wege als dem hier skizzierten zeigen lässt und dass die Einbeziehung der physiologischen Ebene die Erklärungskraft der Konstruktionsannahme stärkt und nicht etwa schwächt. Daher werden die Ansätze des konstruktivistischen Paradigmas, wie sie hier skizziert wurden, vor allem bei der Untersuchung der Rolle von Emotionen in der sozialen Interaktion und Kontrolle von Bedeutung sein.

Im Gegensatz dazu repräsentiert die positivistische Sicht die Annahme, dass bestimmte (Kombinationen von) sozialen Stimuli in der Umwelt eines Akteurs existieren, die zu spezifischen physiologischen Erregungsmustern und expressivem Verhalten und letztendlich zu distinkten Emotionen führen. Das positivistische Paradigma geht davon aus, dass bestimmte, interkulturell universale Primär- oder Basisemotionen wie zum Beispiel Ärger, Furcht, Vergnügen, Traurigkeit und Entsetzen existieren (Ekman 1992a). Die relativ geringe Anzahl dieser Basisemotionen wird je nach kulturellem Umfeld erweitert und in Sekundäremotionen beziehungsweise soziale Emotionen transformiert, die zwar auf den grundlegenden Entstehungsmechanismen der Basisemotionen aufbauen, aber in Intensität, Abfolge oder auch parallelem Auftreten davon abweichen (Damasio 2003; Barrett/Wager 2006; Reisenzein 2000b; Thoits 1989: 320f). Zu den Emotionssoziologen, die diese in der Psychologie und den Neuro- und Kognitionswissenschaften vorherrschende Perspektive zumindest teilweise übernommen haben, zählen beispielsweise Barbalet (1998), Collins (1984), Heise (1979), Kemper (1978a) und Turner (1999a/2000/2007).

Kemper greift zur Explizierung der positivistischen emotionssoziologischen Position auf die Psychologie zurück, »which holds that physiological processes differ for different emotions [...]. *This in no way negates a sociological or social stimulus approach to emotions.* It does strongly imply that social stimulus and physiological process in emotion are not indifferent to each other, but are related more like key and lock: particular social stimulus keys fit particular physiological locks to produce different emotions« (Kemper 1981: 338; Hervorh. im Original).

Und Barbalet verdeutlicht weiter:

»Just as the skin which covers human bodies and the capacity for language which ultimately produces human history are natural endowments of humankind, so the

emotions which animate human actions, while culturally expressed, are so explicable in terms of the biological processes of evolution which make humankind naturally social« (Barbalet 1998: 25).

Als eine verhältnismäßig junge Erweiterung des positivistischen Ansatzes kann das *neurosoziologische* Paradigma in der Emotionsforschung bezeichnet werden. Der Begriff Neurosoziologie (*Neurosociology*), der im deutschsprachigen Raum bislang kaum rezipiert wurde, geht auf eine Studie von Bogen und Kollegen (1972) zurück, in der soziokulturelle Unterschiede der kognitiven Performanz auf neuronaler Ebene untersucht wurden (vgl. TenHouten 1999: 46). Die Neurosoziologie, deren prominentester Fürsprecher insbesondere im Hinblick auf Emotionen zurzeit vermutlich Jonathan Turner (1999a/2000/2007) ist, steht in einer Reihe mit vergleichbaren Annäherungen anderer Disziplinen an Erkenntnisse aus den Neurowissenschaften, wie zum Beispiel die Neuroökonomie oder die Neuroanthropologie (vgl. TenHouten 1999). Neurosoziologische Emotionsforschung steht in der Tradition solcher Arbeiten, die das Ziel verfolgen, biologische und psychologische Erkenntnisse für die Soziologie nutzbar zu machen. Im Fall der Neurosoziologie wird dieses Wissen aus den kognitiven Neurowissenschaften entliehen und zur Lösung soziologischer Probleme aufbereitet und nutzbar gemacht. Die Legitimation für diese »reduktive« Vorgehensweise unterscheidet sich prinzipiell nicht von derjenigen, die in Bezug auf die Nutzung psychologischen und biologischen Wissens angeführt wird und soll an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden (vgl. Benton 1991; Freese u. a. 2003; Newton 2003; Smith/Franks 1999; S. P. Turner 2007).

Franks und Smith (1999) führen in einem Sammelband eine Reihe von Arbeiten zusammen, die die neurosoziologische Perspektive auf innovative Weise für die Erforschung von Emotionen einnehmen. Ihnen ist gemein, dass sie wie der skizzierte positivistische Ansatz die Physiologie des Akteurs in den Vordergrund stellen. Dabei gehen die Autoren jedoch wesentlich detaillierter auf die den Emotionen zu Grunde liegenden neuronalen Strukturen und Prozesse sowie die automatische und unbewusste Entstehung von Emotionen ein. »Attention to the unconscious is one of the most recurring theses«, kündigen Smith und Franks (1999: 16) in der Einleitung zu ihrem Sammelband an.

Vor dem Hintergrund dieses Paradigmas spitzt Turner (1999a: 85) die positivistische Position weiter zu und stellt fest, dass »sociologists need to pay more attention to the biology of emotions. There is [...] an unhealthy

tendency to view emotions as socially constructed and as determined by culture and social structure, and while this is no doubt true to a degree, there is still a hardwired set of mechanisms that are not shaped by local culture and social structures«.

Obgleich dieses Set universaler und invariabler Mechanismen der Emotionsentstehung im weiteren Verlauf der Arbeit als verschwindend gering beschrieben wird, stellen die neuronalen Strukturen und Prozesse, auf denen sie basieren, einen wichtigen Ausgangspunkt der Argumentation dar – mit dem Ziel, vor allem die Variabilität und Plastizität dieser Strukturen in Abhängigkeit der sozialen Umwelt zu demonstrieren und nicht deren Rigidität.

Vor diesem Hintergrund legen sowohl positivistische als auch sozialkonstruktivistische Emotionstheorien den Grundstein für die weitere Untersuchung der Rolle von Emotion in der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung. Positivistische Arbeiten sind dabei besonders für den ersten Untersuchungsschritt von Bedeutung, die sozialen Strukturen der Emotionsentstehung auf neuronaler und physiologischer Ebene zu identifizieren. Die sozialkonstruktivistischen Ansätze spielen eine wesentliche Rolle im zweiten und dritten Untersuchungsschritt, indem sie die Bedeutung der Kognitionen, der kontrollierten Emotionsentstehung und der Regulation von Emotion betonen.

Emotionsentstehung

Eine bedeutende soziologische Emotionstheorie, die sich vor dem Hintergrund positivistischer Annahmen ausdrücklich mit der *Entstehung* unterschiedlicher distinkter Emotionen in Abhängigkeit von der sozialen Umwelt auseinandersetzt und sich darüber hinaus auch in der Empirie bewährt hat, ist Kempers »Social Interactional Theory of Emotions« (Kemper 1978a/2002). Kemper sieht die Aufgabe der Emotionssoziologie bei der Erforschung der Entstehung von Emotionen vor allem darin, die Eigenschaften sozialer Situationen zu konzeptualisieren, die zu bestimmten Emotionen führen. Er geht dabei von drei zentralen Annahmen aus: Zum einen lassen sich soziale Interaktionen grundsätzlich anhand zweier Dimensionen charakterisieren, *Status* und *Macht*. Macht definiert Kemper in Anlehnung an Weber (1922: 28) als die Möglichkeit eines Akteurs, seinen Willen auch gegen den Widerstand anderer Akteure durchzusetzen. Status

hingegen bezeichnet die freiwillige Gewähr etwa von Anerkennung, Ansehen oder Ressourcen (Kemper 1978a: 30ff).

Macht- und Statusdimension können sowohl Struktur- als auch Prozesscharakter aufweisen, wobei der Prozessbegriff in diesem Zusammenhang faktische Handlungen und Verhaltensweisen bezeichnet. Den Strukturbegriff benutzt Kemper, um auf die »geronnenen Sinnzusammenhänge« zwischen den Akteuren hinzuweisen (vgl. Gerhards 1988a: 126). Vor dem Hintergrund der Prozess- und Struktureigenschaften unterscheidet Kemper drei verschiedene Klassen von Emotionen: strukturelle, antizipatorische und resultierende Emotionen. Strukturelle Emotionen entstehen durch relativ stabile, sich wiederholende, ritualisierte soziale Interaktionen und Beziehungsgeflechte und weisen deshalb strukturellen Charakter auf. Die Antizipation einer strukturellen, langfristigen oder einer unmittelbar erwarteten Veränderung des Status- und Machtgefüges führt zu antizipatorischen Emotionen, die den erwarteten Ausgang einer Interaktionssituation widerspiegeln. Resultierende Emotionen ergeben sich aus Interaktionen, die eine faktische Veränderung des Status- und Machtgefüges zur Folge haben. Damit bilden sie das Bindeglied zwischen antizipatorischen Emotionen einerseits, die sie entweder bestätigen oder falsifizieren, und strukturellen Emotionen andererseits, die sie entweder nachhaltig modifizieren oder aber weitgehend unverändert lassen (Flam 2002a: 134ff; Kemper 1978a; von Scheve 2000: 93ff).

Die zweite zentrale Annahme fußt auf der Prämisse, dass die Einschätzung und das Erleben spezifischer Status- und Machtkonfigurationen zu charakteristischen physiologischen, insbesondere endokrinen und kardiovaskulären Reaktionen führen. Die dritte Annahme schließlich stellt die Verbindung zur Entstehung distinkter Emotionen her und basiert auf Untersuchungen, die die Vermutung nahe legen, dass distinkte Emotionen jeweils eindeutige physiologische Korrelate aufweisen (Ekman u. a. 1983). Kemper zieht daraus den Schluss, dass aus den physiologischen Reaktionen auf wahrgenommene Änderungen des Status- und Machtgefüges ganz bestimmte Emotionen resultieren.

Kemper entwickelt mit seiner Theorie ein soziologisches Modell der Emotionsentstehung, das den Grundstein für eine Reihe weiterer sozialstruktureller Emotionstheorien ebenso wie für die Thesen dieser Arbeit gelegt hat. Das Modell verbindet Eigenschaften sozialer Strukturen, die sich im Besonderen in Interaktionssituationen niederschlagen (Status und Macht), mit der subjektiven Interpretation und Einschätzung dieser Eigen-

schaften (und deren Veränderung), die bestimmte automatische physiologische Reaktionen zur Folge haben, die wiederum zu spezifischen Emotionen führen. Diese Emotionen spiegeln somit auch die strukturellen Eigenschaften der sozialen Situation wider. »The physiological processes in Kemper's account are thus the mechanisms that translate the structure of interactions into the emotions of actors. This is such a beautiful model because it links biology and sociology in an entirely non-reductive way« (Barbalet 2002: 3).

Trotz der Tatsache, dass das Modell einige Ungenauigkeiten enthält und einige der getroffenen Annahmen bei genauerer Betrachtung nicht ohne Weiteres haltbar sind, kann es doch besonders dann als Ausgangspunkt für die weitere Darstellung der Rolle der Emotionen bei der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung dienen, wenn es in Kombination mit den zuvor erwähnten sozialkonstruktivistischen Arbeiten gesehen wird. Dass beide Paradigmen nicht unvereinbar nebeneinanderstehen müssen, haben Gerhards (1988a) und auch Kemper selbst (1981) deutlich gezeigt. Mittlerweile hat sich eine solche integrierende Perspektive nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund neuer Ergebnisse aus angrenzenden Disziplinen der Emotionsforschung wie der Psychologie und den Neurowissenschaften durchsetzen können, so dass die Dichotomie zwischen positivistischen und sozialkonstruktivistischen Positionen in der modernen Emotionssoziologie nur noch eine untergeordnete Rolle spielt. Im folgenden Abschnitt wird diese integrierende Sicht noch weiter expliziert und erweitert um zu der eingangs angesprochenen interdisziplinär tragfähigen Definition von Emotion zu gelangen.

Die vorhandenen Differenzen zwischen beiden Ansätzen in Bezug auf die Emotionsentstehung liegen bei eingehender Betrachtung vor allem in der zeitlichen Dimension und in der Rolle automatischer physiologischer Reaktionen. Die von Akteuren geleistete Situationsdefinition anhand der von Kemper angesprochenen »social stimulus keys« (in diesem Fall Status- und Machtkonfigurationen) führt im positivistischen Modell über die passenden »physiological locks« zur mehr oder weniger automatischen Entstehung einer distinkten Emotion.

Die soziale Konstruktion kann in diesem Modell auf zwei unterschiedlichen Wegen greifen: Erstens können auf diese Weise entstandene Emotionen durch bewusstes Intervenieren an normative Erwartungen angepasst, umgedeutet und moduliert werden (Emotionsregulation). Zweitens hängt die Fähigkeit, den Sinn und die emotionale Bedeutung unterschiedli-

cher »social stimulus keys« zu identifizieren oder sie überhaupt sensorisch wahrzunehmen und aus einer Situation zu extrahieren, ganz wesentlich von der Sozialisation, der Erfahrung und der sozialen Kognition ab (vgl. dazu Abschnitte 3.3.2 und 4.2). Damit wäre auch die deutlichste Schwachstelle in Kempers Modell angesprochen, nämlich die als nahezu universell postulierte (sequenziell-monokausale) Verbindung von (a) Situationsinterpretation (in diesem Fall der Status- und Machtdimension), (b) physiologischer Reaktion und (c) resultierender Emotion.

Die Annahme der Existenz bestimmter Situationseigenschaften ist allein jedoch nicht hinreichend, um daraus auf die zuverlässige Entstehung bestimmter distinkter Emotionen zu schließen. Wie Abschnitt 3.2 noch genauer darstellt, lassen sich mit bestimmten Stimuli zwar zuverlässig basale affektive Reaktionen wie zum Beispiel eine Schreckreaktion hervorrufen, aber kaum komplexe Emotionen (vgl. Oatley 1992: 19ff). Dazu bedarf es neben der physiologischen Reaktion, die an und für sich offenbar zu diffus und unspezifisch ist, um eine distinkte Emotion auszulösen (vgl. Cacioppo u. a. 2000; Barrett 2006), weiterer Erklärungskomponenten wie zum Beispiel einem differenzierten und prozessorientierten Einschätzungsmodell und einem Lern- und Gedächtnismodell, die im weiteren Verlauf noch ergänzend erarbeitet werden (siehe Abschnitt 3.2 und 3.3.2).

Handlungstheoretische Zugänge

Neben der soziologischen Analyse der Entstehung von Emotionen, bei der Emotionen notwendigerweise als eine von der sozialen Umwelt abhängige Variable betrachtet wird, befasst sich das Gros emotionssoziologischer Arbeiten mit den Wirkungen von Emotionen auf andere soziale Tatbestände, zum Beispiel das Handeln, die soziale Interaktion oder, wie bei Kemper bereits angedeutet, die soziale Strukturierung. Diese Vorgehensweise erfordert es, Emotionen bis zu einem gewissen Grad als unabhängige Variablen anzusehen.

In der Literatur variiert der Grad der Spezifizierung beider Variablen stark. Emotion wird gleichsam als allgemeines Phänomen und als distinkte Kategorie wie zum Beispiel Unmut, Aggression (Barbalet 1992), Angst (Flam 1998; Glassner 1999), Scham (Scheff 1994; Neckel 1991) oder Neid (Neckel 1999) betrachtet. Sie dient dabei sowohl der Erklärung allgemeiner sozialtheoretischer Probleme als auch ganz spezifischer Problembereiche, wie etwa Klassendynamiken (Barbalet 1998), sozialer Kontrolle (Scheff

1990), Konflikten (Collins 1975) oder sozialer Bewegungen (Goodwin u. a. 2004; Summers-Effler 2002).

Ein maßgebliches soziologisches Interesse besteht spätestens seit Webers Einführung der Kategorie des »affektuellen Handelns« an der Frage, welchen Einfluss Emotionen auf das soziale Handeln der Akteure ausüben. Da die Determinanten des Handelns seit jeher ein bedeutender Aspekt soziologischer Forschung sind, verwundert es umso mehr, dass nur wenige Soziologen Emotionen im Rahmen einer dezidierten Handlungstheorie verorten und der Frage nachgehen, wie Emotionen das Handeln und Entscheiden der Akteure beeinflussen. Handlungen werden in der Soziologie zumeist rational oder normativ begründet und schlagen sich in den entsprechenden Akteurmodellen Homo Oeconomicus und Homo Sociologicus nieder. Emotionen bleiben dabei zumeist eine Residualkategorie, obgleich etliche Autoren – wenn auch implizit – mit dem Problem Handlung und Emotion zu kämpfen hatten und auch erste Bestrebungen erkennbar sind, Emotion in eine allgemeine Handlungstheorie zu integrieren (vgl. Barbalet 1998: 11–20).

Einer der ersten akteurzentrierten und handlungstheoretischen Zugänge zu Emotionen findet sich in David Heises »Affect Control Theory« (ACT) (Heise 1979). Heise geht ähnlich wie Kemper von der Annahme aus, dass Emotionen mehr oder weniger automatisch aus der verhaltensbasierten Bestätigung oder Ablehnung sozialer Situationen entstehen (Heise/Calhan 1995: 223). Akteure definieren in Interaktionssituationen demnach zunächst die Positionen (Rollen, Identitäten) der beteiligten Akteure (einschließlich ihrer eigenen), um anhand dieser Definitionen die Ereignisse näher zu bestimmen, die sich aus den Relationen der einzelnen Akteure zueinander ergeben. Dieser Prozess der Situationswahrnehmung aktiviert wiederum bestimmte Skripte, Schemas und Normen, die die Komplexität möglicher Handlungsoptionen deutlich zu reduzieren vermögen (Heise 1979: 8ff).

Mit diesen Situationsdefinitionen gehen bestimmte, während der Sozialisation internalisierte Stimmungen und »Grundgefühle« (»base sentiments«, analog zu Kempers strukturellen Emotionen) einher, die die jeweilige Rolle des Akteurs, die Situation, und mögliche andere Akteure emotional charakterisieren (ebd.: 61ff). Aus der unmittelbaren Interaktion resultieren dann Emotionen entsprechend der Bestätigung oder Ablehnung vorhandener Grundgefühle.

»As individuals seek experiences confirming their sentiments, they construct behavioral expectations for role identities, label or attribute character traits to people in order to comprehend deviance, and experience emotions that reflect successes and failures of the confirmation process« (Liveley/Heise 2004: 1110).

Die zentrale handlungsrelevante Aussage der »Affect Control Theory« ist dementsprechend, dass Akteure sich derart verhalten, dass sie aktiv solche Situationen herbeiführen, die ihre Grundgefühle bestätigen. Sofern eine Bestätigung nicht möglich erscheint, postuliert die ACT eine Reinterpretation anderer Akteure, der eigenen Position oder des eigenen Selbstverständnisses (Heise 1979). Die ACT stellt damit ein Instrument zur Verfügung, das zwar stärker am individuellen Handeln orientiert ist als Kemper's (1978a) Modell, aber ähnliche sozialstrukturelle Rückschlüsse zulässt.

Ein weiterer handlungstheoretischer Zugang zu Emotionen findet sich bei Barbalet (1997/1999), der sich auf William James' (James 1884/1897) psychologischen Handlungs- und Emotionsbegriff bezieht und damit den automatischen physiologischen Reaktionen eine maßgebliche Bedeutung zumisst. Barbalet greift darüber hinaus als einer der ersten Emotionssoziologen die vor allem in der Psychologie und Philosophie entstandene Hypothese auf, dass Emotion und Rationalität keine Gegensätze im Akteurshandeln sind, sondern einander ergänzende Kategorien darstellen (siehe Abschnitt 4.2).

Im Gegensatz zur symbolisch-interaktionistischen Position wie auch in Kritik an Parsons' (1951) voluntaristisch-normativer Handlungstheorie, die Barbalet zufolge gleichermaßen durch einen nicht zu rechtfertigenden Kognitivismus gekennzeichnet sind, verdeutlicht er die emotionalen Grundlagen des Handelns vor allem anhand ihrer Orientierung an *zukünftigen* Zuständen. Für Barbalet liegen die Schwachstellen konventioneller – insbesondere rationaler und normativer – Handlungskonzepte in ihrer *Vergangenheitsorientierung*. Im Gegensatz zum symbolischen Interaktionismus, der den Sinn und die Bedeutung von Handlungen qua definitionem vor dem Hintergrund geronnener symbolischer Sinnzusammenhänge vergangener Handlungen und Deutungen verortet und zu Parsons' Handlungstheorie, die sich durch eine starke normative und damit ebenfalls auf Vergangenes bezogene Handlungsorientierung auszeichnet, manifestiert sich Zukunftsorientierung bei Barbalet in Emotionen – oder genauer: im Verhältnis von Emotion und Rationalität (Barbalet 1997: 112ff).

Dadurch, dass Emotionen aufgrund ihrer physiologischen Komponenten und ihrem automatischen Auftreten die Bedeutung eines Ereignisses im Hinblick auf mögliche Konsequenzen *unmittelbar* anzeigen, durchbrechen sie den symbolisch-interaktionistischen Deutungsprozess und stellen eine Brücke zwischen den voluntaristischen und normativen Aspekten von Parsons' Theorie her (ebd.). Barbalet legt Wert auf die Feststellung, dass solche »Unterbrechungen« keineswegs arbiträr erfolgen.

»[T]he relationship between the actor, the future state of affairs [...], and the situation [...] can be mediated by emotion without jeopardizing the voluntaristic nature of the action. Neither does Jamesian emotion introduce randomness in the selection of means of action in the way Parsons wishes to avoid« (Barbalet 1997: 115).

Barbalet sieht damit zum Teil die gesellschaftliche als auch die individuelle Historizität in den Emotionen der Akteure verortet, die sich dann im Handeln und Entscheiden niederschlagen. Genau diese Mechanismen der Verortung von Historizität und vergangenen Erfahrungen in der Entstehung von Emotion werden in Abschnitt 3.3 näher untersucht und in Abschnitt 4.2.3 dann in das Konzept des emotionalen Handelns überführt. Dabei kann auf zwei weitere handlungstheoretische Emotionsmodelle aufgebaut werden: Zum einen Jon Elsters Analyse des Zusammenspiels von rationalem Handeln, sozialen Normen und Emotionen (Elster 1996/1998/1999/2004a) und zum anderen auf Helena Flams Akteurmodell des »Emotional ›Man««, mit dem sie ausdrücklich auf die Dominanz und die Probleme der beiden klassischen soziologischen Akteurmodelle Homo Oeconomicus und Homo Sociologicus sowie die vielfach geäußerte Notwendigkeit reagiert, diese Modelle zu erweitern, zu ergänzen oder ihnen weitere Akteurmodelle zur Seite zu stellen (Flam 1990a/1990b).

Ausgehend von der Kritik an normativen Handlungstheorien, aber vor allem im Hinblick auf die empirischen und konzeptionellen Probleme des Homo Oeconomicus, stellt Flam dabei ein zweistufiges Modell eines »Emotional ›Man«« vor, das mögliche Auswege aus den Problemen der übrigen Akteurmodelle aufzeigen soll. Der »Emotional ›Man«« soll eine Verbindung zwischen rationalen und normativen Handlungsmodellen herstellen, indem er auf einer evolutionär-physiologischen Theorie der Emotionen aufbaut (»pure emotional man«), die durch normative Zwänge und rationales Ermessen kanalisiert und sozialisiert wird, so dass der dadurch entstehende »constrained emotional man« deutlich konsistenter, konstanter und vorhersagbarer erscheint als der »pure emotional man«.

Die Erklärung von Handlungen lässt sich demzufolge als »Kombination von »pure emotional man« und Homo Sociologicus beziehungsweise Homo Oeconomicus« verstehen (Schimank 2000: 116). Der »Emotional Man« beruft sich in seinen Aussagen zu Problemen der Wechselwirkung von Handlung und Struktur jedoch in erster Linie auf konventionelle Vorstellungen. Wie Abschnitt 4.1.2 noch zeigt, schlagen auch hier in erster Linie Normen und Rationalität – wie in den klassischen Handlungstheorien – die Brücke zwischen Individuum und Gesellschaft.

Interaktionistische Zugänge

Von diesen handlungstheoretischen Zugängen zu Emotionen kaum sinnvoll abzugrenzen ist die soziologische Erforschung von Emotionen in der sozialen Interaktion, die eng mit der Expression und der normativen Regulation von Emotionen verbunden ist.

So geht zum Beispiel Arlie Hochschild (1979) davon aus, dass detaillierte Emotionsnormen⁸ (»feeling rules«) existieren, die Akteuren anzeigen, wann welche Emotion und deren Ausdruck als sozial angemessen und erwartet gilt. Diese Art sozialer Normen – die im Übrigen bereits von Ekman und Friesen (1975) untersucht und später von Fiebler (1990) sowie Heise und Calhan (1995) spezifiziert und erweitert wurden – veranlasst Akteure zu einer konstanten Überwachung der eigenen Emotionen und der Emotionen Anderer sowie möglicherweise auch zum Einsatz von geeigneten Regulationsstrategien wie zum Beispiel der Emotionsarbeit, die sich sowohl auf das Ausdrucksverhalten als auch die zu Grunde liegende Emotion bezieht (Gerhards 1988c; Hochschild 1983: 48; Rastetter 1999).

Verbunden mit diesen Theorien ist stets die – zumeist implizite – Annahme, dass Emotionen beziehungsweise der Ausdruck von Emotionen eine bestimmte *Funktion* in der sozialen Interaktion wie auch in organisationalen und größeren sozialstrukturellen Zusammenhängen übernehmen. In Bezug auf die unmittelbare soziale (Face-to-Face-) Interaktion wird den Emotionsexpressionen einvernehmlich eine zentrale kommunikative Funk-

⁸ Hochschilds Begriff (1979) »feeling rules« wird in der Regel mit dem deutschen Wort »Gefühlsregeln« ersetzt, das jedoch im Grunde ebenso wie die englische Bezeichnung missverständlich ist. Aus diesem Grund wird im weiteren Verlauf das Wort »Emotionsnormen« verwendet, um zu verdeutlichen, dass es sich erstens um eine Form sozialer Normen (und nicht lediglich ein Regelwerk) handelt und dass Emotionsnormen zweitens nicht nur die subjektive Gefühlskomponente einer Emotion betreffen, sondern sich prinzipiell auf sämtliche Komponenten einer Emotion beziehen (siehe Abschnitt 5.2).

tion zugeschrieben, die deshalb auch als dominierendes Element der Face-to-Face-Interaktion angesehen werden (Turner 2002; Zajonc 1980).

Robert Frank (1988/1993/2005) hat vor diesem Hintergrund demonstriert, dass Emotionen maßgeblich dazu beitragen, Koordinationsprobleme in Austausch- und Kooperationssituationen zu lösen, indem sie reziprokes prosoziales Verhalten fördern und zu langfristig stabilen Interaktionsstrategien führen (vgl. Fehr/Fischbacher 2005). Demnach stellen bestimmte Emotionsexpressionen wie zum Beispiel Zuneigung, Sorge oder Sympathie nicht nur starke Anreize dar, um Trittbrettfahren und uneigennütziges Verhalten zu unterbinden und stattdessen Kooperationslösungen anzustreben, sondern sie dienen auch als Distinktionsinstrument, das die Unterscheidung von kooperativen und unkooperativen Akteuren erlaubt (Frank 2005). Diese Unterscheidung ist vor allem deshalb möglich, weil Frank ebenfalls von einer positivistischen Sicht ausgeht und annimmt, dass auch automatisch und unbewusst ausgelöste Emotionen bereits eine kommunikative Funktion übernehmen – in diesem Fall die Signalisierung von Kooperationsbereitschaft (vgl. dazu ausführlich Abschnitt 5.1.3).

Ein weiterer Gegenstand der emotionssoziologischen Forschung ist der bewusst-intentionale und strategische Einsatz von Emotionen und Emotionsexpressionen in der sozialen Interaktion, insbesondere in Gruppen, der exemplarisch die unterschiedlichen Effekte regulierter und nicht regulierter Emotionen zeigt (Bailey 1988). Lawler und Thye (1999) untersuchen daher die Rolle von Emotionen in sozialen Austauschprozessen und kommen zu ähnlichen Ergebnissen wie Frank (1988).

Unterschiede können jedoch hinsichtlich der Art des Austauschprozesses festgestellt werden. Handelt es sich um reziproke, auf Solidarität beruhende Austauschprozesse, hängt die Kohäsion des Austauschs stark von den Emotionsexpressionen der beteiligten Akteure ab: »In reciprocal exchange, emotions expressed are also behaviors exchanged, and these affective exchanges should have important effects on trust and commitment [...] Thus, emotion expressions are integral parts of exchange processes in reciprocal (nonnegotiated) social exchange« (Lawler/Thye 1999: 239).

Verhandlungsbasierte Austauschprozesse weisen hingegen ein deutlich niedrigeres Niveau an Emotionsexpressionen auf, die in diesem Fall einer starken Regulation unterliegen: »In negotiated exchange, emotion expressions that reveal intentions may give the partner information to use as leverage, so the risk is revealing too much, not too little« (ebd.: 239f; vgl. Lawler u. a. 2000). Daraus lässt sich erkennen, dass Emotionsexpressionen

je nach Situation unterschiedliche Funktionen übernehmen, die umso differenzierter werden, je formaler und strukturierter sich die soziale Umwelt darstellt.

Organisationale und kollektive Zugänge

Diese Vermutung kann ebenfalls gut an einem weiteren Schritt auf dem Weg in Richtung der Makroebene und größerer strukturierter sozialer Zusammenhänge nachvollzogen werden, nämlich der Untersuchung der Funktionen von Emotion in Organisationen. Eines der zentralen Konzepte der emotionssoziologischen Organisationsforschung ist das Emotionsmanagement, das als Kontrapunkt zur Emotionsarbeit die Emotionsregulationsanforderungen und -strategien von Seiten organisationaler Einheiten und kollektiver Akteure beschreibt (Höpfl/Linstead 1993; Mastenbroek 2000). Organisationen versuchen aus verschiedenen Gründen, Einfluss auf die Emotionen ihrer Mitglieder zu nehmen, beispielsweise um sich das Potenzial positiver Emotionen im Hinblick auf einen möglichst effizienten Arbeitseinsatz oder die Emotionen anderer Akteure (etwa Kunden oder Verhandlungspartnern) zu Nutze zu machen (Fineman 1993/2003; Flam 1990b).

Dabei geht es nicht ausschließlich um organisationspezifische Inklusions- und Kohäsionsprozesse, sondern immer auch um die Notwendigkeit für den einzelnen Akteur, die eigenen Emotionen den offiziellen, organisationspezifischen Anforderungen anzupassen, sie dementsprechend zu regulieren und zu modulieren. Diese »Kommerzialisierung der Gefühle« (Hochschild 1983) hat sich zu einem der prominentesten Gebiete soziologischer Emotionsforschung und auch der Arbeits- und Berufssoziologie entwickelt und lässt sich prinzipiell als ein empirisch gut zu beobachtender Aspekt symbolisch-interaktionistischer Grundannahmen einstufen (Dunkel 1988; Gerhards 1988c; Rastetter 1999; Strauss u. a. 1980).

Aus soziologischem Blickwinkel interessieren dabei neben den psychopathologischen vor allem die sozialstrukturellen Aspekte des Emotionsmanagements und der Emotionsarbeit, die seit dem rapide anwachsenden Anteil der Dienstleistungsarbeit zunehmend die Zusammenhänge von organisationalen Strukturen und Emotionen widerspiegeln. Obgleich die herkömmliche soziologische Sicht formaler Organisation normativ beziehungsweise rational geprägt ist, hat laut Flam die »Organisationssoziologie niemals ihre Feinfühligkeit für Emotionen verloren« (Flam 2002a: 173).

Die Organisationssoziologie der Emotionen hinterfragt die Rolle der Organisation als affektiv-neutraler, zweckrationaler und problemlösender Entscheidungsträger und hebt hingegen ihre Eigenschaft als ein »Substitut für authentische Gefühle« hervor (ebd.: 175), die entweder explizit emotional stark konnotierte Ziele verfolgt (beispielsweise Wohltätigkeitsorganisationen) oder als Arena für die Emotionen ihrer Mitglieder dient (Flam 2002b: 91ff).

Die Organisationsforschung profitiert von beiden emotionssoziologischen Paradigmen gleichermaßen: Die sozialkonstruktivistische Sicht hilft zu verstehen, wie die Emotionen der Akteure durch eine Organisation geprägt werden und wie diese Emotionen wiederum Teil der Organisation selbst sind. Die positivistische⁹ Perspektive erlaubt hingegen, die emotionalen Prädispositionen der Organisationsmitglieder in Betracht zu ziehen und deren Bedeutung im organisationalen Handlungsrahmen sowie im Spannungsfeld von individuellem und kollektivem Handeln näher zu betrachten (Fineman 1993: 10–14, 23–30).

Derzeit konzentriert sich die emotionssoziologische Organisationsforschung auf die Emotionsarbeit und das Emotionsmanagement, wobei zum Teil eine deutlich normative Ausrichtung des Forschungsdesigns festzustellen ist, so zum Beispiel bei Flam (2002a: 173–210).¹⁰ Bislang besteht in diesem Bereich das weitgehend ungenutzte Potenzial, Organisationen vor allem verstärkt als Modell aber auch als Spiegelbild gesamtgesellschaftlicher Strukturdynamiken zu betrachten, so dass die Analyse von Emotionen auch für die Untersuchung der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung außerhalb formaler Organisationen deutlich aufschlussreicher werden kann.

Das Konzept des »emotionalen Klimas« (*emotional climate*) trägt diesem Anliegen in ersten Ansätzen Rechnung, obgleich es nicht ausdrücklich auf organisationstheoretische Annahmen zurückgreift, sondern vielmehr auf der Untersuchung *informeller* sozialer Gruppen und der Funktion von Emotion darin basiert. Bereits Georg Simmel hatte die Bedeutung von Emotionen für die Kohärenz sozialer Gruppen erkannt und ihnen die Funktion eines »sozialen Bindemittels« zugeschrieben. »Erst wenn sich

⁹ Fineman (1993) nennt in diesem Zusammenhang die »psychodynamische« Perspektive, die jedoch mit der positivistischen vergleichbar ist.

¹⁰ Der Vorwurf der Normativität wird auch von anderer Seite geäußert und richtet sich prinzipiell an sozialkonstruktivistische Arbeiten, insbesondere die von Arlie Hochschild (1983) (vgl. Lyon 1998; Lyon/Barbalet 1994; Wouters 1989).

»soziale Gefühle – daß man einander wohlwill und *gern* verbunden ist« (Simmel 1921[1985], S. 30), innerhalb und zwischen zweckorientierten sozialen Beziehungen entwickeln, kann Gesellschaft entstehen« (Nedelmann 1983: 176f; Hervorh. im Original). Neben diesen positiven, die soziale Bindung fördernden Emotionen wird dabei vielfach auch die Bedeutung der Scham als wichtige grenzziehende Emotion in Gruppen und Gesellschaften hervorgehoben (Gerhards 1988a: 43–52; Neckel 1991: 81–106; Scheff 1997).

Emotionale Klimas definiert Joseph de Rivera als »an objective group phenomenon that can be palpably grasped – as when one enters a party or a city and feels an atmosphere of gaiety or depression, openness or fear« (de Rivera 1992: 197). Dabei findet sich der Kern emotionaler Klimas nicht in vergleichsweise kurzweiligen kollektiven Emotionen, sondern »in more pervasive emotional phenomena that are related to underlying social structures and political programs« (ebd.). Emotionale Klimas können von einer »emotionalen Atmosphäre« oder »gemeinschaftlichen Stimmungen« dahin gehend unterschieden werden, dass letztere sich auf gemeinsam Erlebtes beziehen, erstere hingegen auf emotionale Beziehungen der Akteure zueinander.

»Emotionale Kulturen« sind im Vergleich wesentlich stabiler als emotionale Klimas, da sie nicht von politischen oder ökonomischen Faktoren abhängen, sondern sich aus Generationen übergreifenden Sozialisationspraktiken und Wertesystemen speisen. De Rivera illustriert das Konzept emotionaler Klimas anhand empirischer Zustandsbeschreibungen ausgewählter Nationalstaaten, beispielsweise dem »Klima der Furcht« im Chile des Pinochet-Regimes, dem »Klima der Sicherheit« in den USA Anfang der 1970er Jahre, dem der »Instabilität« während des Zusammenbruchs der ehemaligen Sowjetunion oder der »Zuversicht« während eines Konjunkturaufschwungs (vgl. de Rivera u. a. 2007; Fernandez-Dols u. a. 2007; Speth 1999).

Auch die Situation der vergangenen Jahre in Deutschland lässt sich anhand dieses Konzepts darstellen und verstehen. Man würde diesbezüglich ein »Klima der Depression« vermuten, dass nicht zuletzt auch durch die populärwissenschaftlich viel zitierte »German Angst« widerspiegelt wird (Bode 2006). Zwar mangelt es zurzeit noch an empirisch aussagekräftigen und vor allem belastbaren Studien zu diesem und anderen Phänomenen, erste Untersuchungen stützen jedoch die genannten Zusammenhänge, so etwa eine Studie zu den »Ängsten der Deutschen« der R+V Versicherung,

zu der Ehrenstein treffend feststellt: »Der Säbelzahn tiger heißt heute Hartz IV« (Ehrenstein 2004; Furedi 1997; Glassner 1999; R+V Versicherung 2004).

Das Konzept emotionaler Klimas als makroskopische Eigenschaften eines sozialen Systems wurde auch von anderen Autoren aufgegriffen und weiterentwickelt. Barbalet (1998: 157–164) beispielsweise prüft vor dem Hintergrund bestimmter emotionaler Klimas die Möglichkeit des sozialen Wandels, in Bezug auf Furcht etwa hinsichtlich der Entstehung sozialer Bewegungen oder der Rolle kollektiver Akteure wie zum Beispiel Gewerkschaften. Flam (1993/1998) hingegen versteht emotionale Klimas, insbesondere die der Furcht, eher als Konservator vorhandener Status- und Machtbeziehungen denn als Antrieb für sozialen Wandel. Auch Andrew Tudor (2003) entwickelt eine makrosoziologische Theorie der Furcht, in der er auf emotionale Klimas (und Kulturen) zurückgreift, deren Entstehung er durch Beobachtungen auf der Mikroebene, insbesondere der Parameter Körper, Persönlichkeit und soziales Selbst erklärt und diese in Beziehung zur physischen Umgebung, zur Kultur und zu sozialen Strukturen setzt.

Solche Theorien emotionaler Klimas erlauben einen ersten Einblick in Fragen, zu deren Lösung diese Arbeit ebenfalls beitragen soll. Sie verdeutlichen die Annahmen der in Abschnitt 2.1 dargestellten mikrofundierten »kognitiven« Strukturierungstheorien, indem sie nicht nur die Kognitionen der Akteure als maßgebliches Strukturelement betrachten, sondern auch deren Emotionen. Dabei wird vor allem die Position vertreten, dass vorhandene soziale Strukturen die Emotionen der Akteure im Sinne des sozialkonstruktivistischen Paradigmas formen und strukturieren. Wie genau eine solche Prägung verlaufen kann, nach welchen Kriterien sie stattfindet und auf welchen Mechanismen sie basiert, wird in der vorhandenen Literatur jedoch kaum thematisiert. So geht zum Beispiel de Rivera (1992) in seiner Definition und Darstellung emotionaler Klimas davon aus, dass eine hinreichend große Anzahl an Akteuren, die ähnliche Stimmungen und Emotionen empfinden, ein emotionales Klima konstituiert und das dieses Klima auch in solchen Akteuren zu entsprechenden Emotionen führt, die das eigentlich emotionsauslösende Ereignis nicht wahrnehmen.

Vor diesem Hintergrund wird also ein aussagefähiges Modell der sozialen Strukturen der Emotionsentstehung und der Übertragung von Emotionen zwischen Akteuren benötigt. Kemper (1978a) liefert mit dem oben angesprochenen Modell bereits eine gute Grundlage für ein solches

Emotionsentstehungsmodell, das auf den Kriterien Status und Macht basiert und in den folgenden Kapiteln noch deutlich spezifiziert und erweitert wird. Neuere Untersuchungen konzentrieren sich darüber hinaus auf den *sozioökonomischen Status* von Akteuren als wichtige sozialstrukturelle Variable der Emotionsentstehung – insbesondere bei Wut und Zorn – und leisten damit einen weiteren wichtigen Beitrag, die Kriterien näher zu bestimmen, die zur Bildung zumindest temporär homogener Emotionen innerhalb einer sozialen Einheit führen (Lizardo/Collett 2006; Marby 1999; Schieman 2003). Darüber hinaus lassen sich die Mechanismen der Übertragung von Emotionen zwischen Akteuren noch genauer spezifizieren und für die Erklärung emotionaler Klimas verwenden (siehe dazu Abschnitt 5.1.3).

Sozialstrukturelle Zugänge

Eine entscheidende Frage in der Argumentation dieser Arbeit, mit der sich bislang weder die Forschung zu emotionalen Klimas noch zu Emotionen in Gruppen und Organisationen ausführlich befasst hat, ist die nach der Rolle von Emotionen bei der *Entstehung* sozialer Ordnung und der *Funktion* von Emotionen nicht nur in Gruppen und der Face-to-Face-Interaktion, sondern auch in größeren sozialen Zusammenhängen. Die dargestellten Arbeiten beziehen die soziale Umwelt als zwar einflussreiche, aber doch verhältnismäßig konstante Variable in ihre Aussagen über Emotionen mit ein, so dass dynamikorientierte Analysen zur Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung tendenziell im Hintergrund stehen.

Das positivistische Paradigma und vor allem die wegweisende Arbeit von Kemper (1978a) haben in Ergänzung dazu eine Reihe weiterer emotionssoziologischer Arbeiten inspiriert, die für die Rolle der Emotion im Zusammenspiel von Mikro- und Makroebene und damit für diese Arbeit von besonderer Bedeutung sind.

Diese »sozialstrukturellen Ansätze« der Emotionssoziologie (Barbalet 1998; Flam 2002a; Gordon 1981) tragen wesentlich zur Beantwortung der in dieser Arbeit gestellten Fragen bei, weil sie Emotionen dezidiert die Rolle eines Vermittlers zwischen Handlung und Struktur zuweisen und positivistische wie konstruktivistische Positionen zumindest teilweise vereinen. Emotionen werden dabei nicht mehr ausschließlich als abhängige oder unabhängige Variablen geführt, sondern die Theorien werden in ersten Ansätzen den vielfältigen Interdependenzen gerecht, die das Zusam-

menspiel von Emotion und Gesellschaft kennzeichnen und die in dieser Arbeit eingehend untersucht werden.

Neben Kempers (1978a) Theorie sind vor allem die mikrosoziologischen Arbeiten Randall Collins' dafür von besonderer Bedeutung, die er gemeinsam mit Kemper auch explizit im Hinblick auf das Mikro-Makro-Problem formuliert und – ebenso wie Kemper – empirisch zu untermauern versucht (Collins 2004b; Kemper 2002; Kemper/Collins 1990). Wie in Abschnitt 2.1 anhand der Theorie der Interaktionsrituale und mit Blick auf die Mikrofundierung sozialer Strukturierung bereits kurz dargestellt, baut Collins' Theorie auf dem Austausch der Ressourcen »emotionale Energie« und »kulturelles Kapital« auf (Collins 1990; Collins 2004a).

Collins geht dabei von der Grundannahme einer biologischen Disposition der Akteure aus, stets nach der Aufrechterhaltung beziehungsweise der Erhöhung der emotionalen Energie (emotionaler Gratifikation) zu streben. Aus diesem Grund tendieren Akteure dazu, solche Interaktionen zu bevorzugen, von denen sie einen Zuwachs an emotionaler Energie erwarten, und Situationen zu meiden, die voraussichtlich zu einem Verlust emotionaler Energie führen. Damit werden Emotionen zu einer Ressource und Kapitalform und somit zu einem Teil der Präferenzordnung der Akteure, die in sozialen Austauschprozessen mit dem Ziel einer optimalen Allokation getauscht werden können (vgl. Loewenstein/Lerner 2003; Reay 2000; Thoits 2004).

Die sozialen Strukturen, gesellschaftlichen Sichtungen und Differenzierungen, die sich aus diesen Austausch- und Interaktionsritualen ergeben und verfestigen, werden wiederum von grenzziehenden Emotionen – etwa der Scham – stabilisiert und Abweichungen werden sanktioniert. Bei der Verfestigung der Interaktionsprozesse, die von Akteuren gleich einem Ritual wiederholt und kontinuierlich reproduziert werden, kommt den Emotionen eine dreifache Funktion zu: Erstens sind sie als Eigenschaft der Akteure zugleich Distinktions- und soziales Strukturmerkmal, das heißt sie ordnen und gliedern den sozialen Raum. Zweitens sind Emotionen ein Handlungsmotiv, sofern eine Handlung zur Verschiebung der Allokation emotionaler Energie führt. Die dritte Funktion speist sich aus diesen beiden Funktionen: Die Struktur einer durch eine bestimmte Ressourcenverteilung stratifizierten Gesellschaft wird wiederum durch emotionale Strukturierungen stabilisiert (vgl. Gerhards 1988a: 65f).

Emotionen strukturieren eine soziale Situation demnach sowohl horizontal, zwischen Akteur und Umwelt, als auch vertikal, zwischen unter-

schiedlichen Akteurskonstellationen. Trotz des dezidiert die Mikro- und Makroebene überbrückenden Ansatzes weist Collins' Konzept auch einige Unschärfen auf, vor allem hinsichtlich der Definition von Emotion und emotionaler Energie. Auch die Verortung von Emotionen in der Nähe der Instinkte führt zu Problemen bei der Berücksichtigung sozialer Emotionen wie Scham, Stolz, Schuld oder Verlegenheit, die auch als grenzziehende Emotionen eine Rolle spielen.¹¹

Die Emotions- und Mikrostrukturierungstheorie Jonathan Turners ist in weiten Teilen mit Collins' Ansatz vergleichbar, betont jedoch noch wesentlich stärker die positivistische Position und den neurosoziologischen Anspruch. Ein Verständnis auch der neuronalen Grundlagen der Emotionen ist Turner zufolge von maßgeblicher Bedeutung für ein verbessertes Verständnis soziologischer Emotionskonzepte: »Without biology, our explanations will be incomplete and seem rather shallow« (Turner 1999a: 101). Die von Turner angesprochenen neurowissenschaftlichen Arbeiten betonen vor allem, dass Emotionen zu einem großen Teil unbewusst verarbeitet werden, so dass das bewusst empfundene *Gefühl* als Komponente einer Emotion lediglich die Spitze eines Eisbergs darstellt (Turner 1999a: 83f). Die entscheidende Frage lautet deshalb, inwieweit diese unbewussten automatischen Prozesse der Entstehung, des Ausdrucks und der Wahrnehmung von Emotionen, die je unterschiedliche physiologische Reaktionen umfassen und einerseits dem Zugriff willentlicher Kontrolle nicht zugänglich sind, andererseits aber deutlichen Einfluss auf das Verhalten der Akteure ausüben, für die Soziologie von Bedeutung sind.

Turner sieht diese Bedeutung vor allem in ihren Wechselwirkungen mit verschiedenen *Gedächtnissystemen*, die diesen automatischen und unbewussten Prozessen den Charakter von Historizität und das Widerspiegeln von Erfahrungen zuschreiben und sie auf diese Weise dem Vorwurf des bloßen Biologismus entziehen (Turner 1999a/2007). Emotionen entstehen Turner zufolge in der sozialen Interaktion im Zuge der Abgleichung von Erwartungen mit den tatsächlichen Erfahrungen (Turner 1999b: 143f). Ähnliche Positionen vertreten zum Beispiel auch Kemper und die Mehrzahl der psychologischen Einschätzungstheorien (siehe Abschnitt 3.2).

Diese Erwartungen setzen sich in Turners Theorie aus demografischen, strukturellen, kulturellen und transaktionalen Erwartungen zusammen, die im Selbstkonzept des Akteurs kondensieren und in unterschiedlichen Ge-

11 Für eine ausführliche Kritik an Collins vgl. Gerhards (1988: 67ff) und Flam (2002: 158ff).

dächtnissystemen repräsentiert sind. Dieses Selbstkonzept wiederum legt die Position der Akteure im sozialen Raum fest und konstituiert sich in der sozialen Interaktion insbesondere durch Prozesse des *role taking* und *role making* (vgl. Turner 2000: 111ff). Face-to-Face-Interaktionen zeichnen sich durch eine Reihe von Bedürfnissen der Akteure aus, die aus den genannten Erwartungen ableitbar sind und zu denen beispielsweise das Bedürfnis nach Gruppeninklusion, nach ontologischer Sicherheit, Faktizität, Selbstbestätigung und emotionaler und materieller Gratifikation zählen (Turner 1988: 358f; Turner 1999b: 136f).

Diese emotional konnotierten Bedürfnisse sind es, die primär zur Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung beitragen: »people create, reproduce, or change social structures in terms of rewards or gratification« (Turner 1988: 357). Erwartungen, Erfahrungen, *role taking*, *role making* und die Befriedigung der genannten Bedürfnisse prägen im Zuge wiederholter sozialer Interaktionen bestimmte Muster und Strukturen aus, die durch die Regionalisierung, Kategorisierung, Ritualisierung, Stabilisierung, Normierung und Routinisierung als zentrale Strukturierungsprozesse in der sozialen Interaktion geformt werden (Turner 1988: 365ff). Turner verdeutlicht mit seiner Theorie zum einen die motivationale Bedeutung der Emotionen, die vor allem auf Erwartungen und Belohnungen basiert, zum anderen die Möglichkeit der Entstehung sozialer Strukturen, basierend auf eben diesen Erwartungen und Erfahrungen von Gratifikation. Die von Turner bereits ausführlich berücksichtigten neuronalen Mechanismen der Emotionsentstehung lassen sich dabei noch weiter im Hinblick auf die Repräsentation unterschiedlicher Belohnungswerte präzisieren und stärker auf die eigentliche Emotionsentstehung beziehen, wie im Verlauf der Arbeit gezeigt wird.

Eine vergleichbare mikrofundierte Makrotheorie der Emotionen vertritt auch Michael Hammond (1990/2003), der wie Collins die emotionale Gratifikation als Handlungsmotivator auch für unmittelbar skalierungsfähig und damit aussagekräftig in Bezug auf soziale Strukturen hält. Dementsprechend unterstellt er Akteuren ein inhärentes Bedürfnis nach positiven Emotionen, das zur Reproduktion und Verfestigung solcher Interaktionen führt, aus denen positive Emotionen resultieren. Anhand dieses inhärenten Bedürfnisses nach positiver emotionaler Gratifikation lässt sich zum Beispiel auch Durkheims Vorstellung von Solidarität als soziale Tatsache *sui generis* »reduktiv« erklären.

Dazu lassen sich evolutionspsychologische ebenso wie neurophysiologische Annahmen heranziehen, die nahe legen, dass Akteure aus evolutio-

nären Gründen häufig nach Eindrücken streben, die aufgrund der Befriedigung von sozialen und nicht-sozialen Bedürfnissen bestimmte *Belohnungswerte* repräsentieren. Die Funktion von Ritualen und religiösen Praktiken, wie sie bei Durkheim zentral sind, liegt darin, überindividuelle Belohnungsfaktoren zur Verfügung zu stellen, die diese Gratifikationsbedürfnisse auch außerhalb der regulären sozialen Interaktion befriedigen.

Durch Religion als kognitive Struktur moralischer Ansichten und Überzeugungen und deren Rituale lässt sich eine emotionale Gratifikation erreichen, wie sie im Alltagshandeln nicht realisierbar ist: »[...] the symbolic conceptions of gods and spirits do offer a set of attachments with qualities that purely personal ties to other human beings cannot offer« (Fischer/Chon 1989: 2; Hammond 2003: 367). Auch die von Hammond (2003: 360) beschriebene Solidarität als Transformation von Überzeugungen und Emotionen, die durch Effervescenz in kollektiven Ritualen entsteht, kann von einer genaueren Betrachtung der grundlegenden neuronalen und interaktiven Mechanismen profitieren, die eine solche Effervescenz überhaupt erst ermöglichen und die ebenfalls in dieser Arbeit untersucht werden.

Eine alternative emotionstheoretische These zu Erklärung der Existenz und Bedeutung Durkheimischer *faits social* nimmt Abstand von evolutionstheoretischen Ansichten und konzentriert sich hingegen auf die soziale Kontrollfunktion bestimmter Emotionen, insbesondere der Scham. Im Gegensatz zu Kemper, Collins, oder Hammond geht Thomas Scheff (1988) von der Frage aus, warum eine auf internalisierten Normen und Regeln basierende soziale Kontrolle vor allem als externe, bindende und einschränkende Kraft angesehen wird. Normkonformität als Ergebnis erfolgreicher sozialer Kontrolle wird im Besonderen durch die Möglichkeit von Sanktionen erreicht. Normkonformes Verhalten lässt sich jedoch auch bei fehlenden Sanktionsmöglichkeiten feststellen und häufig sind formelle Sanktionen zu langsam, kostspielig und unter Umständen auch zu ineffizient, um die gewünschte Wirkung zu erzielen (Elster 1999: 146; Falk u. a. 2005; Scheff 1988: 395).

Scheff vermutet deshalb ein zweites informelles und deutlich effektiveres Sanktionssystem, das vor allem auf den Emotionen Scham und Stolz basiert. Scham – verursacht durch die negative Einschätzung des Selbst durch andere oder das Selbst – stellt für Scheff die am häufigsten auftretende und zugleich bedeutendste soziale Emotion dar, gewissermaßen die »master emotion of everyday life« (Scheff 1988: 398; Scheff/Retzinger

2000). Scheff vertritt dabei insofern eine positivistische Position, als dass er davon ausgeht, dass die Scham zentrale und distinkte physiologische Korrelate aufweist. Scham erfüllt drei wesentliche Funktionen, die sie als bedeutendste soziale Emotion qualifizieren: Erstens signalisiert sie das Übertreten normativer und moralischer Grenzen unmittelbar und ohne extensive kognitive Prozesse. Zweitens entsteht Scham immer dann, wenn Akteuren soziale Bindungen und Beziehungen gefährdet erscheinen, und zeigt somit problematische Interaktionsgeflechte an. Drittens spielt Scham eine zentrale Rolle bei der Emotionsregulation, indem sie – ähnlich wie bei anderen normierten Verhaltensweisen – anzeigt, dass bestimmte Emotionen als nicht adäquat angesehen und empfunden werden (Scheff/Retzinger 2000).

Scheff geht im Hinblick auf die Arbeiten von Elias (1976) sowie Sennett und Cobb (1973) davon aus, dass Scham in modernen Gesellschaften im Gegensatz zu anderen Emotionen zwar omnipräsent ist, aber in der Regel weder vom Selbst noch von anderen Akteuren wahrgenommen, anerkannt oder eingestanden wird (Scheff 1988: 399; Scheff 2003). Scham wird demzufolge entweder nicht wahrgenommen, weil sie unterdrückt oder moduliert wird, oder aber weil die spezifischen Ausdruckszeichen der Scham von anderen Akteuren nicht erkannt werden. Diese unerkannte Scham belastet soziale Beziehungen und führt dazu, dass die Handlungen und Expressionen Anderer nicht schlüssig interpretiert werden, so dass subjektive Interpretation und tatsächlicher Zustand in modernen Gesellschaften immer weiter auseinanderdriften. Nicht erkannte und vor allem nicht anerkannte Scham führen in der Folge zu weiteren Emotionen, insbesondere zu Wut und Zorn, die als inadäquat gelten und wiederum Scham hervorrufen. Auf diese Weise entstehen sich verfestigende Scham-Wut-Spiralen, die Sozialität weit über die dyadische Interaktion hinaus strukturieren (Scheff 1994).

Die emotionsbasierte Mikrofundierung sozialer Strukturen, die eine ständige Präsenz von Scham voraussetzt, lässt sich in Verbindung setzen zu den genannten Arbeiten zur Emotionsentstehung und ebenfalls zum Konzept emotionaler Klimas. Im weiteren Verlauf der Arbeit kann Scheffs Theorie auf vielfältige Weise gestützt werden, besonders im Hinblick auf die Mechanismen der Emotionsentstehung und die Funktion der Scham bei der sozialen Kontrolle und der Aufrechterhaltung sozialer Normen.

Ähnliches gilt für einen weiteren bedeutenden Ansatz der Emotionssoziologie, der – unter anderem im Rückgriff auf Scheff – die soziale Funk-

tionalität von Scham und Beschämung sowie von Status und Neid vor dem Hintergrund sozialstruktureller Fragestellungen untersucht: Sighard Neckel (1991/1999) dient der soziale Status als primäre Scham auslösende Komponente, den er nicht nur auf die Verteilung von Ressourcen, sondern auch auf soziale Beziehungsgeflechte bezieht. Status als »Attribut sozialer Anerkennung, das mit der jeweiligen sozialen Position verbunden ist, die aus der eigenen Verfügung über Reichtum, Wissen, Rang und Zugehörigkeit resultiert«, legt darüber hinaus auch die mit der sozialen Position verbundenen Rechte und Pflichten fest und weist damit neben der materiellen immer auch eine normativ-moralische Dimension auf (Neckel 1991: 197; vgl. auch Flam 2002a: 154).

Scham wird, ähnlich wie bei Scheff, immer dann empfunden, wenn das Selbst (von Anderen oder vom Selbst) im Hinblick auf geltende Normen und Regeln – noch drastischer im Hinblick auf ein Idealbild des Selbst – negativ evaluiert wird. Scham tritt in der Regel zusammen mit einer Angst vor dem Verlust sozialer Achtung auf und wird damit ebenfalls als zentraler Sanktionsmechanismus der informellen sozialen Kontrolle gesehen. Scham und Beschämungen dienen Statusgruppen zur Verteidigung abgesteckter Einflussbereiche und taugen ebenso wie formelle Kriterien (zum Beispiel Bildungsabschlüsse, Mitgliedschaften oder finanzielle Ressourcen) zur Distinktion und Abgrenzung von Außenseitern.

Solche Abgrenzungen können unabhängig von der Scham auch zu Neid und Missgunst führen – nämlich dann, wenn Werte begehrt werden, deren Eigentumsrechte Andere halten und über die man selbst auch verfügen möchte. Neid bringt potenziell auch Bewunderung zum Ausdruck, Missgunst und Eifersucht hingegen »[begreifen] den Beneideten als Urheber meines erfolglosen Begehrens [...] und als Kontrahenten, der es möglichst nicht besser als ich haben soll« (Neckel 1999: 149). Solange für den Neidenden dabei zumindest die hypothetische Möglichkeit besteht, beispielsweise durch eigenes Handeln, andere Akteure oder auch nur durch Zufall den Zustand des Neidens zu überwinden und an der Zufriedenheit Anderer zu partizipieren, kann Neid ohne schwerwiegende Folgen erfahren werden und auch verblassen (Neckel 1999: 151).

Die wichtigste Möglichkeit, Neid zu überwinden und begehrte Werte zu erlangen, bestand lange Zeit in der eigenen Leistung und der damit verbundenen Leistungsgerechtigkeit. Kennzeichnend für moderne Gesellschaften ist Neckel zufolge jedoch der Umstand, dass die Leistung als Gerechtigkeitskriterium zunehmend zurückgedrängt wird und stattdessen

immer mehr Zufall oder aber absolute Perspektivlosigkeit in den Vordergrund treten. Die fehlende Möglichkeit, Neid zu überwinden und die begehrten Werte zu erlangen, führt zur permanenten Exklusion der Benachteiligten (Minoritäten, Randgruppen, Erwerbslosen) und in der Folge zu blinder, ungerichteter Wut und zu Zorn (Neckel 1999: 160).

»Wut bindet soziale Konkurrenten nicht aneinander, wie dies Neid noch vermag, sondern drückt direkte Feindseligkeit aus. Sie dokumentiert, daß unter dem Druck sozialer Randständigkeit die Last einer Affektkontrolle nicht mehr aufgebracht werden will, und richtet sich gegen alle, die von Normen noch profitieren« (Neckel 1999: 163).

Damit spricht Neckel eine weitere, bisher nicht thematisierte Funktion von Emotion im Hinblick auf die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung an, nämlich die Möglichkeit, die Reproduktion sozialer Ordnung nachhaltig zu zersetzen. Insofern können sozialstrukturelle Konfigurationen, wie die von Neckel beschrieben, aus sozial-funktionaler Sicht auch zu *dysfunktionalen* Emotionen führen, die zu temporären und tendenziell instabilen *Infrastrukturen* führen, wie sie etwa sozialem Wandel oder sozialen Bewegungen zu Grunde liegen. Diese Möglichkeit wird im weiteren Verlauf zwar nicht weiter verfolgt, die prinzipiellen Mechanismen von durch soziale Strukturen verursachten Emotionen, wie Neckel sie beschreibt, können jedoch in dieser Arbeit erweitert und spezifiziert werden.

Offene Fragen und Perspektiven

Die Soziologie der Emotionen vermag vor dem Hintergrund der dargestellten Theorien aus unterschiedlichen Perspektiven deutlich zu zeigen, wie soziale Strukturen und Emotion zusammenhängen und welche Rolle Emotionen bei der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung spielen. Dabei wird zum einen die soziale Konstruktion der Entstehung und des Ausdrucks von Emotionen in Abhängigkeit der sozialen Umwelt deutlich, andererseits werden aber auch die Struktur bildenden Eigenschaften von Emotion mit Hilfe mikrofundierter und akteurzentrierter Theorien herausgestellt. Insgesamt befindet sich die Soziologie der Emotionen in einer heterogenen Lage, sowohl hinsichtlich des Erkenntnisinteresses als auch im Hinblick auf die methodologische Vorgehensweise (Kemper 1990). So existiert eine Vielzahl von Arbeiten, die sich aus genuin soziologischer Perspektive mit Emotionen auseinandersetzen, jedoch mangelt es den unterschiedlichen Ansätzen häufig an gegenseitiger Anschlussfähigkeit.

Aus der Qualität und Quantität der vorhandenen Veröffentlichungen ist ersichtlich, dass der Einfluss des Sozialen auf die Emotionen – und umgekehrt – derart komplex und weitreichend ist, dass zukünftige Vorhaben einen wesentlichen und für die Soziologie der Emotionen unbedingt notwendigen Beitrag dadurch leisten können, dass sie die Struktur dieser komplexen Einflüsse und rekursiven Abhängigkeiten und Wechselwirkungen weiter erforschen und aufzeigen.

Die Heterogenität der aktuellen Forschungslage trifft nicht nur auf die intra-, sondern auch auf die interdisziplinäre Arbeit zu (Barbalet 1998: 21ff). Wirft man einen Blick auf die psychologische und neurowissenschaftliche Emotionsforschung, ist ein bislang lediglich in ersten Ansätzen genutzter Spielraum für soziologische Anknüpfungspunkte und Ergänzungen zu erkennen, wie er vor allem von Franks (1999), Hammond (2003) und Turner (1999a/2000) genutzt wird. Von den in Frage kommenden Disziplinen, die sich ebenfalls mit der Erforschung von Emotion befassen, gehen zum Teil eindeutige Angebote zu interdisziplinärer Kooperation aus, die sich insbesondere an die Sozialwissenschaften wenden, dort aber bislang kaum rezipiert werden. Gerade die Neurowissenschaften brauchen, um auf bestimmten Gebieten der Emotionsforschung Fortschritte zu erzielen, fundierte Modelle und Konzepte des Sozialen, um die soziale Situiertheit von Subjekten besser in ihre Modelle integrieren zu können (Cacioppo/Lorig u. a. 2004; Roth 2003: 554ff). Zu welchen unzureichenden Ergebnissen ein Verzicht auf sozialwissenschaftlichen Sachverstand bei der Formulierung von Aussagen über größere soziale Zusammenhänge ausgehend von einer neurowissenschaftlichen Perspektive führen kann, wird bei Panksepp (1994) offensichtlich.

Einer der in Bezug auf die interdisziplinäre Kooperation am schwersten wiegenden Kritikpunkte an der Soziologie der Emotionen wird von Turner vorgebracht und betrifft die weitgehend unzureichende Berücksichtigung und Konzeptualisierung der biologischen und psychologischen Grundlagen der Emotionen (Turner 1999a/2007). Die Kritik bezieht sich zum einen auf die Vernachlässigung der evolutionären Entwicklung der an Emotion beteiligten Hirnregionen, die eine differenzierte und facettenreiche Entstehung von Emotion überhaupt erst ermöglichen, und zum anderen auf die Funktion der an Emotion beteiligten Hirnregionen im Handeln und in der sozialen Interaktion. Als hinderlich für eine solche interdisziplinäre Erweiterung der Perspektive stuft Turner auch die zum Teil nicht

vorhandenen, zum Teil hoch selektiven und vom interdisziplinären Diskurs weitgehend abgekoppelten Definitionen von Emotion ein (ebd.).

Zwar berücksichtigt Turner selbst in seinen Arbeiten ausführlich diese biologische Ebene, vernachlässigt darüber aber die kognitiven Wissensstrukturen, die sowohl für die Emotionsentstehung als auch für die soziale Strukturierung von Bedeutung sind. Diese Kritik lässt sich jedoch auf nahezu sämtliche soziologische Emotionstheorien beziehen, denen zumeist ausgearbeitete Modelle der Repräsentation sozialer und kognitiver Strukturen fehlen. Wie der vorangegangene Abschnitt gezeigt hat, existieren soziale Strukturen (immer auch) innerhalb des Akteurs. Handlungen generieren zwar soziale Strukturen, und soziale Strukturen formen Handlungen, jedoch lassen sich die Fundamente von Handlungen (deren Motive, Absichten, Intentionen sowie die damit einher- und vorangehenden Emotionen) und Strukturen (Regeln, Normen, Kodexe, Konventionen, Ressourcenallokationen, Praktiken, Routinen) immer auch innerhalb des Individuums finden.

Um also die Rolle der Emotionen im Wechselspiel von Handlung und Struktur – von Mikro- und Makroebene – näher zu untersuchen, ist es notwendig, mit Modellen der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung sowie der kognitiven Repräsentation sozialer Strukturen zu arbeiten, wie es zum Beispiel Kemper und Collins (1990) und Turner (1988) vorschlagen. Nur dann kann die Interaktion von Emotion und sozialen Strukturen (in Form strukturierter Kognitionen) gewinnbringend für die Soziologie untersucht werden. Dieses Bindeglied erlaubt nicht zuletzt auch die soziologisch aussagekräftige Einbeziehung der Ebene der sozialen Interaktion, die wesentlich davon abhängt, wie Akteure relevante Informationen verarbeiten, speichern und aus dem Gedächtnis abrufen.

Dadurch stellt die soziale Interaktion, in der Elemente der sozialen Kognition ebenso wirksam werden wie die entsprechenden Emotionen, ein wichtiges Bindeglied zwischen Handlung und Struktur dar. Für die weitere Analyse dieser Zusammenhänge liefern die dargestellten Ansätze der Emotionsentstehung einen guten Ausgangspunkt, der in Kapitel drei weiter aufgegriffen und um die genannte interdisziplinäre Sichtweise erweitert wird. Darüber hinaus spielen auch die skizzierten emotionssoziologischen Theorien des Akteurshandelns eine bedeutende Rolle, da sie helfen können, Probleme konventioneller normativer und rationaler Ansätze zu überwinden. Auch hier eröffnen Ergebnisse aus anderen Disziplinen neue,

wegweisende Perspektiven, die ebenfalls Gegenstand der nachfolgenden Untersuchung sind.

Neben der Entstehung von Emotion und der Rolle der Emotionen im Handeln verdeutlicht die Emotionssoziologie auch die Abhängigkeit des Ausdrucksverhaltens von der sozialen Umgebung und die Möglichkeit der Regulation von Emotion anhand sozialer Normen. Die wegweisenden Arbeiten zur Emotionsarbeit (zum Beispiel Hochschild 1983) stellen einen guten Ausgangspunkt dar, um im weiteren Verlauf – ausgehend von der sozial strukturierten Entstehung von Emotionen – auch die Funktion von Emotionen und Expressionen vor allem in der Face-to-Face-Interaktion näher zu untersuchen und um neue Erkenntnisse vor allem aus anderen Disziplinen zu ergänzen.

Die Betrachtung der Funktionen von Emotionen zunächst in formellen sozialen Organisationen hilft, das Strukturierungspotenzial der Emotionen besser zu erkennen und dabei die wechselseitige Abhängigkeit von Emotion und sozialer Umwelt nicht aus den Augen zu verlieren. Die dargestellten Ansätze aus dem Bereich emotionaler Klimas und der Organisationssoziologie (de Rivera 1992; Flam 2002b) zeigen, wie strukturierte soziale Zusammenhänge auf der einen Seite zu homogenen Emotionen führen und auf der anderen Seite diese Emotionen dazu beitragen, die Kohärenz eines sozialen Systems zu festigen.

Sozialstrukturelle Emotionstheorien vollziehen den Schritt zu größeren sozialen Zusammenhängen und schildern die Funktion von Emotion auch außerhalb der direkten Face-to-Face-Interaktion. Dies geschieht, wie bereits skizziert, zum Teil mit Hilfe kognitiver Strukturierungstheorien, die die Rolle von Emotionen bei der Mikrofundierung von sozialen Makrostrukturen untersuchen, zum Teil über den Ansatz der sozialen Kontrolle, die in den genannten Arbeiten besonders durch Scham und die Befolgung und Aufrechterhaltung sozialer Normen gewährleistet wird. Damit kommt den sozialen Normen eine zweifache Bedeutung zu, die sich auch im dritten Untersuchungsschritt zeigt: Einerseits prägen und strukturieren sie Emotionen und halten Akteure zur Regulation von Emotion an und andererseits werden sie selbst durch die grenzziehenden sozialen Emotionen aufrechterhalten.

»Emotions link structure and agency«, sie sind ein »necessary link between social structure and social actor«, bringt Barbalet die Kernaussage sozialstruktureller Emotionsforschung auf den Punkt (2002: 3f; Hervorh. ausgelassen). Das Ziel der folgenden Kapitel ist es deshalb, diese Aussage

unter Einbeziehung und auf der Grundlage der dargestellten Arbeiten weiter zu untermauern und dabei auch die biologischen und psychologischen Mechanismen aufzuzeigen, die ganz wesentlich für das Verständnis von Emotionen als bidirektionalem Vermittler zwischen Handlung und Struktur sind. Um diesen Schritt zu vollziehen, ist jedoch zunächst eine entsprechend tragfähige Perspektive auf Emotionen notwendig, die im Folgenden erarbeitet wird.

2.2.2 Eine interdisziplinäre Sicht auf Emotionen¹²

Was ist eine Emotion, was ist ein Gefühl? Wie kommen sie zustande? Wodurch werden sie geformt? Was sind die biologischen und was die soziokulturellen Einflüsse? Haben sie ihren Ursprung im individuellen Empfinden oder in sozialen Normen? Diese Fragen werden von den im vorangegangenen Abschnitt vorgestellten soziologischen Emotionstheorien zwar teilweise beantwortet, den Antworten liegt jedoch nur selten eine eingehende Analyse des Forschungsgegenstands zu Grunde. Definitionen von Emotion erfolgen zumeist intuitiv, implizit und beruhen auf einem Alltagsverständnis. Eine solche Definition mag ausreichen, um Aussagen über ein vergleichsweise eng begrenztes Problemfeld zu treffen. Sie stößt jedoch spätestens dann an ihre Grenzen, wenn es darum geht, interdisziplinär zu arbeiten und die Erkenntnisse unterschiedlicher Disziplinen miteinander zu verknüpfen und in Beziehung zueinander zu setzen.

Um es der Soziologie und insbesondere der Soziologie der Emotionen zu ermöglichen, das Wissen und die Ergebnisse anderer Disziplinen für die Lösung eigener Untersuchungsgegenstände nutzbar zu machen, wird eine *einheitliche interdisziplinäre* Sicht auf Emotionen benötigt, die die eingangsgestellten Fragen beantworten und dabei sowohl die biologischen (»positivistischen«) als auch die soziokulturellen (»sozialkonstruktivistischen«) Aspekte berücksichtigen kann (Kappas 2002b). Das Problem der Definition von Emotionen tritt aber nicht nur im Hinblick auf die interdisziplinäre Zusammenarbeit auf, sondern ebenfalls in nahezu allen disziplinären Debatten. In der Soziologie der Emotionen wird bis heute der Untersu-

¹² Dieser Unterabschnitt basiert in Teilen auf der Arbeit der Forschungsgruppe »Emotionen als bio-kulturelle Prozesse« am Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) der Universität Bielefeld und ist in anderer Form, englischer Sprache und unter Mitautorenschaft des Verfassers von Engelen u. a. (2008) veröffentlicht.

chungsgegenstand oft gar nicht oder nur unzureichend definiert, wie zum Beispiel bei Hochschild (1979), die ihre Emotionsdefinition in einer fünfzeiligen Fußnote darlegt. Norman Denzin zufolge beruhen alle neueren soziologischen Emotionstheorien auf einer Definition von Emotionen als einem Zustand mehr oder weniger diffuser physiologischer Erregung, der von Akteuren definiert und mit semantischen Labels versehen wird (Denzin 1984: 25). Ähnlich vage bleibt auch die Definition von Steven Gordon, der Emotionen als »undifferenzierte körperliche Erregung« definiert um sie dadurch von Stimmungen abzugrenzen, die er als eine Kombination von Körperwahrnehmung, Gesten und kulturellen Bedeutungen ansieht (Gordon 1981: 503).

Diese exemplarischen definatorischen Probleme treten bei Emotionen vor allem deshalb verschärft auf, weil die phänomenologische Gefühlskomponente einer Emotionen in der Alltagspsychologie fest verankert ist und dadurch der subjektiven Betrachtung des gesamten Konzepts »Emotion« Vorschub leistet. Darüber hinaus handelt es sich um ein Forschungsobjekt, das jedem Menschen – also auch dem forschenden – aus der *subjektiven Erfahrung* bekannt ist, das heißt, die Verbindung zum Forschungsgegenstand geht über deklaratives Wissen weit hinaus und verbindet sich wie bei kaum einem anderen Forschungsgegenstand mit dem subjektiven Erleben. Unterschiedliche Erkenntnisinteressen und disziplinäre Traditionen führen dazu, dass sich auch die wissenschaftlichen Kategorien kaum einander annähern. Kleinginna und Kleinginna (1981) stellen in einem Übersichtartikel zu den verschiedenen Emotionsdefinitionen fest, dass zwar keine einheitliche Emotionsdefinition existiert, jedoch Kategorien von Definitionen erkennbar sind, die unterschiedliche Komponenten des Phänomens Emotion betonen, etwa die physiologische Reaktion, das expressive Verhalten oder die adaptive Funktion. Griffiths beispielsweise stellt den Emotionsbegriff als solchen in Frage und hält ihn für eine unzulässige, weil kaum aussagefähige Zusammenfassung einer ganzen Reihe unterschiedlicher Phänomene. Für ihn sind Emotionen keine natürliche Kategorie, sondern ein Kunstprodukt der Alltagspsychologie, das einer wissenschaftlichen Überprüfung nicht standhält: »The proper response to current knowledge is that there is no object of scientific knowledge that corresponds to »emotion«« (Griffiths 1997: 16; vgl. Barrett 2006).

Vor diesem Hintergrund vertritt Kappas (2002b: 88ff) die Auffassung, dass zumindest hinsichtlich der interdisziplinären Emotionsforschung (zunächst) keine einheitliche Definition im Sinne von »richtig« oder »falsch«

nötig ist, um Fortschritte zu erzielen. Stattdessen plädiert er dafür, von einer Minimaldefinition auszugehen und die übrigen Fragen, die üblicherweise mit einer Definition beantwortet werden, zum Gegenstand des Forschungsprozesses zu machen. Eine solche Minimaldefinition kann für diese Arbeit in einer Definition gesehen werden, die sich innerhalb der Emotionsforschung einer breiten und wachsenden Akzeptanz gegenüber sieht und Emotionen *als solche* als ein Phänomen betrachtet, das aus einer Reihe unterschiedlicher *Komponenten* besteht, wobei eine Emotion immer dann vorliegt, wenn sich synchronisierte und koordinierte Veränderungen dieser Komponenten ergeben (Scherer 2000: 138).¹³

Über die Anzahl der Komponenten, die zu einer Emotion gerechnet werden, und die Anzahl der Komponenten, deren Aktivierung hinreichend für eine Emotion sind, herrscht zwar Uneinigkeit, doch lassen sich drei notwendige Kernkomponenten nennen, die in nahezu jeder Definition verwendet werden: (1) die physiologische Erregung, (2) der motorische Ausdruck und (3) das phänomenologische Empfinden (das subjektive Gefühl) (ebd.). Als weitere Komponenten werden motivationale Faktoren wie Handlungstendenzen und -impulse (Frijda 1986/2004), kognitive Wahrnehmungs-, Einschätzungs- und Bewertungsprozesse (Roseman/Smith 2001), der soziale Kontext (Solomon 2004), die Valenz sowie ein intentionales, formales Objekt (Elster 2004a; de Sousa 1997) genannt.

Dieser Definition zufolge hat eine Emotion *episodischen* Charakter, das heißt, sie wird durch ein auslösendes – internes oder externes – Ereignis aktiviert, dauert eine gewisse Zeit an, und ebbt dann wieder ab. Dieses Ereignis muss für den Akteur (beziehungsweise den Organismus) eine bestimmte Bedeutung und Relevanz aufweisen, wobei eine ausgelöste Emotion dann die Reaktion auf diese wahrgenommene Bedeutung darstellt. Je nachdem unter welcher zeitlichen Auflösung man Emotionen betrachtet, handelt es sich um einen Prozess oder einen Zustand, wobei der Prozesscharakter im Zuge dieser Arbeit deutlich im Vordergrund steht. Die Emotion qualifiziert sich als ein Prozess, weil sie durch schnelle und umfangreiche Veränderungen der beteiligten Komponenten charakterisiert ist und sich anhand der Art und des Zusammenspiels dieser zeitlichen und qualitativen Veränderungen definiert. »To underline the unitary character of the emotional episode, I suggest that *interdependent and synchronized changes*

¹³ Diese »eigentliche« Emotion wird in der Literatur häufig als »emotion proper« bezeichnet (Damasio 1994; Goldie 2004: 94).

in component processes are required as a necessary condition for the definition of emotion« (Scherer 2000: 138; Scherer 2005).

Ob und wie dabei eine Differenzierung distinkter Emotionen anhand des charakteristischen Zusammenspiels dieser Veränderungen vorgenommen werden kann, ist strittig. Vielfach wird jedoch als sinnvoll erachtet, Emotionen anhand bestimmter Kriterien näher zu bestimmen und zu klassifizieren, um sie definitorisch weiter ein- und abgrenzen und sie von anderen körperlichen und mentalen Phänomenen besser unterscheiden zu können. Aufbauend auf der Arbeitsdefinition lassen sich unterschiedliche theoretische Herangehensweisen an die Ontologie und die Klassifikation des Phänomens Emotion ausmachen, die für die weitere Arbeit von hervorgehobener Bedeutung sind, weil sie eine differenzierte Betrachtung biologisch-physiologischer und soziokultureller Grundlagen der Emotionen erlauben.

Diese beiden Herangehensweisen kristallisieren in der Frage nach der Existenz so genannter »Basisemotionen«, indem sie solche basalen emotionalen Reaktionen von komplexen und sozialen Emotionen unterscheiden.¹⁴ Die bisherige Debatte entzündet sich vor allem an der Frage, ob bestimmte Emotionen kulturell, sozial und ontogenetisch universal, also angeboren sind. Die Forschungstradition, die Basisemotionen in den Mittelpunkt stellt, konzentriert sich dabei auf die expressive und kommunikative Funktion des emotionalen Ausdrucksverhaltens (also die motorische Komponente) und den handlungsleitenden Aspekt von Emotionen. Sie geht zudem davon aus, dass Basisemotionen interkulturell universale Reaktionen sind, die im Gegensatz zu komplexen Emotionen bereits kurz nach der Geburt, das heißt ohne jegliche Sozialisationseinflüsse, funktionieren (Ekman 1992a; Ekman/Friesen 1975; Izard 1977; Johnson-Laird/Oatley 1992; Levenson 2003; Plutchik 1980; vgl. Ortony/Turner 1990). Von entscheidender Bedeutung für die weitere Arbeit ist auch die Frage, ob den angenommenen Basisemotionen distinkte biologische Verhaltensprogramme, so genannte *Affektprogramme*, zu Grunde liegen (Griffiths 1997; Stein/Oatley 1992; Tomkins 1962).

¹⁴ Basisemotionen werden in der englischsprachigen Literatur mit *basic emotions* beschrieben, alle übrigen Emotionen mit variierenden Begriffen besetzt, etwa *blended*, *social*, *complex* oder *non-basic*. Im weiteren Verlauf werden die Begriffe »sozial« und »komplex« gebraucht, was aber keinesfalls impliziert, dass Basisemotionen nicht auch sozial beziehungsweise komplex sein können.

Paul Ekman (1992a: 175) nennt neun Kriterien, die eine Emotion als Basisemotion qualifizieren: die interkulturell universale Expression; das Auftreten bei anderen Säugetieren; ein distinktes physiologisches Ereignismuster; die Kohärenz der Reaktion des autonomen Nervensystems und der Expression; schnelles Auftreten der Emotion; kurze Dauer sowie ein automatischer Einschätzungsprozess. Als Basisemotionen qualifizieren sich diesen Kriterien zufolge Ärger, Furcht, Traurigkeit, Vergnügen, Entsetzen und Überraschung, alle übrigen Emotionen werden als Mischung verschiedener Basisemotionen angesehen (ebd.). Aus evolutionärer Sicht besteht ein wesentlicher Unterschied in der Funktion der Emotionsklassen, wobei Basisemotionen vor allem für den Erhalt der Integrität eines Organismus und die Homöostase von Bedeutung sind, soziale Emotionen hingegen die Adaptivität und Flexibilität in einer komplexen sozialen Umwelt sicherstellen (Cosmides/Tooby 2000; Turner 2000).

Für die vermuteten Wechselwirkungen zwischen Emotion und Sozialität stellt sich auch die Frage, wie die Zusammenhänge zwischen Basisemotionen und sozialen Emotionen (zum Beispiel Scham, Verlegenheit, Trauer, Neid oder Schuld) sowie zwischen Basisemotionen und komplexen sozialen Informationen als deren Auslöser (beispielsweise Furcht vor bevorstehender Arbeitslosigkeit oder Prüfungsangst) konzeptualisiert werden können. Die Frage nach einer biologischen emotionalen »Grundausrüstung« lässt sich in jedem Fall nicht allein auf einen begrenzten Satz spezifischer Basisemotionen beschränken, sondern müsste als definitorisches Kriterium für jede Emotion gelten.

Die Frage nach (proto-)typischen Emotionen wird von Seiten der Emotionsforschung zumeist mit Hinweis auf Emotionen wie Furcht und Angst; Wut, Zorn und Ärger; Freude; Ekel sowie Trauer und Bedauern beantwortet. Diese typischen Ausprägungen von Emotion, die häufig mit Einteilungen in Basisemotionen korrespondieren, finden sich nahezu analog auch im – modernen westlichen – Alltagsverständnis wieder: US-amerikanische Studenten, befragt nach typischen Instanzen der Kategorie Emotionen, nannten am häufigsten Freude vor Wut, Traurigkeit, Liebe, Furcht, Hass und Vergnügen (Fehr/Russell 1984; Johnson-Laird/Oatley 1989). Dass nicht alle Menschen beim Verlust einer geliebten Person Trauer empfinden, scheint ebenso undenkbar wie die Vorstellung, jemand empfinde keine Angst, wenn ihn ein wildes Tier bedroht.

Sind demnach sämtliche emotionale Zustände und Prozesse aus einer begrenzten Menge basaler Basisemotionen zusammengesetzt, die wieder-

rum nicht auf strukturell einfachere Emotionen reduzierbar sind (Johnson-Laird/Oatley 1992)? Oder ist die Kategorisierung in Basisemotionen und komplexe Emotionen das Ergebnis einer evolutionstheoretischen Betrachtung, die sich auf die Entwicklung adaptiver psychischer und psychophysiologischer Mechanismen konzentriert? Dann wären diese Mechanismen ein Ergebnis der natürlichen Selektion und den Basisemotionen käme eine entsprechende adaptive Funktion zu. Ein bedeutender Hinweis darauf wäre die Existenz solcher Basisemotionen auch in anderen Säugetieren als dem Menschen, wie Ekman und andere vermuten (Cosmides/Tooby 2000; Ekman 1992a; Ortony/Turner 1990; Reisenzein 2000b).

Um die Problematik reduktionistischer Ansätze zu vermeiden, wie sie auch Ekman's Ansatz immer wieder vorgeworfen wird, haben Engelen und Kollegen (2008) in Anlehnung an Ekman's Versuch (1992a), diese Vorwürfe zu entkräften, eine Reihe von Kriterien für basale emotionale Prozesse aufgestellt. Diese Kriterien sollen dazu dienen, zu überprüfen, ob das Konzept der Basisemotionen sinnvoll aufrechterhalten werden kann, sofern man bei ihnen von (noch) nicht semantisierten (kognitiven) grundlegenden emotionalen Fähigkeiten ausgeht.

1. Die prinzipielle Irreduzibilität besagt, dass keine anderen Emotionen als konstituierende Elemente einer Basisemotion erkennbar sind. Freude ist immer nur Freude, während die Liebe beispielsweise die Emotion Freude durchaus enthalten kann. Die Frage, ob komplexe Emotionen grundsätzlich auch auf basale Emotionen zurückgeführt werden können, ist damit jedoch ebenso wenig beantwortet wie die Frage, auf welche anderen Elemente Basisemotionen reduzierbar sind. Eine starke Hypothese besagt, dass Basisemotionen monadischen Charakter und damit eine *intrinsische Affektivität* aufweisen (Reisenzein 2000b: 211). Die schwache Hypothese besagt dagegen, dass Basisemotionen auch aus nicht-affektiven Komponenten wie zum Beispiel Kognitionen bestehen. Diametral entgegengesetzte Sichtweisen wären beispielsweise die von Solomon (1976) oder Dörner und Kollegen (1988), die Emotionen vollständig auf nichtaffektive Kognitionen zu reduzieren versuchen.
2. Das Kriterium der Universalität kennzeichnet solche emotionalen Grundzüge, die bei Menschen aller Kulturen, Ethnien und in jeglicher sozialer Position gleichsam zu finden sind. Die Hypothese der Universalität besagt hingegen *nicht*, dass diese Grundmuster nicht wiederum kulturspezifisch ausgeformt sein können oder in allen Kulturen in glei-

cher Ausprägung und Intensität auftreten. Im Gegensatz dazu sind bestimmte komplexe Emotionen in einigen Kulturen gänzlich unbekannt, sowohl bezüglich der phänomenologischen Komponente als auch hinsichtlich des semantischen Emotionskonzepts. Die Problematik dieses Kriteriums einer Basisemotion verdeutlicht Solomon mit der Frage »is an emotion basic because it is found to be universal or is an emotion necessarily universal because it is basic?« (Solomon 2002: 138).

3. Ein distinkter Gesichts- und Körperausdruck, der von anderen Akteuren mühelos gedeutet werden kann, stellt ein drittes Kriterium dar. Vor allem Ekman hat sich in der empirischen Forschung ausführlich damit auseinandergesetzt, jedoch kaum Anhaltspunkte finden können, die auf eine deckungsgleiche Relation zwischen Ausdruck und Emotion hinweisen oder die Aufschluss darüber geben, wie viele Ausdrucksformen als universal für eine Emotion gelten können (Ekman 1992a; Ekman/Friesen 1975).
4. Unmittelbare und signifikante körperliche Reaktionen werden im Besonderen als Bestandteil einer Basisemotion angenommen, zum Beispiel Angstschweiß oder eine rote Gesichtsfärbung. Metaanalysen vorhandener Untersuchungen zu dieser Frage legen jedoch die Vermutung nahe, dass spezifische Reaktionen des autonomen Nervensystems *nicht* mit diskreten Emotionen korrespondieren, sondern einer dimensionalen Vorstellung entlang eines affektiv-phänomenalen positiv-negativ Kontinuums oder vergleichbarer Annäherungs- und Abwehrreaktionen entsprechen (Cacioppo u. a. 2000; Davidson 1994). Cacioppo und Kollegen führen darüber hinaus an, dass physiologische Veränderungen keine notwendige Bedingung für das Auftreten diskreter Emotionen darstellen, da eine ausreichende Zahl von Hinweisen auf Emotionen ohne differenzierte physiologische Veränderungen vorliegt (Cacioppo u. a. 2000; Davidson 1994: 240; Barrett 2006; Barrett/Wager 2006).
5. Basisemotionen treten in der Ontogenese sehr früh, das heißt bereits kurz nach der Geburt auf, und gehen bei degenerativen Hirnerkrankungen erst spät verloren.
6. Basisemotionen benötigen kein Selbstkonzept, um empfunden zu werden. Dieses Kriterium zeigt sich auch am frühen Einsetzen der Basisemotionen in der Ontogenese, zu einem Zeitpunkt, zu dem noch kein Selbstkonzept entwickelt ist (Vandekerckhove u. a. 2006), oder am Auftreten in anderen Säugetieren, von denen ebenfalls angenommen werden kann, dass sie über kein Selbstkonzept verfügen. Anders hin-

gegen bei komplexen Emotionen: Akteure müssen über ein Selbstkonzept beziehungsweise ein soziales Selbst verfügen, dass sie in Bezug zu den Repräsentationen anderer Akteure setzen können, um komplexe Emotionen zu empfinden. Das Selbstkonzept verortet Akteure dabei in einem (auch imaginären) sozialen Raum und Beziehungsgeflecht. »Emotions that are not basic, but are complex, are those requiring second-order intentionality. They depend on reference to a conception of the self and a social comparison of the present situation of the self with imagined alternatives of the self or others« (Ben Ze'ev/Oatley 1996: 89).

7. Zudem sind für Basisemotionen keine höheren Kognitionen wie Planen, Denken, Schlussfolgern oder Vorstellen erforderlich. Dieses Kriterium ergibt sich ebenfalls aus den Überlegungen zu Emotionsvorkommnissen bei Säuglingen oder Säugetieren. Das Kriterium besagt zwar, dass keine höheren Kognitionen für Basisemotionen notwendig sind, man kann aber davon ausgehen, dass kognitive Prozesse wie Reizverarbeitung oder Wahrnehmung an Basisemotionen beteiligt sind (vgl. Clore/Ortony 2000; Ellsworth 1994; Frijda 1994).

Diese Kriterien werden sicherlich von einer ganzen Reihe von Phänomenen erfüllt, etwa von der Angst: Angst lässt sich in der Regel leicht und unproblematisch in anderen Akteuren erkennen, um Angst zu empfinden bedarf es keiner aufwendigen Überlegungen, Angst zeichnet sich durch bestimmte physiologische Reaktionen wie einen beschleunigten Puls aus, ist vermutlich in allen Kulturen und sozialen Schichten bekannt, kann bereits früh in der Ontogenese empfunden werden und ist ebenfalls in Tieren vorhanden. Ähnliche Darstellungen ließen sich für Ärger, Wut, Freude, Ekel oder einem Verlustgefühl präsentieren, jedoch fehlt diesen Beschreibungen ein entscheidendes Kriterium, ohne das selbst die Darstellung desselben nicht auskommt: das subjektive *Empfinden*.

Die genannten Kriterien beschreiben ohne Zweifel emotionale Prozesse beziehungsweise Prozesse und Komponenten, die zur Entstehung einer Emotion notwendig sind. Jedoch führt jede Emotionsdefinition in die Irre, die diejenige Komponente unberücksichtigt lässt, die eine Emotion erst zu dem macht, was sie ist: eine bewusste Empfindung, ein empfundenes Gefühl, ein Handlungsantrieb, ein Motivator, eine intrinsische Wertigkeit, eine positive oder negative Valenz. Emotionen – *emotions proper* – sind mehr als die genannten Kriterien, die bei weitem nicht ausreichen, um zu erklären, warum jemand sich in Grund und Boden schämt, dem

Nachbarn den Porsche neidet, vor Verlegenheit errötet und den Kopf senkt, fürchterliche Prüfungsangst hat, den ersten Urlaubstag vor Freude kaum erwarten kann, warum jemandem vor Stolz die Brust schwillt oder jemand seiner Hochzeit entgegenfiebert oder vor Freude weinen muss.

Trotzdem sind diese Kriterien, die durch eine große Zahl empirischer Ergebnisse gestützt werden, wertvolle und unverzichtbare Bausteine für ein grundlegendes und interdisziplinär tragfähiges Verständnis von Emotionen. Um sich jedoch der Möglichkeit nicht zu berauben, auch die komplexeren und sozialen Emotionen in die Analyse mit einzubeziehen und die kulturelle und soziale Variabilität der Emotionen näher zu untersuchen, bietet es sich an, eine alternative Perspektive auf Basisemotionen einzunehmen, die die empirischen und konzeptuellen Probleme von Basisemotionen (Ortony/Turner 1990) umschiffen kann: die der Affektprogramme. Der Begriff Affektprogramm wurde ursprünglich von Tomkins (1962) und Ekman (1972) für den eigentlichen *Kern* einer Basisemotion verwendet, als Bezeichnung für das *konzertierte Zusammenspiel* der genannten Kriterien und Reaktionen. Affektprogramme verzichten auf die Annahme angeborener und interkulturell universaler distinkter Emotionen und die These, dass sich alle Emotionen, also insbesondere die komplexen Emotionen, auf bestimmte Basisemotionen reduzieren lassen (Griffiths 2004: 239; Prinz 2004: 86–91).

Vor allem die Ergebnisse der neurowissenschaftlichen Emotionsforschung haben den Affektprogrammen wieder zu neuer Popularität verholfen. Die Arbeiten vertreten die Ansicht, dass der Mensch über angeborene Affektprogramme, das heißt eine bestimmte Anzahl mehr oder weniger komplexer Reaktionsmodule und -muster auf physiologischer, motorischer, und expressiver Ebene verfügt, die als automatische und unbewusst ausgelöste Reaktion auf relevante (interne oder externe) Ereignisse auftreten. Mit dieser Auffassung stellen die Fürsprecher der Affektprogramme nicht nur ein zentrales Kriterium für potenzielle Basisemotionen, sondern prinzipiell für alle Emotionen zur Verfügung, das an sich jedoch noch nicht als Emotion gilt. Die Idee automatischer Reaktionsmodule und -komponenten als Teil eines umfassenderen Emotionskonzepts wird häufig auch von Theorien komplexer Emotionen, im Besonderen den Einschätzungstheorien (*appraisal theories*), aufgegriffen und um höhere kognitive Prozesse der Emotionsentstehung ergänzt (Clare/Ortony 2000; Ortony/Turner 1990; Reisenzein 2001; Scherer 1994a; Smith/Kirby 2000; Teasdale 1999).

In Übereinstimmung mit der zu Grunde gelegten Arbeitsdefinition können Affektprogramme als zentrale Emotionskomponenten angesehen werden, die die Kriterien für Basisemotionen im Wesentlichen erfüllen, sich jedoch selbst nicht als Emotion qualifizieren, sondern unbewusst und automatisch bestimmte Komponenten einer Emotion – die Affekte – produzieren.

Will man den Ansatz der Basisemotionen weiter verfolgen, stellen sie in diesem Modell bestimmte universale Konfigurationen der Affektprogramme dar, möglicherweise unter Beteiligung zusätzlicher Komponenten, etwa der phänomenologischen. Komplexe Emotionen setzen sich dann ebenfalls aus bestimmten Konfigurationen der affektiven Reaktionsmodule (die nicht notwendigerweise mit denen der Basisemotionen übereinstimmen oder diese enthalten müssen) sowie aus weiteren, insbesondere höheren kognitiven Komponenten zusammen.

Diese Sicht erlaubt es, basale affektive (und zum Teil angeborene) Prozesse mit höheren kognitiven sozialen Prozessen zu verbinden, ohne auf die Schnelligkeit, Funktionalität und Automatizität der Affektprogramme verzichten zu müssen, und ohne eine reduktionistische Position zu vertreten, die der Komplexität der sozialen Welt nicht mehr gerecht werden kann. Auf diese Weise kann plausibel angenommen werden, dass Affekte und Affektprogramme universal operieren und notwendiger Bestandteil sämtlicher Emotionen sind, und dass bestimmte affektive Reaktionen angeboren sind (zum Beispiel Schreck und bestimmte Formen von Furcht), andere hingegen auf sozial erlernten Auslöseparametern (basalen sensorischen sowie höheren kognitiven) basieren, und dass sich aus diesen Affekten Emotionen unterschiedlicher Komplexität entwickeln.

Wie Affektprogramme beziehungsweise Affekte und höhere Kognitionen und komplexe Emotionen zusammenwirken, und auf welchen Ebenen der Einfluss des Sozialen beziehungsweise des Kulturellen dabei greift, wird unter anderem im folgenden Kapitel anhand neurophysiologischer, kognitiver und sozialer Aspekte eingehend untersucht.

3. Sozial strukturierte Emotionen

Ausgangspunkt der Hypothese, dass Emotionen ein bidirektionaler Vermittler zwischen Handlung und Struktur sind, ist die Vermutung, dass Emotionen nicht nur die subjektiven und durchweg individuellen Phänomene sind, für die sie in der Regel gehalten werden. Stattdessen wird angenommen, dass analog zu kognitiven und sozialen Strukturen auch emotionale Strukturen existieren, oder genauer gesagt, *soziale Strukturen der Emotionsentstehung und des Empfindens*. Diese Strukturen führen dazu, dass in spezifischen sozialstrukturellen Zusammenhängen bis zu einem gewissen Grad eine Angleichung beziehungsweise Homogenisierung von Emotionen stattfindet. Soziale Systeme zeichnen sich demnach nicht nur durch bestimmte Indikatoren und Ungleichheitsmerkmale wie Statusunterschiede, Ressourcenallokationen, Mobilitätsraten, Einkommensverhältnisse oder Bildungsniveaus aus, sondern auch durch charakteristische, regelmäßig auftretende Emotionen. Das heißt, in bestimmten sozialstrukturellen Konfigurationen treten einige Emotionen deutlich häufiger und intensiver auf als in anderen Zusammenhängen. Dabei stellt sich in dieser Arbeit nicht primär die Frage, um welche distinkten Emotionen es sich dabei handelt, sondern von Interesse sind die grundlegenden neuronalen, kognitiven und sozialen Mechanismen, die diese Strukturierung der Emotionen ermöglichen und ihr Vorschub leisten.

Entscheidend sind deshalb zunächst die Fragen, wie Emotionen entstehen, welche Rolle die soziale Umwelt dabei spielt und wie sie die Emotionsentstehung zu strukturieren vermag. Wie also lassen sich die eingangs zu Grunde gelegten sozialen und kognitiven Strukturen mit der Entstehung von Emotionen in Verbindung setzen, so dass man von einer strukturellen Kopplung sprechen kann? Diese Frage wird innerhalb der Emotionssoziologie am ehesten von Kempers (1978a) »Social Interactional Theory of Emotions« beantwortet. Kempers Theorie verdeutlicht auf innovative Weise, welche Bedeutung soziale Strukturen für den eigentlichen

Prozess der Emotionsentstehung haben und wie soziale Strukturen zu sozial strukturierten Emotionen führen.

Die Entstehung von Emotionen wird dabei als eine von der sozialen Umwelt abhängige Variable konzipiert. Kempers Theorie verdeutlicht nicht nur diese Abhängigkeit, sondern zeigt auch, dass es sich bei dieser Verbindung zwischen Emotionsentstehung und Sozialität um eine äußerst stabile Abhängigkeit der Variablen handelt. Als primäre Erklärung für diese Abhängigkeit zieht Kemper die subjektive Interpretation bestimmter sozialstruktureller Gegebenheiten in Betracht. Treten diese Gegebenheiten ihrer Struktur entsprechend regelmäßig auf, entstehen ebenso strukturierte Emotionen. Trotz dieses deutlichen Bekenntnisses zur subjektiven Einschätzung und Interpretation – also zu Kognitionen – sieht Kemper auch die physiologische Reaktion als eine zentrale Emotionskomponente an. Für ihn liegt in der Passung von sozialem Stimulus und physiologischer Reaktion der Schlüssel zum Verständnis der Emotionsentstehung (Kemper 1981).

Genau diese Passung ist bis heute Gegenstand ausführlicher Diskussionen in der Emotionsforschung, die sich aus unterschiedlichen Auffassungen zur Rolle und dem Verhältnis von physiologischen Reaktionen und subjektiven Interpretationen im Prozess der Emotionsentstehung speisen. Dieses Verhältnis zu klären ist keineswegs trivial, da sich gerade in ihm vermeintlich rivalisierende disziplinäre Positionen und Annahmen über die soziale Konstruktion von Emotion widerspiegeln.

Seit James (1884) hat die Sichtweise, Emotionen seien ausschließlich biologisch bedingte physiologische Reaktionen, lange Zeit alleinige Geltung beansprucht. James hatte die der landläufigen Auffassung widersprechende These aufgestellt, dass Emotionen nichts anderes seien als die körperlichen Reaktionen auf ein wahrgenommenes Ereignis, beispielsweise Erröten, Schwitzen oder ein beschleunigter Herzschlag. Demnach empfindet man Angst, weil sich der Herzschlag beschleunigt und sich diverse Muskeln anspannen – und nicht umgekehrt. Körperliche Reaktionen sind hier also die *Ursache* emotionaler Empfindungen und nicht deren Folge. Obgleich diese Ansicht nicht ohne Widerspruch blieb, avancierte sie zum Ausgangspunkt für viele der neurowissenschaftlichen Emotionstheorien, die in Emotionen in erster Linie biologisch-physiologische Reaktionsmuster sehen und nur wenig Raum für eine differenzierte subjektive Interpretation lassen, wie sie für die Sozialwissenschaften von Bedeutung ist.

James' Position wurde jedoch spätestens seit dem *cognitive turn* in den Sozial- und Verhaltenswissenschaften in Frage gestellt. Physiologische Reaktionen allein wurden als zu wenig differenziert und pointiert angesehen, um die charakteristischen Empfindungen, die gemeinhin als Emotionen bezeichnet werden, zu erklären. Stattdessen wurden in der Folge eines wegweisenden Experiments von Stanley Schachter und Jerome Singer (1962) *Kognitionen* als Verbindungsglied zwischen einem Stimulus, der physiologischen Erregung und der distinkten Emotion vermutet. Eine vergleichbare Position wird heute vor allem von kognitiven Einschätzungstheorien der Emotionsentstehung vertreten, die nicht die biologisch bedingte physiologische Reaktion, sondern die subjektive kognitive Bewertung eines Eindrucks in den Vordergrund stellen.

Integrative Komponententheorien der Emotionsentstehung versuchen zwischen neurowissenschaftlichen und kognitiven Modellen zu vermitteln, indem sie deren jeweilige Defizite mit Aussagen der übrigen Modelle abdecken versuchen. Diese Defizite liegen bei den neurowissenschaftlichen Modellen vorwiegend im Bereich der Entstehung komplexer sozialer Emotionen, bei den kognitiven Theorien in der Erklärung der unbewussten automatischen Emotionsentstehung. Für das weitere Vorgehen sind die Möglichkeiten der sozialen Strukturierung hinsichtlich der physiologischen Reaktionen ebenso von Interesse wie hinsichtlich der kognitiven Komponenten. Zwar scheint ein solches Strukturierungspotenzial wesentlich größer für die kognitiven Komponenten zu sein, anders als in den meisten sozialwissenschaftlichen Emotionstheorien soll hier jedoch davon ausgegangen werden, dass eine soziale Konstruktion ebenso gut auf neurophysiologischer Ebene stattfinden kann.

Welche Mechanismen liegen also den physiologischen Reaktionen zu Grunde und wie wird zwischen solchen Eindrücken unterschieden, die zu einer emotionalen Reaktion führen, und solchen, die keine Reaktion hervorrufen? An dieser Frage entscheidet sich auch die »Tiefe« der sozialen Prägung und Strukturierung der Emotionen: Wenn die »frühen« physiologischen und affektiven Reaktionen ausschließlich biologisch determiniert sind, bleibt den »höheren« Kognitionen lediglich die weitere Differenzierung, Kategorisierung und Deutung der Affekte in Richtung einer dem Alltagsverständnis entsprechenden Emotion. Besteht aber im Bereich der Affekte ebenfalls Spielraum für den Einfluss des Sozialen, ergibt sich ein für die Soziologie völlig neuer und deutlich aussagekräftiger Blick auf Emotionen. Eine soziale Strukturierung der Emotionen ließe sich dann

nicht nur wie bislang im interpretativ-normativen Bereich zeigen, sondern ebenso auf der physiologischen Ebene.

Deshalb werden in diesem Kapitel zunächst die neurophysiologischen Grundlagen der Emotionsentstehung diskutiert. Viele neurowissenschaftliche Modelle basieren zwar auf der von James vertretenen Position, erlauben aber eine wesentlich differenziertere Betrachtung der Mechanismen, die den physiologischen Reaktionen als Komponenten einer Emotion zu Grunde liegen. Die Kenntnis dieser Verarbeitungsebene klärt zwar nicht notwendigerweise und abschließend die funktionalen Fragen der Emotionsentstehung, aber sie trägt dazu bei, die grundsätzlichen Möglichkeiten und Beschränkungen der biologischen Emotionsarchitektur besser zu verstehen (Scherer 1993a: 2f).

Im Anschluss daran werden die kognitiven Grundlagen der Emotionsentstehung eingehend analysiert. Die kognitive Sicht ist deshalb relevant, weil sie die in Abschnitt 2.1 zu Grunde gelegte Perspektive auf soziale Strukturen und soziale Strukturierung mit der Entstehung von Emotionen zu koppeln vermag und damit sowohl den sozialen Ursprung der Kognitionen als auch den der Emotionen berücksichtigen kann. Die Differenzierung dieser kognitiven Grundlagen in strukturelle und prozessuale Annahmen ermöglicht darüber hinaus eine Integration der neurowissenschaftlichen Erkenntnisse, die sich vor allem in den Konzepten der untersuchten Einschätzungstheorien wiederfinden. Darüber hinaus wird sie von der wissenschaftshistorischen Debatte über das Verhältnis von Emotion und Kognition geleitet.

Die Untersuchung der neuronalen und kognitiven Entstehungsgrundlagen von Emotionen impliziert keinesfalls die Vernachlässigung sozialer Faktoren. Im Gegenteil: Letztendlich soll auf beiden Ebenen die *soziale Plastizität* und damit die *soziale Strukturierung* der Emotionsentstehung detailliert erarbeitet werden, so dass die Funktion dieser Strukturen des Empfindens für die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung in den folgenden Kapiteln weiter offengelegt werden kann.

3.1 Neurophysiologische Grundlagen der Emotionsentstehung

Dieser Abschnitt stellt einen Abriss aktueller neurowissenschaftlicher Modelle der Emotionsentstehung dar. Die Grundlage bilden Arbeiten aus den

Bereichen *Affective Neuroscience* (Davidson 2003c) und *Social Neuroscience* (Cacioppo u. a. 2004; Lieberman 2007), die eine umfassende Sicht auf die neuronalen Grundlagen der Emotionsentstehung erlauben. Im Mittelpunkt stehen dabei fundierte Übersichtsarbeiten zum aktuellen Stand der Diskussion und solche Modelle und Theorien, die innerhalb der beteiligten Disziplinen als weithin akzeptiert gelten (vgl. Adolphs/Damasio 2000; Gainotti 2000). Dazu zählen insbesondere die Arbeiten von Antonio Damasio (1994), Richard Davidson (2001), Joseph LeDoux (1996) sowie Edmund Rolls (1999), die aus unterschiedlichen Perspektiven detaillierte Analysen der neuronalen Grundlagen der Emotionsentstehung zur Verfügung stellen. Nicht unerwähnt bleiben sollen in diesem Zusammenhang auch die einführende Darstellung von Gerhard Roth (2003), die überdies auch wertvolle Hinweise in Richtung der Sozialwissenschaften formuliert.



Abb. 1. Alltagsverständnis der Emotionsentstehung am Beispiel Angstempfinden



Abb. 2. James' Sicht der Emotionsentstehung am Beispiel Angstempfinden

Die Suche nach der Offenheit und Plastizität der neuronalen Grundlagen der Emotionsgenese für soziale beziehungsweise gesellschaftliche Einflüsse zieht sich durch die gesamte Darstellung und wird besonders durch Hinweise geleitet, die sich in den untersuchten Theorien selbst finden. Aufgrund der immer wiederkehrenden Fragen zum Verhältnis von Emotion und Kognition wird von Seiten der Neurowissenschaften die soziale Umwelt vor allem als zentraler evolutionärer Parameter berücksichtigt. Zunehmend wird jedoch auch die Bedeutung der Ontogenese und der Sozialisation erkannt, so dass ein Großteil der Arbeiten höhere kognitive Komponenten der Emotionsentstehung als primären Kristallisationspunkt sozialer Einflüsse hervorhebt. Arbeiten, die sich auf die basalen neurophysiologischen Komponenten der Entstehung von Affekten konzentrieren, lassen diese Einflüsse prinzipiell ebenfalls zu, thematisieren sie jedoch selten explizit. Deshalb wird im weiteren Verlauf eine Unterteilung einerseits in automatische, unbewusste und andererseits kontrollierte, bewusste

Prozesse der Emotionsentstehung vorgenommen, die den jeweils unterschiedlichen Perspektiven und Schwerpunkten Rechnung trägt.

Als Beginn der modernen psychologischen und neurologischen Emotionsforschung wird vielfach William James' Artikel mit dem charakteristischen Titel »What is an Emotion?« genannt (James 1884). James' häufig zitierte Antwort auf diese Frage ist auch heute noch Gegenstand der Diskussion, weil sie biologisch-physiologischen Reaktionskomponenten eine zentrale Rolle im Prozess der Emotionsentstehung zumisst – entsprechend groß ist auch die Resonanz und Akzeptanz auf Seiten der Neurowissenschaften:

»Our natural way of thinking about [...] emotions is that the mental perception of some fact excites the mental affection called emotion, and that this latter state of mind gives rise to the bodily expression. My thesis on the contrary is that *the bodily changes follow directly the PERCEPTION of the exciting fact, and that our feeling of the same changes as they occur IS the emotion*. Common sense says, we lose our fortune, are sorry and weep; we meet a bear, are frightened and run [...]. The hypothesis here to be defended says that this order of sequence is incorrect, that the one mental state is not immediately induced by the other [...], and that the more rational statement is that we feel sorry because we cry, angry because we strike, afraid because we tremble, and not that we cry, strike, or tremble, because we are sorry, angry, or fearful, as the case might be« (James 1884: 189f; Hervorh. im Original).¹⁵

Mit dieser Hypothese werden erstmals dezidiert die Zusammenhänge körperlicher und geistiger Vorgänge bei der Emotionsentstehung diskutiert. Entgegen der landläufig geltenden Sicht, Emotionen seien die Folge einer mehr oder weniger bewussten Bewertung eines Ereignisses (siehe Abbildung 1), postuliert James, dass vor allem physiologische Reaktionen die subjektive phänomenale Wahrnehmung einer Emotion ausmachen (siehe Abbildung 2). Die Differenzierung distinkter Emotionen ist damit direkt abhängig von unterschiedlichen physiologischen Reaktionen:

»[...] the various permutations and combinations of which these organic activities are susceptible, make it abstractly possible that no shade of emotion, however slight, should be without a bodily reverberation as unique [...] as is the mental mood itself« (James 1884: 192).

James stellt damit die physiologisch-körperliche im Gegensatz zur mentalen Aktivität in den Mittelpunkt des Emotionsprozesses – eine Position,

¹⁵ James' Theorie ist auch als James-Lange-Modell bekannt: Carl Lange entwickelte zeitgleich aber unabhängig von James ein ähnliches Modell.

die seither immer wieder lebhaft debattiert wurde und ihre Kritiker besonders im Sozialkonstruktivismus findet. Aber auch von anderer Seite ist das Modell kritisiert worden, vor allem in Bezug auf die differenzierende Funktion physiologischer Reaktionen. Walter Cannon (1927) sieht zwar auch die physiologische Reaktion im Mittelpunkt der Emotionsgenese, hält sie jedoch für zu undifferenziert und vor allem für zu spät einsetzend, als dass sie das phänomenale Erleben aller Facetten von Emotionen erklären könnte (vgl. Cacioppo u. a. 2000: 175). Für Cannon ist die Aktivität des autonomen Nervensystems in körperlichen Notfallreaktionen zwar ausschlaggebend für die Entstehung einer Emotion, aber nicht hinreichend für ihre Differenzierung, die Cannon zufolge auf kognitiver Ebene stattfinden muss (vgl. LeDoux 1996: 45f; Panksepp 1998: 56ff).

Um diese behavioristische Blackbox zwischen Stimulus und emotionaler Reaktion besser zu verstehen und grundlegende Erklärungen für die beteiligten Mechanismen zu liefern, haben frühe neurowissenschaftliche Untersuchungen auf Läsionsstudien zurückgegriffen, mit deren Hilfe die Funktion bestimmter Hirnareale im Verhalten von Tieren und Menschen untersucht wurde. Änderungen im Verhalten oder in den kognitiven Kapazitäten sollten Rückschlüsse auf die Funktion eines nicht mehr vorhandenen oder geschädigten Teils des Gehirns erlauben.

Die Ergebnisse haben gezeigt, dass Tiere selbst bei großflächigen oder gänzlichen Läsionen der Hirnrinde noch emotionales Verhalten mit charakteristischen Reaktionen des autonomen Nervensystems und der Motorik aufweisen. Mit fortschreitender Degenerierung der Hirnrinde treten jedoch deutliche Veränderungen im emotionalen Verhalten auf: Die Tiere ließen sich wesentlich leichter provozieren und die entstehenden Emotionen waren der Situation unangemessen, von ungewöhnlich hoher Intensität und zunehmend ungerichtet beziehungsweise undifferenziert (LeDoux 1996: 79ff).

Diese Studien haben zu einem zweistufigen Modell der Emotionsentstehung geführt, das auch heute noch weitgehend aktuell ist. Wurden neben den kortikalen Arealen auch tiefer liegende und phylogenetisch ältere Hirnstrukturen durch Läsionen entfernt oder verletzt, führten diese Defizite oftmals zu einem gänzlichen Verlust emotionaler beziehungsweise affektiver Reaktionen. Zu diesen Regionen, die erstmals von James Papez (1937) im so genannten Papez-Circuit und später von Paul MacLean (1952) als limbisches System zusammengefasst wurden, zählen Strukturen, die sich um den Hirnstamm gruppieren und wie ein Saum um subkortikale

Zentren liegen: unter anderem der Hippocampus, der eine wesentliche Rolle für das Gedächtnis spielt, der Hypothalamus, der sämtliche biologische Grundfunktionen steuert und für die hormonelle Lage des Körpers verantwortlich ist, die Amygdala (der Mandelkern), die eine zentrale Rolle bei affektiven Bewertungen spielt, sowie weitere Gebiete im Endhirn (LeDoux 1996: 92ff; Roth 2003: 256f) (siehe Abbildung 3).¹⁶

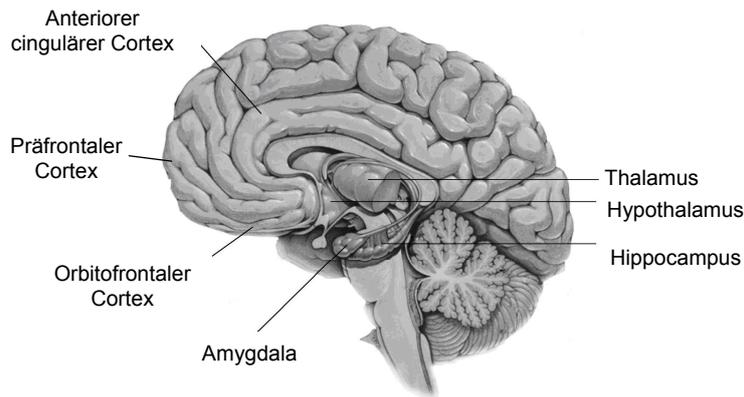


Abb. 3. Ausgewählte kortikale und subkortikale Areale der Emotionsverarbeitung

Quelle: Modifiziert nach Lewis (2005: 179)

Damit haben die frühen Läsionsstudien zwei Systeme identifiziert, deren Funktionen für die Entstehung von Emotionen auch aus heutiger Sicht von besonderer Bedeutung sind. Zum einen subkortikale Strukturen, die für die Entstehung basaler affektiver Reaktionen verantwortlich sind, und zum anderen kortikale Areale, die eine Differenzierung, Anpassung und Fokussierung dieser Reaktionen bewirken. Aufbauend auf diesen Studien wird innerhalb der Neurowissenschaften gemeinhin die Auffassung vertreten, dass den komplexen und differenzierten menschlichen Emotionen ein verhältnismäßig rudimentäres Affektsystem zu Grunde liegt, das als

¹⁶ Einige Autoren halten das Konzept des limbischen Systems für problematisch, da es aus einer Vielzahl von Subsystemen ohne eindeutige funktionale, anatomische, physiologische oder psychologische Zuordnung besteht (LeDoux 2000). Andere wiederum vertreten die Position, dass mit der Verwendung des Begriffs in geeigneter Weise auf kortikale und subkortikale Unterschiede in der Verarbeitung von Emotionen hingewiesen werden kann (Panksepp 2003a).

evolutionäres Relikt in ähnlicher Form auch in nicht-menschlichen Säugetieren und anderen Spezies existiert.

Dieses Affektsystem, das als neuronales Korrelat der in Abschnitt 2.2.2 postulierten Affektprogramme angesehen werden kann, setzt sich aus den genannten limbischen beziehungsweise subkortikalen Strukturen zusammen, die im Vergleich zu kortikalen Arealen zumeist phylogenetisch älter sind.¹⁷ Affektive Reaktionen, die von Damasio (1994: 133) auch als »primäre Emotionen« bezeichnet werden, übernehmen aus evolutionärer Sicht bedeutende Funktionen für die Homöostase, die Integrität des Organismus und die (soziale) Verhaltenskontrolle und sind entscheidende Komponenten einer *emotion proper*. Sie zeichnen sich durch eine automatische, unbewusste und überaus schnelle Verarbeitung aus.

Neben diesem basalen Affektsystem sind bestimmte kortikale Areale für die weitere Differenzierung, Kategorisierung und Kontrolle affektiver Reaktionen wichtig. Diese Regionen, zu denen vor allem Bereiche des Stirnhirns – des präfrontalen Cortex – zählen, spielen auch eine wichtige Rolle für die kognitive Repräsentation von Affekten, für die Berücksichtigung affektiver Reaktionen in exekutiven Funktionen, zum Beispiel in der Handlungsplanung und -implementierung, sowie für die Integration von affektiven und kognitiven Informationen, zu denen auch das semantische Emotionswissen zählt. Komplexe soziale Emotionen wie Scham, Stolz oder Verlegenheit sind deshalb ohne die Beteiligung kortikaler Areale, in denen tendenziell eine bewusste und kontrollierte Verarbeitung stattfindet, nicht denkbar.¹⁸

In den Neurowissenschaften herrscht weitgehend Konsens darüber, dass eine teilweise evolutionäre Perspektive für das Verständnis der Emotionsentstehung unabdingbar ist, so dass auch Ergebnisse aus tierexperimentellen Studien sinnvoll in Betracht gezogen werden können. Dies gilt vor allem hinsichtlich der Arbeitsweise des subkortikalen Affektsystems, da sich hoch differenzierte kortikale Systeme ausschließlich beim Menschen finden. Insofern wird eine Differenzierung der kortikalen und subkortika-

17 Vgl. dazu Cacioppo/Berntson (1999), Cacioppo/Larsen u. a. (2004), Davidson/Irwin (1999), LeDoux (1996), Panksepp (1998) sowie Rolls (1999).

18 Vgl. dazu Britton u. a. (2005), Damasio (1994), Davidson (2004), Barrett/Mesquita u. a. (2007), Kringelbach/Rolls (2004), Ochsner/Barrett (2001), Rolls (2004) sowie Shamay-Tsoory u. a. (2007)

len Verarbeitung von Emotionen auch durch die vorhandenen empirischen Daten gestützt.¹⁹

Bildgebende Verfahren liefern zudem robuste Hinweise darauf, dass Emotion und Kognition auf neuronaler Ebene von separaten, hoch spezialisierten und stark interagierenden Systemen verarbeitet werden, wobei unterschiedliche Ansichten bezüglich der Tragweite dieser Interaktionen und der Exklusivität der Affektverarbeitung bestehen.²⁰

Dem subkortikalen Affektsystem wird von Seiten der sozialwissenschaftlichen Emotionsforschung vielfach unterstellt, dass es keinen Spielraum für ontogenetische Anpassungsprozesse an die soziale Umwelt – also für eine soziale Konstruktion – ließe und biologisch determinierten affektiven Reaktionen trotz der regulativen Funktion kortikaler Areale Tür und Tor öffne. Dem kann entgegengesetzt werden, dass ein herausragendes Merkmal der menschlichen Emotionsentstehung die Lern- und Anpassungsfähigkeit ist – und zwar nicht nur auf kortikaler Ebene, sondern wie im weiteren Verlauf gezeigt wird, auch auf der Ebene des Affektsystems. »[A] remarkable feature of humans is the extent to which the affective categorizations are shaped by learning and cognition« (Cacioppo/Gardner 1999: 199; vgl. Berridge 2003).

In den folgenden Unterabschnitten wird die Arbeitsweise dieser beiden Systeme der Emotionsentstehung exemplarisch anhand der Funktion der Amygdala als einer zentralen Komponente des limbischen Systems sowie anhand präfrontaler (insbesondere orbitofrontaler) und cingulärer (insbesondere anteriorer) Cortices als zentralen Arealen der kortikalen Verarbeitung von Emotionen dargestellt. Diese Strukturen werden von einer Reihe von Autoren als maßgebliche Komponenten der jeweiligen Systeme angesehen (Adolphs/Damasio 2000; Cacioppo/Berntson 1999; Davidson/Irwin 1999; Kober u. a. 2008; Ochsner/Barrett 2001; Rolls 2001). Bei der Darstellung interessiert stets die Frage, zu welchem Zeitpunkt und in welchen Arealen der Emotionsentstehung soziale Einflüsse und Prägungen auf welche Weise möglich sind.

19 Vgl. Berridge (2003), Cosmides/Tooby (2000), Damasio u. a. (2000), Darwin (1872), Barrett/Mesquita u. a. (2007), Kober u. a. (2008), LeDoux (2000), Panksepp (1998/2000/2003a), Phelps/LeDoux (2005), Turner (2000).

20 Vgl. hierzu Davidson (2003a: 129), Duncan/Barrett (2007), Eder u. a. (2007), Gray (1990), LeDoux (1993/2000), Panksepp (1990/2002), Parrott/Schulkin (1993), Phelps (2005), Rolls (1990/1999) sowie Storbeck/Clore (2007).

3.1.1 Das Affektsystem

Bei der näheren Bestimmung der Funktion und Arbeitsweise des Affektsystems konkurrieren mehrere Perspektiven, die sich bezüglich der Initiierung möglicher Verhaltensantworten und der Dimensionen des Verhaltens unterscheiden. Einigkeit besteht weitgehend hinsichtlich der beteiligten hirnanatomischen Strukturen und der globalen Funktion, die dieses System für die Emotionsentstehung wahrnimmt. Das Affektsystem transformiert, ähnlich wie andere sensorische Wahrnehmungssysteme auch, Umweltreize in eine Art motivationale Metrik und initiiert dieser Metrik entsprechende adaptive Emotions- und Verhaltenskomponenten (Cacioppo/Gardner 1999; Cacioppo/Larsen u. a. 2004). Als eine anatomische Kernstruktur des Systems wird die Amygdala angesehen, eine gut erforschte, hoch differenzierte und mit weit reichenden Verbindungen zu anderen kortikalen wie subkortikalen Arealen ausgestattete Struktur, deren primäre Funktion offenbar darin liegt, Umwelteindrücken eine affektive und motivationale Valenz beziehungsweise Wertigkeit zuzuschreiben (Adolphs 2004; Ochsner/Barrett 2001; Phelps/LeDoux 2005; Sander u. a. 2003).

Eines der prominentesten Modelle dieses Affektsystems basiert auf empirischen Studien von Joseph LeDoux (1996). LeDoux' Arbeiten konzentrieren sich aus unterschiedlichen Gründen auf die Emotion Furcht und untersuchen insbesondere die Furchtkonditionierung bei Säugetieren (LeDoux 1996: 128ff). LeDoux interessiert sich primär für die Frage, welche neuronalen Areale einem Stimulus letztendlich seine affektive Valenz und Bedeutung zuweisen. Dazu orientiert sich LeDoux an der auditorischen sensorischen Informationsverarbeitung und zeichnet den Weg beziehungsweise die jeweiligen neuronalen Verarbeitungsschritte eines auditorischen Reizes nach, der eine affektive Reaktion beziehungsweise eine Emotion auslöst.

LeDoux konnte zeigen, dass die Furchtkonditionierung auch nach dem Entfernen bestimmter kortikaler Areale intakt bleibt, bei Läsionen des auditorischen Thalamus oder darunter liegender Areale des Mittelhirns jedoch nicht mehr stattfinden kann. Daraus schließt LeDoux (1996: 150ff) erstens, dass der Thalamus zumindest als Schaltstelle eine zentrale Rolle bei der Verarbeitung emotional relevanter sensorischer Reize spielt; zweitens, dass sensorische Cortices bei der Furchtkonditionierung – genauer: bei der Passung von Wahrnehmung und affektiver Reaktion – prinzipiell entbehr-

lich sind und dass drittens der Thalamus Informationen außer an sensorische Cortices auch an andere Hirnregionen weiterleiten muss.

Weitere Untersuchungen haben ergeben, dass der Thalamus Informationen auch an subkortikale Regionen weiterleitet. Dort konnte LeDoux die Amygdala als Region identifizieren, deren Entfernung beziehungsweise Beschädigung die Furchtkonditionierung schließlich gänzlich verhindert. Daraus lässt sich schließen, dass die Amygdala offenbar die zentrale neuronale Struktur ist, die einem Sinneseindruck seine affektive Bedeutung zuweist. Die Amygdala besteht aus mehreren Subregionen, die nicht nur Informationen von Seiten des Thalamus empfangen, sondern auch aus den sensorischen Cortices. Darüber hinaus leitet die Amygdala Informationen an mehrere andere subkortikale Areale weiter, beispielsweise den Hypothalamus, den Hirnstamm und das Mittelhirn, deren Funktionen vor allem im Initiieren physiologischer und motorischer Reaktionen bestehen (beispielsweise Erstarren, Veränderung des Blutdrucks, Hormonausschüttung) (Adolphs 2004; LeDoux 1996: 155ff). Damit ist die Amygdala prädestiniert, auf Basis der Wertigkeit eines Eindrucks die für Affekte und Emotionen charakteristischen physiologischen Reaktionen zu initiieren und den Organismus auf eine bestimmte Verhaltensantwort vorzubereiten (Cacioppo u. a. 2000; Ekman u. a. 1983; Levenson u. a. 1992).

Die Funktion des auditorischen Cortex bei der Furchtkonditionierung besteht hingegen vor allem in der exakten Diskriminierung und Identifizierung des konditionierten Stimulus. Läsionen des auditorischen Cortex verhindern zwar nicht die Furchtkonditionierung, wohl aber die Fähigkeit, zwischen zwei ähnlichen Eindrücken – von denen einer zum Beispiel mit einem aversiven Reiz gepaart ist – zu unterscheiden. Beide Stimuli lösen im Fall einer Läsion des auditorischen Cortex gleichermaßen eine affektive Furchtreaktion aus. Informationen seitens sensorischer kortikaler Areale an die Amygdala bleiben in diesem Fall jedoch aus, so dass die Amygdala lediglich vergleichsweise undifferenzierte und unscharfe Informationen aus dem Thalamus empfängt.

»The Beatles and Rolling Stones [...] will sound the same to the amygdala by way of the thalamic projections but quite different by way of the cortical projections. So when two similar stimuli are used [...], the thalamus will send the amygdala essentially the same information, regardless of which stimulus it is processing, but when the cortex processes the different stimuli it will send the amygdala different signals« (LeDoux 1996: 162f).

LeDoux zieht daraus die für die weitere Argumentation zentrale Schlussfolgerung, dass *emotionales Lernen* im Allgemeinen und die Furchtkonditionierung im Besonderen nicht notwendigerweise der Beteiligung kortikaler Areale bedürfen, die im Fall sensorischer Cortices für eine genaue Diskriminierung und Identifikation eines Stimulus zuständig sind, in anderen Fällen für höhere kognitive und bewusste Fähigkeiten wie zum Beispiel Denken, Planen, Problemlösen oder allgemein der semantischen Sinn- und Bedeutungszuweisung. Das heißt, das subkortikale Affektsystem übernimmt vermutlich bis zu einem gewissen Grad auch Aufgaben, die in bisherigen Konzepten kortikalen Arealen vorbehalten waren, unter anderem das Assoziationslernen.

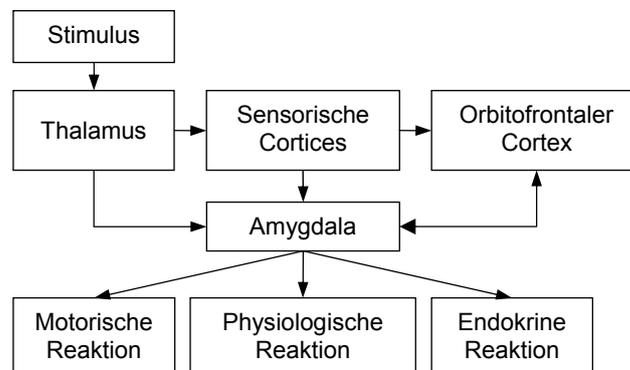


Abb. 4. Vereinfachtes »dual path«-Modell des Affektsystems

Quelle: Modifiziert nach LeDoux (2002: 394) und Rolls (2002: 4447)

Ausgehend von diesen Ergebnissen entwickelt LeDoux eine Theorie, die als »dual path«-Modell bekannt geworden ist (siehe Abbildung 4). Emotionales Lernen wird auf neuronaler Ebene auf zwei verschiedenen Wegen realisiert: Auf der einen Seite die kurze und schnelle »low road«, die sich durch die subkortikale Verarbeitung von Informationen und eine mehr oder weniger direkte Kopplung von sensorischen Thalami und der Amygdala auszeichnet. Auf der anderen Seite eine »high road«, die eine wesentlich detailliertere und differenziertere, aber auch deutlich langsamere Verarbeitung sensorischer Informationen durch die Einbeziehung kortikaler Hirnregionen erlaubt (LeDoux 1996: 163ff).

Die subkortikale Verarbeitung des basalen Affektsystems basiert auf einfachen und unscharfen Repräsentationen eines Stimulus und zeichnet

sich besonders durch eine hohe Verarbeitungs- und Reaktionsgeschwindigkeit aus, die jedoch vergleichsweise ungenau und fehleranfällig – *quick and dirty* – ist. Das subkortikale Affektsystem ermöglicht die Entstehung basaler affektiver Reaktionen auf bestimmte Reize noch *bevor* eine bewusste Wahrnehmung des Stimulus überhaupt erfolgen kann.

Diese Funktion erklärt zum Beispiel auch, warum man oftmals bestimmte Affekte empfindet, ohne dass aber die Auslöser für diese Reaktion bewusst wahrgenommen werden, etwa beim sprichwörtlichen unguuten Bauchgefühl. Bemerkenswert an dieser Architektur ist, dass sie auch die Möglichkeit eines Korrekturmechanismus über kortikale Areale zulässt. Werden über die »high road« detaillierte Repräsentationen eines Stimulus an die Amygdala weitergeleitet, kann unter Umständen korrigierend in physiologische Reaktionen und Verhaltensimpulse eingegriffen werden, die von der Amygdala aufgrund der unscharfen thalamischen Projektion initiiert wurden. In diesem Fall besteht die Rolle kortikaler Areale vielmehr darin, inadäquate affektive Reaktionen zu korrigieren statt sie anzuregen.

Das »dual path«-Modell trägt damit nicht nur den frühen neurowissenschaftlichen Modellen und evolutionären Theorien Rechnung, sondern eröffnet durch die angenommene Lernfähigkeit gleichzeitig die Möglichkeit der *sozialen Plastizität* in den subkortikalen Strukturen des Affektsystems. Dieses Modell der automatischen und unbewussten Entstehung von Affekten und die zentrale Funktion der Amygdala konnten in weiteren Studien bestätigt werden – es kann daher als ein vergleichsweise gut etabliertes neurowissenschaftliches Emotionsmodell angesehen werden (Morris u. a. 1998; Whalen u. a. 1998).

Einen vergleichbaren und zum Teil weiterführenden Ansatz zur Erklärung der Entstehung von Affekten und Emotionen verfolgt Edmund Rolls (1999/2002). Er definiert Emotionen als Zustände, die durch instrumentell belohnende oder bestrafende Stimuli ausgelöst werden. Belohnend sind solche Stimuli, für deren Erhalt Organismen bereit sind, Energie zu investieren. Bestrafend sind Faktoren, zu deren Vermeidung Energie investiert wird. Bestrafende und belohnende Stimuli bezeichnet Rolls als *Verstärker*, da sie sich auf die Wahrscheinlichkeit des Auftretens bestimmter Verhaltensweisen auswirken. »Instrumental reinforcers are stimuli that, if their occurrence, termination, or omission is made contingent upon the making of a response, alter the probability of the future emission of that response«

(Rolls 1999: 61).²¹ Die eigentlichen Verstärker sind dabei die somatosensorischen Konsequenzen eines Stimulus, wie zum Beispiel Geschmack, Geruch, taktile Informationen oder Schmerz (Rolls 2004: 18). Emotionen können dementsprechend anhand unterschiedlicher *Stimulus-Verstärker-Kontingenzen* differenziert werden.

Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive ist besonders die Unterscheidung zwischen primären und sekundären Verstärkern von Interesse. Primäre Verstärker sind angeborene Belohnungs- oder Bestrafungsfaktoren, die den Geschmackssinn, den Tastsinn und bis zu einem gewissen Grad auch den Geruchssinn sowie bestimmte visuelle Reize umfassen. Sekundäre Verstärker werden erlernt und mit den primären Verstärkern assoziiert. Sie können also eine große Bandbreite an unterschiedlichen Informationen repräsentieren, zum Beispiel bestimmte visuelle Muster, Symbole, oder abstrakte soziale Konzepte wie etwa Geld (Knutson/Bossaerts 2007; O'Doherty u. a. 2001). Dieses Erlernen mag auf den ersten Blick mit der klassischen Konditionierung übereinstimmen, unterscheidet sich in seiner Funktion jedoch fundamental vom Reiz-Reaktions-Lernen. Beim Reiz-Reaktions-Lernen wird eine *Verhaltensreaktion* konditioniert, sekundäre Verstärker konditionieren hingegen affektive beziehungsweise emotionale Reaktionen, die flexible und adaptive Verhaltensantworten erlauben (Rolls 1999: 62; Rolls 2002: 4444).

Bei der Emotionsentstehung wird zunächst der Belohnungswert eines primären Verstärkers bestimmt. Im Anschluss daran können Assoziationen zwischen bislang neutralen Reizen und primären Verstärkern hergestellt werden. Dieses Assoziationslernen findet Rolls zufolge in zwei zentralen Hirnstrukturen, der Amygdala und dem orbitofrontalen Cortex, statt. Für die Verarbeitung primärer und sekundärer Verstärker werden – anders als im »dual path«-Modell – Stimuli zunächst auf der Ebene kategorialer Objekte, das heißt in sensorischen kortikalen Arealen identifiziert und klassifiziert. In einem weiteren Verarbeitungsschritt werden ihre belohnenden oder bestrafenden Eigenschaften bewertet. Diese Bewertung erfolgt *sowohl* in der Amygdala *als auch* im orbitofrontalen Cortex, in denen Rolls die Repräsentation der primären Verstärker und die entsprechenden Lernpro-

21 Der deutschsprachige Gebrauch der Wörter *reinforcement* beziehungsweise *reinforcer* ist nicht einheitlich (etwa »Verstärker«, »Bekräftiger« oder »Belohnung« beziehungsweise »Bestrafung«). Hier wird der neutrale Ausdruck »Verstärker« verwendet, da sowohl bestrafende als auch belohnende Stimuli gemeint sind.

zesse für sekundäre Verstärker (die selbst wiederum in sensorischen Cortices repräsentiert sind) verortet.

»These parts of the brain appear to be especially important in emotion and motivation not only because they are the parts of the brain where the primary (unlearned) reinforcing value of stimuli is represented in primates, but also because they are the regions that learn pattern associations between potential secondary reinforcers and primary reinforcers. They are therefore the parts of the brain involved in learning the emotional and motivational value of stimuli« (Rolls 2000: 185).

Der Amygdala kommt dabei die Aufgabe zu, Informationen primärer und sekundärer, erlernter Verstärker zu integrieren (Stimulus-Verstärker-Assoziationslernen), wobei ihre primäre Funktion darin besteht, den Belohnungs- oder Bestrafungswert eines Stimulus festzustellen und zu repräsentieren. Sie weist Sinneseindrücken über die Assoziation mit primären oder sekundären Verstärkern eine aversive oder appetitive (positive) Bedeutung zu (Rolls 1999: 102). Rolls' Theorie fokussiert prinzipiell – und deutlicher als LeDoux' – stark vorprozessierte Informationen aus sensorischen kortikalen Arealen, stellt aber eine Reaktion der Amygdala auf Informationen aus subkortikalen Arealen, zum Beispiel dem Thalamus, nicht grundsätzlich in Frage (Rolls 2000: 185).

Diese Einschränkung wird plausibel damit begründet, dass Assoziationslernen beim Menschen nur selten auf Basis rudimentärer Stimuli geschieht, wie sie auf subkortikaler Ebene verarbeitet werden können. Stattdessen sind komplexe Konfigurationen und Muster rudimentärer Stimuli von Bedeutung, wie etwa bei Stimmen, Gesichtern, Symbolen und anderen alltäglichen Sinneseindrücken, für deren Verarbeitung sensorische Cortices notwendig sind (Rolls 1999: 104f). Rolls' Modell der Entstehung von Affekten und Emotionen liefert aufgrund der potenziellen Vielfalt der sekundären Verstärker, zu denen auch komplexe soziale und kulturelle Informationen zählen, wertvolle Hinweise für die soziale Konstruktion und Strukturierung von Emotionen bereits auf der Ebene des Affektsystems.

Die zentrale Funktion der Amygdala für die Entstehung von Affekten und Emotionen wird auch von anderen Autoren hervorgehoben. Unklar war dabei zunächst, ob sich diese Funktion auf negative Affekte, wie zum Beispiel Furcht, beschränkt (Berntson u. a. 2007; Barrett/Bliss-Moreau u. a. 2007). Neuere Studien halten jedoch fest, dass die Amygdala offenbar auch bei positiven Affekten eine wesentliche Rolle spielt (Murray 2007; Phan u. a. 2002: 337) und dass ihre Bedeutung vor allem darin liegt, die

affektive *Salienz*, das heißt die grundsätzliche Bedeutsamkeit eines Stimulus zu bestimmen (Anderson/Phelps 2001; Davidson 2003c: 656f; Sander u. a. 2003). Diese Funktion zeigt sich nicht nur bei der Entstehung, sondern auch bei der Wahrnehmung und Erkennung von Emotionen in sozialen Situationen (Adolphs 2004; Atkinson/Adolphs 2005; vgl. auch Abschnitt 5.1.2).

Das Affektsystem beziehungsweise die Amygdala generiert neben affektiven Reaktionen als maßgebliche Komponenten einer Emotion auch die Fundamente für entsprechende Handlungsimpulse und Verhaltenstendenzen, die mit einer Emotion einhergehen. Dazu gehören insbesondere auch Einflüsse auf kognitive und exekutive Grundlagen der Handlungsplanung und Entscheidungsfindung, die in Abschnitt 4.2 noch näher untersucht werden. Diese Verhaltenstendenzen werden in den meisten Fällen in zwei Systemen verortet, einem positiv konnotierten Annäherungssystem (*approach*) und einem negativ konnotierten Abwehrsystem (*avoidance*) (Davidson/Irwin 1999). Grundsätzlich stimmen diese Dimensionen mit Rolls' (1999) Definition positiver und negativer Verstärker überein, die ebenfalls bestimmte Verhaltensmuster voraussetzen.

Die Arbeitsweise des Affektsystems besteht darin, eine große Bandbreite an unterschiedlichen Eindrücken in eine einheitliche motivationale Metrik zu übertragen, die Verhaltensantworten anhand einer positiven (*appetitive*) und einer negativen (*aversive*) Bewertungsdimension initiiert (Cacioppo/Gardner 1999: 199). Die Kombination beider Bewertungsdimensionen stellt die affektive Verhaltenstendenz gegenüber einem Stimulus dar (Cacioppo/Berntson 1999: 135; Cacioppo/Larsen u. a. 2004: 228). Im Unterschied zu den dargestellten Modellen gehen Cacioppo und Kollegen auch davon aus, dass diesen Bewertungsdimensionen jeweils distinkte neuronale Systeme zu Grunde liegen: der Nucleus accumbens der positiven und die Amygdala der negativen Dimension (Cacioppo/Larsen u. a. 2004: 230; Roth 2003: 257).

Diese Perspektiven auf die Entstehung von Affekten und Emotionen verdeutlichen, dass innerhalb der neurowissenschaftlichen Emotionsforschung in weiten Teilen Einigkeit darüber besteht, dass basale affektive Reaktionen größtenteils automatisch und unbewusst in subkortikalen Hirnregionen entstehen (Davidson 2003a; Ochsner/Barrett 2001). Unterschiedliche Ansichten lassen sich bezüglich der angenommenen Architektur dieses Affektsystems und der Beteiligung sensorischer kortikaler Areale

feststellen. Die zentrale Rolle der Amygdala als funktionale Kernstruktur dieses Systems ist hingegen weitgehend unumstritten.

Zu betonen bleibt, dass dieses innerhalb weniger Sekundenbruchteile ansprechende Affektsystem zwar wenig differenzierte und vermutlich lediglich bipolare affektive Reaktionen innerhalb eines positiv-negativ Kontinuums produziert, die aber weitgehende Folgen für die *emotions proper*, das kognitive System und die Handlungs- und Verhaltenstendenzen haben. Affekte werden erst in kortikalen Hirnregionen weiter ausdifferenziert um dann als Komponente einer Emotion, wie sie eingangs definiert wurde, ihre Funktion zur Gänze zu entfalten. Die Modelle blenden – notwendigerweise – komplexe Emotionen weitgehend aus, die durch volitionale und höhere kognitive Aktivitäten ausgelöst werden, zum Beispiel durch die bewusste Analyse komplexer Situationen, in moralischen Dilemmas oder durch die Vorstellung und Antizipation von Ereignissen.

Um die Hypothese der sozial strukturierten Emotionsentstehung weiter zu stützen, ist besonders die Rolle der Amygdala in emotionalen Lernprozessen von Bedeutung. Sowohl LeDoux (1996) als auch Rolls (1999) zeigen, dass die Amygdala bei der Verarbeitung sensorischer Informationen und der Generierung von Affekten bestimmte Konditionierungsfunktionen übernimmt. Die Konditionierung führt dazu, dass das regelmäßige oder wiederholte Auftreten eines Stimulus im Zusammenhang mit positiven oder negativen Verstärkern die affektive Reaktion auf diesen Stimulus verfestigt und verstärkt. Wichtig dabei ist, dass diese Konditionierung auch bei sekundären und erlernten Verstärkern greift.

Wenn man davon ausgeht, dass die Amygdala eine automatische und »vorbewusste« Einschätzung eines Stimulus produziert, dann stellt sich die Frage, auf welche Arten von Repräsentationen sie dabei zurückgreifen kann. Auf der »low road« müssen den genannten Theorien zufolge Repräsentationen der (sozialen) Umwelt existieren, die es erlauben, einen Reiz zumindest grob zu identifizieren und zu kategorisieren. Um auf LeDoux' Beispiel zurückzugreifen: Die Beatles und die Rolling Stones klingen für die Amygdala ähnlich, möglicherweise aber nicht die Rolling Stones und Ludwig van Beethoven.

Eine Möglichkeit besteht in der Annahme, dass nicht die Repräsentation bestimmter kategorialer Objekte, zum Beispiel Bär, Räuber oder Politiker, affektive Reaktionen hervorrufen, sondern in subkortikalen Arealen bestimmte *Eigenschaften* von Stimuli wie zum Beispiel Größe, Bewegung oder sensorische Empfindung repräsentiert sind, die von der Amygdala

oder anderen Komponenten des limbischen Systems identifiziert werden können (Damasio 1994: 131ff). Abschnitt 3.2 widmet sich den Fragen, welche Informationen auf subkortikaler Ebene repräsentiert und differenziert werden können und für welche Repräsentationen kortikale Areale benötigt werden, so dass sie nicht mit der entsprechenden Geschwindigkeit und Automatisierung auf der »low road« verarbeitet werden können (LeDoux 2000: 171ff).

3.1.2 Komplexe Emotionen

Die dargestellte automatische und zu großen Teilen unbewusste Verarbeitung emotional relevanter Eindrücke konzentriert sich auf die Entstehung grundlegender affektiver Reaktionen und hebt die Bedeutung der Amygdala als zentrale Struktur des Affektsystems hervor, die die affektive Relevanz von Umwelteindrücken zu erkennen und entsprechende adaptive Reaktionen zu initiieren vermag. Die Arbeit des Affektsystems ist verantwortlich für eine wesentliche Komponente von Emotionen, die basale affektive Valenz, und für eine wichtige Funktion von Emotion, die Geschwindigkeit der Verarbeitung und die Unmittelbarkeit der physiologischen Reaktionen.

Eine *emotion proper*, also eine Emotion, die die genannten definitiven Komponenten umfasst, bedarf neben der Arbeit des Affektsystems der Beteiligung weiterer kortikaler Hirnregionen, um Eindrücke möglichst exakt bestimmen zu können und sie mit gespeichertem deklarativem Wissen und autobiographischen Erinnerungen auf der Sinn- und Bedeutungsebene zu assoziieren. Dies trifft neben den möglichen Basisemotionen besonders auf komplexe soziale Emotionen zu, die nicht nur auf der Verarbeitung rudimentärer sensorischer Reize basieren, sondern auf der Verknüpfung von Situationskategorien, semantischem (Emotions-)Wissen und phänomenalen Gefühlsempfindungen mit den affektiven Reaktionen. Da die postulierten Strukturen des Empfindens sich nicht nur auf affektive Reaktionen, sondern auf die gesamte Bandbreite menschlicher Emotionen beziehen, ist es notwendig, auch die neuronalen Grundlagen der Entstehung komplexer sozialer Emotionen zu berücksichtigen. So wie die soziale Strukturierung affektiver Reaktionen im weiteren Verlauf für das Handeln und Entscheiden von Bedeutung ist, ist die Strukturierung komplexer

Emotionen für die Funktion sozialer Normen und der sozialen Interaktion relevant (siehe Kapitel fünf).

Emotionen entstehen in alltäglichen Situationen nicht nur aufgrund einer sensorischen Wahrnehmung, sondern ebenso häufig aufgrund von Überlegungen, Vorstellungen und komplexen, weit in die Zukunft oder Vergangenheit reichenden Planungen und Erinnerungen (Solomon 2004: 16f). In diesen Fällen ist in Ergänzung zur Funktion des Affektsystems eine Beteiligung von Hirnarealen unverzichtbar, die komplexe kognitive Informationen verarbeiten können, zum Beispiel sensorische Cortices, bestimmte Areale des Assoziationscortex, der (anteriore) cinguläre Cortex sowie präfrontale beziehungsweise orbitofrontale Areale (Damasio 1994: 136ff; Barrett/Mesquita u. a. 2007; Ochsner/Barrett 2001; Roth 2003: 129ff; Teasdale u. a. 1999).

Bei der Entstehung komplexer, sekundärer Emotionen werden sensorische Wahrnehmungen oder Gedanken, Vorstellungen und Erinnerungen in Verbindung gesetzt mit kategorialen und erlernten Repräsentationen sowie mit primären Emotionen (Affekten), die mit diesen Repräsentationen assoziiert worden sind. »[S]econdary emotions [...] occur once we begin experiencing feelings and forming systematic connections between categories of objects and situations, on the one hand, and primary emotions, on the other« (Damasio 1994: 134; Hervorh. ausgelassen). Bewusstes Wahrnehmen und höhere kognitive Aktivitäten, die in sensorischen und assoziativen Arealen arbeiten, stoßen wiederum weitere Prozesse im präfrontalen, insbesondere orbitofrontalen Cortex an. Dieser Teil des Gehirns verarbeitet dispositionale, erlernte Repräsentationen, die bestimmte Stimuluskategorien mit affektiven Reaktionen assoziieren. Die Areale des präfrontalen Cortex, in denen diese Repräsentationen aktiviert werden, leiten Informationen wiederum an die Amygdala weiter, die dann die charakteristischen affektiven, physiologischen und motorischen Reaktionen initiiert (Damasio 1994: 136ff; Damasio u. a. 2000).

Die genannten kognitiven und integrativen Funktionen des Stirnhirns sind gut dokumentiert. Wie Abschnitt 4.2.2 noch detailliert darstellt, führen Schädigungen des orbitofrontalen Cortex zu deutlichen Auffälligkeiten im sozial-emotionalen Verhalten (wobei affektive Reaktionen weitgehend intakt, aber unterreguliert bleiben), sowie zu starken Defiziten im rationalen Entscheiden und in der Handlungsplanung (Bechara 2004; Kringelbach/Rolls 2004). Im Modell des Stimulus-Verstärker-Assoziationslernens kommt dem orbitofrontalen Cortex ebenfalls zentrale Bedeutung zu: in

ihm sind die Belohnungs- und Bestrafungswerte primärer und sekundärer Verstärker repräsentiert. Diese Region ist dafür in besonderer Weise geeignet, da sie Informationen aus nahezu sämtlichen sensorischen Cortices, die die Objekteigenschaften der Verstärker repräsentieren, empfängt und integriert (Kringelbach/Rolls 2004: 347ff; Rolls 2000: 183f; Rolls 2004: 18; Wood/Grafman 2003).

Im orbitfrontalen Cortex kann daher die Assoziation von Eindrücken und vorangegangenen, erlernten affektiven Reaktionen – das Stimulus-Verstärker-Assoziationslernen – besonders effektiv stattfinden. Damit kommt dieser Struktur eine ähnliche Funktion wie der Amygdala zu, allerdings mit dem entscheidenden Unterschied, dass der orbitfrontale Cortex wesentlich effektiver und flexibler beim Um- und Neulernen von variierenden Stimulus-Verstärker Kontingenzen ist. Im Gegensatz zum subkortikalen Affektsystem können im Stirnhirn Verhaltensimpulse direkt in Bezug auf veränderte Stimulus-Verstärker Kontingenzen angepasst und aktualisiert werden (Rolls 1990/2004).

»Decoding the reinforcement value of stimuli, which involves for previously neutral (e.g., visual) stimuli learning their association with a primary reinforcer, often rapidly, and which may involve not only rapid learning but also rapid relearning and alteration of responses when reinforcement contingencies change, is then a function proposed for the orbitofrontal cortex« (Rolls 2004: 18).

Diese Funktion ist vor allem in komplexen sozialen Situationen von Bedeutung, in denen Belohnungs- und Bestrafungswerte kontinuierlichen Veränderungen unterliegen und Stimulus-Verstärker Kontingenzen regelmäßig neu erlernt werden müssen. Dies ist zum Beispiel in sozialen Austausch-situationen oder bei Kooperations- und Koordinationsproblemen der Fall (siehe Abschnitt 5.2.3).

»The ability to perform this learning very rapidly is probably very important in social situations in primates, in which reinforcing stimuli are continually being exchanged, and the reinforcement value of stimuli must be continually updated (relearned), based on actual reinforcers received and given« (Rolls 2004: 19).

Die Rigidität und Resistenz der Repräsentationen in der Amygdala wird auf den »Matrizencharakter« ihrer Neuronenverbindungen zurückgeführt, die offenbar kaum Reversibilitäten in der Repräsentation von Assoziationsver-kettungen zulassen (Rolls 1999: 124ff; Rolls 2004: 19). Ein gutes Beispiel für diese Starrheit von Assoziationen sind Phobien, die als kaum reversibel gelten und im besten Fall mit anderen Assoziationen überlagert werden

können (LeDoux 1996: 225–266). Der Vorteil des orbitofrontalen Cortex bei der Umsetzung veränderter Belohnungs- und Bestrafungswerte liegt darin, dass er nicht auf die Amygdala als Schaltstelle zu weiteren subkortikalen Strukturen angewiesen ist, sondern Verhaltensantworten über den Nucleus caudatus, das ventrale Striatum und den Hypothalamus direkt und unmittelbar initiieren kann (Rolls 1999: 124; Kringelbach/Rolls 2004: 348f).

Für die kortikale Entstehung von Emotionen ist ferner die Differenzierung zwischen primären und sekundären Verstärkern von Bedeutung. Der orbitofrontale Cortex ist in der Lage, auch propositionale, konzeptuelle und nicht (somato)sensorische Belohnungs- und Bestrafungsfaktoren wie zum Beispiel monetäre und kulturelle Werte und Ressourcen zu repräsentieren, die als sekundäre Verstärker im Stimulus-Assoziationslernen wirksam werden (Erk u. a. 2002; O’Doherty u. a. 2001; Schaefer/Rotte 2007). Damit besteht prinzipiell die Möglichkeit, dass komplexe soziale Repräsentationen Informationen sowie kognitive Schemas und Strukturen als sekundäre Verstärker fungieren. Dafür spricht neben der Repräsentationsfähigkeit auch die allgemein anerkannte Rolle des Stirnhirns bei differenzierten kognitiven Leistungen wie dem Planen, Entscheiden oder Erinnern und bei exekutiven Kontrollfunktionen (Davidson 2004; Roth 2003: 129).

Vor diesem Hintergrund eignen sich auch bestimmte Eigenschaften sozialstruktureller Konfigurationen wie zum Beispiel Status, Macht oder Autorität als Verstärker für das Assoziationslernen. Dabei ist zu vermuten, dass die Konditionierung sekundärer Verstärker ebenfalls unbewusst abläuft und prinzipiell die gleichen Auswirkungen auf Verhaltenstendenzen zeigt wie primäre Verstärker. Wie sich auf diese Weise soziale Strukturen in der Emotionsentstehung widerspiegeln und verfestigen können, untersucht Abschnitt 3.3.1.

Die starke reziproke Konnektivität orbitofrontaler Areale in Richtung der Amygdala prädestiniert diese Hirnregion offenbar auch für die kognitive Kontrolle des Affektsystems: die ausgeprägte Konnektivität deutet darauf hin, dass eine Funktion des präfrontalen Cortex in der Modulation und Inhibition der Aktivität der Amygdala liegt (Davidson 2004; Lieberman u. a. 2007; Rolls 1999). Diese Kontrollfunktion wird auch von Studien zur Regulation von Emotionen gestützt, die deutliche inverse Zusammenhänge zwischen der Aktivität der Amygdala und des präfrontalen Cortex bei der intentionalen Emotionsregulation feststellen (Ochsner u. a. 2002; Ochsner/Gross 2005).

Voraussetzung für eine intentionale Regulation ist allerdings, dass eine Emotion bewusst empfunden und *als solche* nicht nur phänomenal, sondern auch auf konzeptueller Ebene bewertet wird. Das subjektive phänomenale Gefühl ist nicht nur notwendiger Bestandteil einer *emotion proper*, sondern auch für Fragen der kognitiven Performanz, für Verhaltenstendenzen und die Handlungsplanung von Bedeutung. Die bewusste Empfindung eines Gefühls setzt ein Arbeitsgedächtnis voraus, das phänomenale Empfindungen für vergleichsweise kurze Zeit dem bewussten Zugriff, der Manipulation und anderen volitionalen kognitiven Aktivitäten aussetzt. Dieses affektive Arbeitsgedächtnis wird ebenfalls im (ventromedialen) präfrontalen Cortex vermutet und basiert auf Repräsentationen der affektiven Bedeutung eines Stimulus sowie den somatosensorischen Komponenten einer Emotion (Davidson/Irwin 1999: 14). Darauf weisen unter anderem Studien zur Rolle von Emotionen bei der Entscheidungsfindung und der Handlungswahl hin. Schädigungen des ventromedialen präfrontalen Cortex führen dazu, dass affektive und kognitive Informationen im Zuge des Entscheidens und Handelns nicht mehr integriert werden können (Damasio 1994/2003; siehe Abschnitt 4.2.2).

Für die Entstehung von Emotionen und die Modulation des Affektsystems ist neben dem präfrontalen Cortex auch der vordere Teil des cingulären Cortex von Bedeutung, einer medialen, das heißt an den Innenflächen der Großhirnrinde liegenden Struktur. Sie wird deshalb auch als limbischer Cortex bezeichnet. Angesichts der kontrollierenden und modulierenden Funktion orbitofrontaler Areale bei der Emotionsentstehung bleibt zunächst offen, wodurch überhaupt die Notwendigkeit einer Kontrolle oder Inhibition affektiver Reaktionen bestimmt wird. Grundsätzlich kann man davon ausgehen, dass eine solche Notwendigkeit dann besteht, wenn kortikale und subkortikale Areale sich widersprechende Repräsentationen eines sensorischen Eindrucks bereitstellen. Dem anterioren cingulären Cortex (ACC) wird die Funktion zugesprochen, auf diese und andere kognitive *Konfliktsituationen* zu reagieren, zum Beispiel beim Identifizieren von Fehlern, bei der Fehlerkorrektur sowie beim Abgleich von Zielen und Wünschen, darauf basierenden Handlungsplanungen und tatsächlich ausgeführten Handlungen (Ochsner/Barrett 2001).

Der ACC repräsentiert aufgrund seiner vielfältigen Verbindungen zu anderen kortikalen und subkortikalen Arealen ähnlich wie der somatosensorische Cortex den physiologischen Zustand des Körpers, so dass sich seine Kontrollfunktion nicht nur auf Kognitionen und externes Verhalten,

sondern auch auf das interne Milieu bezieht. Auf diese Weise wird anhand physiologischer Reaktionskomponenten auch die Arbeit des Affektsystems für die Identifizierung von möglichen Konflikten berücksichtigt (Ochsner/Barrett 2001; Roth 2003: 278).

Der ACC spielt aufgrund dieser Eigenschaften und zusammen mit dem orbitofrontalen Cortex eine besondere Rolle bei der Evaluation von sozialen Interaktionssituationen, die durch Kontingenz, Unsicherheit, Risikohaftigkeit, besondere affektive Erwartungen beziehungsweise Erwartungsenttäuschungen sowie entsprechend unterdeterminierte Belohnungs- und Bestrafungswerte gekennzeichnet sind (Roth 2003: 280). Dies gilt insbesondere für Situationen, in denen sich andere Akteure abweichend verhalten und beispielsweise Fairness- oder Reziprozitätsnormen verletzen (siehe Abschnitt 5.2.3).

Insgesamt trägt der ACC in Situationen hoher kognitiver Belastung zur Entstehung und Regulation von Emotionen bei. Seine Bedeutung bei der sekundären Emotionsentstehung liegt unter anderem in der (bewussten und fehleranfälligen) kognitiven Attribution einer affektiven Reaktion auf ein Ereignis, wobei auch semantisches Emotionswissen ausführlich berücksichtigt wird (Ochsner/Barrett 2001; Ochsner/Gross 2005; Phan u. a. 2002; Roth 2003; Teasdale u. a. 1999). Der ACC gilt nicht zuletzt deshalb als Interface zwischen höheren Kognitionen und Emotionen (Allman u. a. 2001).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass bestimmte Regionen des Stirnhirns, vor allem der orbitofrontale und der ventromediale präfrontale Cortex, eine zentrale Rolle bei der Entstehung von komplexen Emotionen spielen. In Ergänzung zum und im Zusammenspiel mit dem subkortikalen Affektsystem ermöglichen diese Areale die Entstehung von Emotionen, wie sie unserem Alltagsverständnis entsprechen. Der Großteil dieser Emotionen ist auf höhere kognitive Prozesse besonders bei der Bewertung komplexer sozialer Situationen angewiesen. Dabei wird trotz allem die Arbeit des Affektsystems benötigt, das andere notwendige Emotionskomponenten produziert. In kortikalen Arealen haben primär solche Emotionen ihren Ursprung, deren *Ursache* höhere Kognitionen sind, zum Beispiel Vorstellungen, Planungen oder Erinnerungen.

Darüber hinaus werden hier die in subkortikalen Strukturen entstandenen Affekte mit *semantischem Emotionswissen* verknüpft, das Ausdruck der sozialen und kulturellen Umwelt ist. Affekte und Emotionen werden in präfrontalen Strukturen im Bewusstsein gehalten und üben dabei wesentli-

che Einflüsse auf die bewusste Handlungsplanung und Entscheidungsfindung aus. Kortikale Areale spielen ebenfalls eine bedeutende Rolle bei der Modulation und Inhibition von Affekten, die vor allem im Zuge der sensorischen Wahrnehmung entstehen. Sie sind auch der Ursprung solcher Emotionen, die in unsicheren und unüberschaubaren Situationen unter hoher kognitiver Belastung entstehen.

Die Perspektive auf die Emotionsentstehung, die sich aus den dargestellten neurowissenschaftlichen Theorien ergibt, zeichnet ein Bild, das wesentlich auf die Fähigkeit zur Repräsentation von komplexen Informationen angewiesen ist. Das zeigt sich an den Repräsentationsmöglichkeiten sekundärer Verstärker ebenso wie an dispositionalen Repräsentationen und der jeweiligen Verknüpfung mit Affekten. Das Potenzial für eine soziale Strukturierung der Emotionen liegt damit insbesondere in der sozialen Strukturierung von Wissen und Kognitionen und in den dargestellten emotionalen Lern-, Assoziations- und Konditionierungsprozessen, die in kortikalen ebenso wie in limbischen Systemen realisiert werden. Wie dieses Potenzial auf der Ebene der *kognitiven* Informationsverarbeitung und Repräsentationsfähigkeit umgesetzt wird, untersucht der folgende Abschnitt. In jedem Fall wird aber bereits an dieser Stelle deutlich, dass die Kenntnis der neurophysiologischen Grundlagen Emotionsentstehung keinesfalls soziologische Makulatur bleiben darf, trägt sie doch maßgeblich zum Verständnis der sozialen Konstruktion von Emotion und – wie im weiteren Verlauf gezeigt wird – der sozialen Strukturierung bei.

3.2 Kognitive Grundlagen der Emotionsentstehung

William James (1884) hatte als Antwort auf seine Frage »What is an Emotion?« formuliert, dass die subjektive Wahrnehmung einer physiologischen Reaktion die eigentliche Emotion darstelle. James vertrat die Position der direkten Kopplung von Wahrnehmung, physiologischer Reaktion und Emotion. Überwiegend aus dieser Sicht ist ein großer Teil der dargestellten neurowissenschaftlichen Emotionstheorien hervorgegangen, obgleich die Kritik an James nicht nur Fragen zum Zusammenhang von Physiologie und Emotion betraf, sondern auch die grundsätzliche Definition von Emotion. Stanley Schachter und Jerome Singer (1962) waren beispielsweise ebenso wie James davon ausgegangen, dass physiologische Reaktionen eine

zentrale Rolle in der Emotionsgenese spielen. Sie waren jedoch, ebenso wie Cannon (1927), der Ansicht, dass die phänomenale Wahrnehmung dieser Reaktionen nicht hinreichend für die differenzierten Empfindungen ist, die gemeinhin für eine Emotion charakteristisch sind. Um ihre Kritik empirisch zu untermauern, injizierten sie Versuchspersonen Adrenalin, das zu einer erhöhten aber undifferenzierten Aktivierung des autonomen Nervensystems, also zu einer deutlichen physiologischen Reaktion führt. Anschließend setzten Schachter und Singer die Probanden angenehmen oder unangenehmen Eindrücken aus. Entsprechend der Valenz dieser Eindrücke berichteten die Probanden von positiven oder negativen Emotionen. Eine Kontrollgruppe, der ein Placebo verabreicht wurde, berichtete hingegen von keinerlei emotionalen Reaktionen.

Schachter und Singer (1962) folgerten aus ihren Ergebnissen, dass *Kognitionen* die Brücke zwischen unspezifischer physiologischer Erregung und differenziert wahrgenommenen Emotionen darstellen. Damit werden Kognitionen neben dem physiologischen Erregungsmuster zu notwendigen Komponenten einer Emotion. Hinreichende Komponente muss eine weitere Kognition sein, die eine *kausale* Verbindung zwischen der physiologischen Erregung und der Situationseinschätzung herstellt (LeDoux 1996: 47f; Reisenzein 1983: 240). Obgleich die Studie nur schwer repliziert werden konnte, gilt die Schachter/Singer Theorie²² als Wegbereiter für den Großteil der kognitiven Emotionstheorien, allen voran den Einschätzungstheorien. Sie ist ebenfalls ein wichtiger Anhaltspunkt für die Soziologie der Emotionen – insbesondere für Kempers Theorie der Emotionsentstehung (Kemper 1978a/1981: 315ff; Scherer 2000: 143f; Thoits 1989: 320).

Diese beiden Positionen zur Entstehung von Emotionen haben sich in der Emotionsforschung zu einem ausgewachsenen Dissens hinsichtlich der Zusammenhänge von Kognition und Emotion entwickelt, der sich vor allem an der Frage entzündet, ob Kognitionen notwendige Voraussetzung oder gar Bestandteil von Emotionen sind. Stellvertretend für diesen Dissens ist die Auseinandersetzung zwischen Richard Lazarus (1984) und Robert Zajonc (1980/1984), in deren Kern die Uneinigkeit hinsichtlich der Beteiligung bewusster, höherer Kognitionen im Gegensatz zu automatischen, unbewussten physiologischen Prozessen steht:

²² Die Schachter/Singer Theorie ist auch als *cognition-arousal* oder *two-factor* Theorie bekannt.

»Over the past few decades, scholars of emotion theory [...] have put forward the hypothesis that affective processing does not depend on controlled cognitive processing. That is, they proposed that organisms are able to determine whether a stimulus is good or bad without engaging in intentional, goal-directed, conscious, or capacity demanding processing of the (evaluative attributes of the) stimulus. Rather, affective processing could occur automatically. Such automatic affective processing was believed to have an important impact on subsequent cognitive processing and behaviour« (De Houwer/Hermans 2001: 113).

Entgegen einiger radikal kognitivistischer Positionen, deren Ursprung in Schachter und Singers Theorie liegt und die Emotionen als eine bestimmte Konfiguration kognitiver Zustände betrachten (Dörner u. a. 1988; Solomon 1976)²³, hatte Zajonc (1980) plausibel argumentiert, dass affektive Bewertungen und Präferenzen auch dann entstehen, wenn die relevanten Eindrücke nicht bewusst wahrgenommen und kognitiv verarbeitet werden können. In seinen empirischen Studien wurden Personen einem visuellen Reiz, zum Beispiel einem neutralen Symbol, für so kurze Zeit ausgesetzt, dass dieser nicht bewusst wahrgenommen wird. Später vor die Wahl zwischen verschiedenen Symbolen gestellt, bevorzugten Probanden zumeist diejenigen Symbole, denen sie schon einmal (unbewusst) ausgesetzt waren (Zajonc 1980).

Eine weitere Studie zeigt die Übertragbarkeit auf emotionale beziehungsweise affektive Reaktionen: Dabei gingen neutralen und bewusst wahrgenommenen Stimuli emotional eindeutig positiv oder negativ konnotierte Reize voraus, die jedoch nicht bewusst wahrgenommen werden konnten. Die Einschätzung der bewusst wahrgenommenen Stimuli als positiv oder negativ korrelierte dabei signifikant mit der Valenz der emotional konnotierten Reize. Für Zajonc zeigt sich an diesen Ergebnissen, dass affektive Reaktionen keiner Kognitionen bedürfen (Zajonc 1984).

Lazarus (1984) vertritt hingegen die Position, dass dieser Sicht ein zu enges Verständnis von Kognition zu Grunde liegt. Kognitionen sind für die Entstehung von Emotionen zumindest im Sinne der Informationsverarbeitung unabdingbar. Informationsverarbeitung muss keineswegs bewusst geschehen und beschränkt sich auch nicht auf höhere kognitive Prozesse wie beispielsweise Planen, Reflektieren oder rationales Abwägen. Lazarus sieht deshalb die *kognitive Einschätzung* als primären Emotionsaus-

²³ Vgl. dazu auch die pointierte Kritik von Thomas Metzinger in *DIE ZEIT*, Nr. 4, vom 21. Januar 1999.

löser, die als unbewusste Einschätzung auch Zajoncs Ergebnisse zu erklären vermag.

Betrachtet man die neuronalen Grundlagen des Affektsystems, zeigt sich, dass affektive Reaktionen als initiale Bewertung eines Ereignisses durchaus *ohne* die bewusste Wahrnehmung und Verarbeitung eines Stimulus auftreten können.

»[...] some, perhaps many, of the things we do, including the appraisal of the emotional significance of events in our lives and the expression of emotional behaviors in response to those appraisals, do not depend on consciousness, or even on processes that we necessarily have conscious access to« (LeDoux 1996: 65).

Diese mehrfach replizierten und als »rock solid« (LeDoux 1996: 54) eingestuften Ergebnisse neurowissenschaftlicher Studien, die zwar Zajoncs Hypothese Vorschub leisten, dabei aber nicht explizit Position *gegen* eine maßgebliche Beteiligung von Kognition beziehen (Parrott/Schulkin 1993: 45), haben dazu geführt, dass die Kognition-versus-Emotion-Debatte auf neuer Grundlage ausgetragen wurde: »Cognition versus Emotion, Again – This Time in the Brain« (LeDoux 1993: 61).

Leventhal und Scherer (1987) haben diese Auseinandersetzung schon früh als eine Diskussion vor allem um definitorische Fragen von Kognition und Emotion angesehen. Aus dieser Einsicht heraus ist eine Reihe integrativer Ansätze entstanden, die psychologische und neurowissenschaftliche Perspektiven zusammenführen und die Interaktion unterschiedlicher Ebenen der Informationsverarbeitung in den Mittelpunkt stellen (Barnard/Teasdale 1991; Ellsworth 1994; Clore/Ortony 2000; Lewis 2005; Robinson 1998; Scherer 1993a; Smith/Kirby 2000). Auch der Großteil der neurowissenschaftlichen Forschung geht heute davon aus, dass Affekt und Kognition nicht von separaten und voneinander unabhängigen neuronalen Systemen prozessiert werden, sondern dass ein erhebliches Maß an Interaktion existiert:

»We now understand that emotion is comprised of many different subcomponents and is best understood not as a single monolithic process but rather as a set of differentiated subcomponents that are instantiated in a distributed network of cortical and subcortical circuits« (Davidson 2003a: 129).

Die integrativen Ansätze zeichnen sich durch die Unterscheidung kontrollierter und automatischer Prozesse der Emotionsentstehung – wie sie im vorangegangenen Abschnitt bereits ansatzweise aufgegriffen wurde – und eine vergleichsweise umfassende Definition von Kognition aus, die nicht

nur höhere Formen wie Denken, Planen oder Schlussfolgern beinhaltet, sondern auch Prozesse wie die sensorische Wahrnehmung, die Speicherung und den Abruf von Informationen oder die Mustererkennung (Clore 1994a/1994b; Frijda 1994; Robinson 1998).

»If we define cognition narrowly (as the highest levels of thought and intellect) then cognition is not necessary for emotion. On this there is little disagreement, for even the most ardent cognitive theorists of emotion accept that emotional reactions can be elicited without the involvement of the highest levels of thought and intellect [...] If cognition is defined broadly as information processing, then emotion must be dependent upon cognition. Sensory processing, even by peripheral receptors, is information processing and therefore emotion must be dependent upon information processing and thus upon cognition« (LeDoux 1993: 62).

Eine solche Perspektive ist gut geeignet, neurowissenschaftliche Erkenntnisse zur kortikalen und subkortikalen Emotionsentstehung mit vorhandenen psychologischen Modellen zu kombinieren. Auf diese Weise lassen sich automatische und unbewusste Prozesse der Emotionsgenese, insbesondere die Entstehung affektiver Reaktionen, ebenso wie die komplexen kognitiven Prozesse in Modellen der hierarchischen Informationsverarbeitung zusammenführen. Leventhal und Scherers (1987: 8) Komponentenmodell (*component process model*) und der darin enthaltenen Differenzierung der drei Verarbeitungsebenen »sensomotorisch«, »schematisch« und »konzeptuell« kommt in diesem Zusammenhang sicherlich eine Pionierrolle zu.

Diese kognitiven Prozessmodelle können als Weiterentwicklung und Präzisierung von Einschätzungstheorien²⁴ verstanden werden, die sich traditionell auf die kognitive *Struktur* subjektiver Interpretationsprozesse in der Emotionsentstehung konzentrieren (vgl. Barnard/Teasdale 1991; Clore/Ketelaar 1997: 107; Teasdale 1999). Schon die Vorreiter dieses Paradigmas hatten darauf hingewiesen, dass Einschätzungen nicht notwendigerweise bewusste Prozesse sind, so dass sie prinzipiell auch als Ursache früh einsetzender physiologischer Reaktionen – gewissermaßen als *modus operandi* des Affektsystems – in Frage kommen. »Appraisal is not the result of reflection. It is immediate and indeliberate« (Arnold 1960: 172, zit. nach Kappas 2002b: 86; vgl. Parkinson/Manstead 1992; Reisenzein 2000a).

Beziehen sich die neurophysiologischen Erkenntnisse über das Affektsystem auf einen relativ eng begrenzten Kreis von Komponenten, die für

²⁴ Die englische Bezeichnung *appraisal* wird hier mit »Einschätzung« übersetzt, obgleich auch »Bewertung« in diesem Zusammenhang gängig ist.

die Entstehung einer Emotion zwar notwendig, aber keinesfalls hinreichend sind, können Einschätzungstheorien dieses System um komplexe kognitive Strukturen und Prozesse ergänzen, die zur Erklärung eines Großteils alltäglicher menschlicher Emotionen notwendig sind und die sich nicht auf affektive Reaktionen allein reduzieren lassen: »An emotion is not what happens in the first 120 miliseconds of arousal. In the current climate, I cannot emphasize this point enough. An emotion is not the initial neurological reaction« (Solomon 2004: 19).

Obgleich das Affektsystem durchaus vor dem Hintergrund sozialwissenschaftlicher Fragestellungen von Bedeutung ist, beleuchtet es doch nur einen Ausschnitt dessen, was wir unserem Alltagsverständnis nach unter Emotionen verstehen. Wie der vorangegangene Abschnitt gezeigt hat, ist das System zwar unerlässlich, um affektive Reaktionen wie den Schrecken eines unerwarteten Geräuschs oder das Wohlbefinden, das der Genuss von Schokolade mit sich bringt, zu erklären. Das Affektsystem allein reicht aber nicht aus, um eine *emotion proper*, wie zum Beispiel die Scham, die man empfindet, wenn man auf frischer Tat bei einem Diebstahl ertappt wird, zu verstehen (vgl. Clore/Ortony 2000; Damasio 1994/2003).

Der überwiegende Teil der Emotionen, die Menschen erleben, entsteht nicht in körperlichen Notsituationen oder der akuten, unmittelbaren Wahrnehmung bestimmter Reize, die mit fest verankerten Stimuluseigenschaften und entsprechend gekoppelten (um nicht zu sagen: angeborenen) Bedeutungsmustern assoziiert sind, sondern »a very large class of emotions results from real, imagined, or anticipated outcomes in social relationships« (Kemper 1978a: 43). Auch entsteht eine Emotion nur selten ausgehend von einer hypothetischen »Nulllinie« emotionaler Erregung – im Gegensatz zu einer affektiven Reaktion –, sondern zumeist aus komplexen Kognitionen wie zum Beispiel Vorstellungen, Bewertungen, Erwartungen, Interpretationen oder Planungen. Akteure befinden sich, bevor eine Emotion entsteht, nicht in einem emotionsleeren Raum: allein die Erwartung, die Geliebte beim ersten Rendezvous zu treffen, löst freudige Erwartungen aus, ebenso wie die Erinnerung an einen lange zurückliegenden Unfall Unwohlsein einflößt oder das bevorstehende Gespräch mit einem Vorgesetzten Panik auslösen kann.

»[E]motions result from meanings, and meanings, to a large extent, from inferred consequences or causes [...] A majority of emotional stimuli derive their emotional impact along these lines: those of generalization or, rather, abstract thought, of application of rules and general knowledge schemata, of generalized and normative

expectations. That impact [...] has little to do with having experienced aversive or pleasurable consequences accompanying a particular kind of stimulus« (Frijda 1986: 310).

So entstehen beispielsweise Wut und Verärgerung in den meisten Fällen dadurch, dass soziale Normen und Konventionen verletzt werden (Averill 1982; Wallbott/Scherer 1986). Aus diesen Gründen beinhaltet die Mehrzahl der Definitionsversuche von Emotionen auch Kategorien, die sich unmittelbar auf diese komplexen kognitiven Eigenschaften beziehen, wie etwa

- die intentionale Gerichtetheit von Emotionen auf ein (formales) Objekt (man ist verärgert *über* ein Ereignis; man fürchtet sich *vor* einer Prüfung oder ist beschämt *durch* eine abwertende Äußerung) (Goldie 2000: 16–27);
- die motivationalen Aspekte der mit einer Emotion einhergehenden Handlungstendenz (man versucht, die Gründe für ein Ärgernis zu beseitigen oder sein Ansehen nach einer beschämenden Situation wieder herzustellen) (Frijda 2004; Oatley 1992: 24) oder
- die Bewertung potenzieller Ressourcen, um mit einer emotionsauslösenden Situation und der Emotion selbst umzugehen (*coping*) (Scherer 1984/1999).

Auch für Keith Oatley (1992: 19ff) ist die Wahrnehmung eines Reizes allein nicht ausreichend, um eine bestimmte Emotion hervorzurufen, wohl aber um eine affektive Reaktion zu initiieren. Oatley argumentiert, dass die Präsenz eines bestimmten Stimulus allein nicht ausreicht, um zuverlässig eine *distinkte* Emotion in einem beliebigen Individuum auszulösen. Bloße affektive Reaktionen, wie zum Beispiel eine Schreckreaktion, können im Vergleich dazu durch einen spezifischen Reiz allein – etwa ein lautes unerwartetes Geräusch – zuverlässig in nahezu jedem Menschen ausgelöst werden. Daraus folgert Oatley, dass Emotionen auf der Evaluation eines Eindrucks vor dem Hintergrund kognitiver Objekte und Strukturen, insbesondere Zielen, Überzeugungen und Erfahrungen, basieren:

»For instance, I may suddenly feel frightened if the vehicle in which I am travelling seems to be heading for an accident. I evaluate a perception in relation to my concerns for safety, though not necessarily consciously. This may be the common experience in such situations. But a person confident that an accident would not occur, perhaps the one who is driving, or the one who is unconcerned about personal safety at that moment, may not feel fear« (Oatley 1992: 19).

Die Bedeutung von Ansichten, Überzeugungen und Zielen wird von den meisten kognitiven Emotionstheorien hervorgehoben und in der Regel um weitere mentale Zustände wie Absichten, Wünsche, Normen und Einstellungen ergänzt, die wiederum auf (sozial strukturierten) mentalen Repräsentationen basieren (vgl. Frijda u. a. 2000; Ortony u. a. 1988).²⁵ Wie diese propositionalen kognitiven Strukturen, die überwiegend in kortikalen Hirnregionen verarbeitet und repräsentiert werden, zur Entstehung von komplexen Emotionen beitragen, ist Gegenstand des folgenden Abschnitts, der darüber hinaus den Grundstein zur Beantwortung der Frage legt, wie auch komplexe Emotionen automatisch und unbewusst entstehen können. Mit Hilfe dieser Analyse lassen sich Verbindungen zwischen der sozialen Strukturierung von Wissen und Kognitionen auf der einen und der Entstehung von Emotionen auf der anderen Seite herstellen. Im weiteren Verlauf wird deshalb zu zeigen sein, inwieweit Kognitionen als sozial beziehungsweise sozial verteilt bezeichnet werden können und wie sie mit anderen Ebenen der Emotionsentstehung, vor allem der subkortikalen, interagieren. Letztendlich ist dabei von Interesse, welche Arten kognitiver Strukturen und Repräsentationen in welchen Repräsentationsmedien und neuronalen Strukturen verarbeitet werden können.

Dazu muss die strukturelle Sicht in eine Perspektive überführt werden, die sowohl der Bedeutung höherer Kognitionen als auch der affektiven Reaktionen gerecht wird und Aussagen über die Prozesseigenschaften der Emotionsgenese zulässt beziehungsweise Aussagen darüber, welche neuronalen Strukturen zu welchem Zeitpunkt und mit welcher Funktion an der Entstehung von Emotionen beteiligt sind. In Ergänzung zu den kognitiven Strukturen sind deshalb auch kognitive Prozesse von Bedeutung, die nicht nur zur Emotionsentstehung beitragen, sondern auch die strukturellen Determinanten generieren und modifizieren, wie etwa das Wahrnehmen, Urteilen und Erinnern.

Weiterhin ist die Frage zu klären, zu welchem Zeitpunkt der Emotionsentstehung subkortikale und kortikale Prozesse Zugriff auf welche Repräsentationsmedien mit welcher Repräsentationskomplexität beziehungsweise Repräsentationsschärfe haben, so dass schließlich das Wechselspiel

²⁵ Zur Theorie mentaler Repräsentationen und intentionaler mentaler Zustände vgl. Fodor (1981/1998), Johnson-Laird (1983), Pitt (2004) sowie Kunda (1999: 15–52). Die Übersetzung der gängigen englischsprachigen Begriffe ist in diesem Zusammenhang uneinheitlich. Hier werden *beliefs* mit Ansichten und Überzeugungen; *goals* mit Zielen; *intentions* mit Absichten; *desires* mit Wünschen und *attitudes* mit Einstellungen übersetzt.

der automatischen, unbewussten Affektgenese und der bewussten Verarbeitung von Emotionen offengelegt werden kann. Diese Wechselwirkungen können nicht nur Aufschluss darüber geben, auf welche Weise und in welchem Ausmaß die soziale Umwelt die unterschiedlichen Komponenten der Emotionsentstehung zu prägen vermag, sondern liefern auch potenzielle Hinweise auf die strukturierende Wirkung von Emotionen im Entscheiden, Handeln und in der sozialen Interaktion.

3.2.1 Kognitive Strukturen der Emotionsentstehung

Im Hinblick auf die Wechselwirkungen von Kognitionen und Emotionen lautet eine der interessantesten Fragen, welche Rolle Kognitionen als Entstehungsgrundlage von Emotionen spielen. »Ob ein Ereignis bei einer Person eine Emotion hervorruft, und wenn ja, welche Emotion (Freude, Trauer, Angst usw.) und mit welcher Intensität, hängt davon ab, wie die Person das Ereignis interpretiert – insbesondere, wie sie es relativ zu ihren Zielen und Wünschen bewertet« (Reisenzein 2000a: 117). Auf den ersten Blick könnte diese Beschreibung der Entstehung einer Emotion aus einer emotionssoziologischen Arbeit stammen. Das ist nicht der Fall: die Beschreibung spiegelt die Grundannahme einer der zurzeit wohl populärsten Emotionstheorien wieder, der Einschätzungstheorien. Die Ähnlichkeit zu soziologischen und insbesondere sozialkonstruktivistischen Annahmen zeigt sich vor allem an dem Begriff der *Interpretation von Relevanz*, der auch für soziologische Arbeiten von maßgeblicher Bedeutung ist – bislang existieren jedoch kaum emotionssoziologische Arbeiten, die die vielfältigen empirischen Daten und Konzepte der Einschätzungstheorien ausreichend zur Kenntnis nehmen.

Worin begründet sich dieses Desinteresse? Wie eingangs gezeigt wurde, geht ein Großteil soziologischer Emotionstheorien entweder davon aus, dass Emotionen soziale Konstruktionen sind und durch Deutungs- und Interpretationsleistungen der Akteure entstehen, oder sie beschreiben die soziale Konstruktion als einen der Emotionsentstehung nachgelagerten Prozess der Modulation und Regulation. Zumindest die erste Variante unterscheidet sich nicht grundlegend von den Annahmen der Einschätzungstheorien. Umso mehr verwundert es, dass einige neuere soziologische Emotionstheorien oftmals Abstand vom interpretativen Paradigma neh-

men und sich häufig nur auf Ergebnisse der neurowissenschaftlichen Emotionsforschung verlassen (Franks/Smith 1999; Turner 1999/2007).

Ein Grund für diesen Abstand findet sich auch in der – berechtigten – Kritik am interpretativen Paradigma und somit an sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien:

»[I]f emotions depend on the interpretation of the situation, it seems that all who define the situation similarly ought to experience the same emotion. The problem, in part, comes down to whether or not it is possible to have a standard set of categories for defining situations which will link them logically and empirically with emotions. [...] The social constructionists provide no overarching framework of situations to which one may refer for the prediction of emotions« (Kemper 1981: 352–353).

Eben diese Aufgabe, ein umfassendes Rahmenwerk der emotionsrelevanten Situationsinterpretation zur Verfügung zu stellen, leisten nach eigenem Bekunden kognitive Einschätzungstheorien. Dabei ist die Ähnlichkeit und direkte Anschlussfähigkeit der Formulierungen frappierend, auch hinsichtlich der in sozialkonstruktivistischen Arbeiten oft nicht vorhandenen Anbindung an physiologische Reaktionen (Kemper 1981).

»All situations to which the same appraisal pattern is assigned will evoke the same emotion. [...] [A]ppraisals start the emotion process, initiating the physiological, expressive, behavioral, and other changes that comprise the resultant emotional state« (Roseman/Smith 2001: 6f; Hervorh. ausgelassen).

Die Idee der Einschätzung als primärem Emotionsauslöser geht zurück auf Magda Arnold (1960) und Richard Lazarus (1968) und bezeichnet die Evaluation beziehungsweise Bewertung eines Ereignisses unter Berücksichtigung der eigenen Ziele, Wünsche und Absichten als erwünscht oder unerwünscht, angenehm oder unangenehm, bekannt oder unbekannt.²⁶ Ereignisse, die in den Aufmerksamkeits- und Relevanzbereich eines Akteurs gelangen, werden also vom Subjekt in Relation zu bestimmten kognitiven Strukturen und Motiven evaluiert. Unter Ereignissen sind sowohl interne Abläufe wie Erinnerungen oder Vorstellungen zu verstehen als auch externe Gegebenheiten wie zum Beispiel Gegenstände, Akteure, Geschehnisse oder Handlungen (Ortony u. a. 1988: 18f). Einschätzungen stellen demnach eine Relation zwischen internen, kognitiv-affektiven Be-

²⁶ Einen wissenschaftshistorischen Abriss der Einschätzungstheorien, der hier aber nicht weiter vertieft werden soll, liefern Reizenzein (2000a) und Schorr (2001).

wertungsgrundlagen einerseits und den Eigenschaften eines Ereignisses andererseits her.

»[...] appraisals are inherently *relational* [...]. Rather than exclusively reflecting either the properties of the stimulus situation or the person's dispositional qualities, appraisal represents an evaluation of the stimulus situation as it relates to the person's individualized needs, goals, beliefs, and values« (Smith/Kirby 2001: 124; Hervorh. im Original).

Neben der Einschätzung von Ereignissen aufgrund ihrer Valenz (positiv oder negativ) nimmt die Mehrzahl der Theorien noch weitere, für die Differenzierung, die Qualität und Intensität von Emotionen relevante Kriterien an. Diese Kriterien beziehen sich zumeist nicht direkt auf das Ereignis, sondern auf abgeleitete Eigenschaften wie zum Beispiel die subjektive Kontrollierbarkeit (*coping potential*), die Zuschreibung von Ursächlichkeit (*agency*) oder die Eintrittswahrscheinlichkeit. Diese Einschätzungen werden im Gegensatz zu reinen Eigenschaftseinschätzungen nicht als primäre, sondern als sekundäre Einschätzungen bezeichnet (Lazarus 1991a).

Eine weitere Annahme der Einschätzungstheorien ist, dass unterschiedliche Emotionen mit unterschiedlichen Einschätzungsmustern einhergehen, das heißt jede diskrete Emotion wird von einem entsprechenden diskreten Einschätzungsmuster ausgelöst. Daraus lassen sich zwei weitere Annahmen ableiten: Erstens gehen Einschätzungen einer Emotion zeitlich voraus und *lösen Emotionen aus* – sie sind nicht etwa der eigentlichen Emotion nachgelagerte Begleiterscheinungen oder Folge physiologischer Reaktionen. Einschätzungstheoretiker gehen jedoch davon aus, dass die Einschätzung auch eine Komponente oder die Folge einer Emotion sein könnte (Roseman/Smith 2001). Zweitens müssen Einschätzungstheorien bestimmte (Typen von) Emotionen postulieren, die als Ergebnis einer Einschätzung beziehungsweise eines Einschätzungsmusters auftreten.

Appraisal-Theorien haben es also mit mindestens zwei verschiedenen Problemkomplexen zu tun (Reisenzein 2000a): Annahmen über den Einschätzungsprozess sowie Annahmen über die Struktur beziehungsweise den Gehalt der Einschätzung. Prozessannahmen beziehen sich auf die zeitlichen Abläufe und Charakteristika unterschiedlicher Informationsverarbeitungsprozesse. Strukturannahmen verweisen auf die Spezifität von Einschätzungsdimensionen und -mustern sowie auf kognitive Strukturen – also auf die Elemente, die den relationalen Charakter einer Einschätzung ausmachen.

Die Mehrzahl der Theorien befasst sich mit der Analyse der strukturellen Eigenschaften von Einschätzungen. Ihr Ziel ist dementsprechend, die »kognitive Struktur der Emotionen« (Ortony u. a. 1988) zu analysieren, das heißt, zu untersuchen, welche kognitiven Strukturen auf welche Art und Weise an der Entstehung von Emotionen beteiligt sind (Frijda 1986; Roseman 1991/2001: 11ff; Scherer 1984; Smith/Ellsworth 1985). Dazu muss zunächst eine bestimmte Menge von Einschätzungsdimensionen näher bestimmt werden, die sich auf spezifische Eigenschaften einzuschätzender Ereignisse beziehen. Dazu gehören zum Beispiel die Valenz, die Bedeutung für eigene Ziele, die Motivkongruenz, die Eintrittswahrscheinlichkeit, das Bewältigungspotenzial oder die Zuschreibung von Verantwortlichkeit und Ursächlichkeit (Kemper 1978a; Parkinson 1997; Roseman u. a. 1996; Scherer 2001).

Ferner müssen diese Theorien Relationen spezifizieren, die angeben, welche Einschätzungsmuster, das heißt welche Kombinationen verschiedener Einschätzungsdimensionen welche diskreten Emotionen hervorrufen. Reisenzein (2000a) unterscheidet in diesem Zusammenhang die Aussagekraft solcher Relationen einerseits in Bezug auf die *interne* Struktur einer Emotion, das heißt die Zusammensetzung relevanter Einschätzungen, und andererseits in Bezug auf die *externe* Struktur der Emotionen, die die Beziehungen zwischen den einzelnen Emotionen widerspiegelt. Im weiteren Verlauf wird vor allem die interne, für die Entstehung von Emotionen relevante Struktur von Bedeutung sein.

Die Mehrzahl der Appraisal-Theorien konzentriert sich jedoch auf die theoretische Beschreibung von Einschätzungsdimensionen und überlässt die Spezifizierung der Relation zwischen bestimmten Einschätzungsmustern und diskreten Emotionen der in dieser Hinsicht noch vergleichsweise jungen empirischen Forschung (Parkinson 1997; Reisenzein 2000a; Roseman 1991: 167; Roseman/Evdokas 2004). Mit Blick auf die Konzeptualisierung des (kognitiven) Gehalts von Einschätzungen lassen sich einige Vorgehensweisen prinzipiell voneinander unterscheiden (vgl. Parkinson 1992; Roseman/Smith 2001: 13f): Von einigen Autoren werden *diskrete* kategorische Einschätzungsgrundlagen angenommen, das heißt Ereignisse werden in Relation zu den konstitutiven Elementen der kognitiven Struktur oder der Motivkonstellation eines Akteurs eingeschätzt, also auf der

Grundlage von Wünschen, Plänen, Überzeugungen, Absichten oder Normen.²⁷

Obgleich diese Kognitionen selbst mehr oder weniger dynamisch sind, führen darauf basierende Einschätzungen – so die Annahme – zu *kategorischen* Ergebnissen, das heißt ein Ziel wird erreicht oder nicht, ein Ereignis entspricht den Erwartungen oder nicht, oder eine Handlung ist normkonform oder abweichend. Die Ergebnisse einer Einschätzung sind demnach ebenso wie die resultierenden Emotionen eindeutig differenzierbar (Kemper 1978a; Oatley 1992; Oatley/Johnson-Laird 1987; Ortony u. a. 1988; Roseman 1991/2001; Smith/Lazarus 1993).

Tabelle 1. *Einschätzungsdimensionen ausgewählter Theorien*

<i>Scherer (1993b)</i>	<i>Frijda (1986)</i>	<i>Ortony u. a. (1988)</i>	<i>Roseman (1991)</i>	<i>Smith/Ellsworth (1985)</i>
Neuigkeit	Veränderung	Erwartung		
Empfindung	Valenz	Attraktivität		Erträglichkeit
Zielkompatibilität	Wahrscheinlichkeit	Erwünschtheit	Motivkonsistenz	Zielförderlichkeit
Bewältigungspotenzial	Kontrollierbarkeit	Agency	Agency	Agency
Normkompatibilität	Wertkompatibilität	Schuldfähigkeit		Legitimität

Quelle: Modifiziert nach Scherer (1993b: 327)

Eine andere Möglichkeit ist die Konzeptualisierung von Einschätzungen in *dimensionaler* Hinsicht entsprechend unterschiedlichen Einschätzungsdimensionen, auf denen die Einschätzungsergebnisse verortet werden können. Solche Dimensionen können zum Beispiel phänomenales Empfinden, Aufmerksamkeit, Unsicherheit, Risikohaftigkeit, Verantwortlichkeit, Kontrolle oder Legitimität sein (Smith/Ellsworth 1985). Ein bekanntes dimensionales Einschätzungsmodell findet sich bei Klaus Scherer, der nicht nur Einschätzungen selbst als Dimensionen beschreibt (Neuheit, subjektive Empfindung, Zielkompatibilität, Bewältigungspotenzial, Normkompatibi-

²⁷ Theorien zu den kognitiven Ursachen von Emotionen, die sich vor allem auf mentale Objekte wie zum Beispiel Ziele, Ansichten, Absichten oder Pläne beziehen, werden auch als *goal-relevance* Theorien bezeichnet (Clore u. a. 1994: 332).

lität), sondern auch den resultierenden Emotionen dimensional Charakter zuweist (Scherer 1984/1993b/1999). Tabelle 1 gibt einen Überblick über die bekanntesten Einschätzungsdimensionen und -kategorien.

Im Folgenden werden exemplarisch zwei Einschätzungstheorien vorgestellt, die auf kategorischen sowie auf dimensional Annahmen basieren und grundlegende Aussagen zu den strukturellen Eigenschaften von Einschätzungen treffen. Dazu gehört zum einen die Arbeit von Andrew Ortony, Gerald Clore und Allan Collins (1988), die in der Literatur als Repräsentantin kategorischer Einschätzungstheorien schlechthin gilt. Zum anderen wird die Einschätzungstheorie Klaus Scherers (1984/1993b/1999) näher untersucht, die stellvertretend für dimensionale Ansätze steht.

Diese Theorien wurden aus zwei Gründen ausgewählt: Zum einen eignet sich der kategorische Ansatz von Ortony und Kollegen (1988) aufgrund seiner expliziten Bezugnahme auf kognitive Strukturen in besonderem Maße dazu, aufzuzeigen, inwieweit sich Einschätzungen auf soziale Tatbestände beziehen. Darüber hinaus bieten die herzustellenden Relationen zwischen eingeschätztem Ereignis und den kognitiven Strukturen ausreichend Anhaltspunkte, um die tief greifende soziale Strukturierung von Einschätzungen herauszuarbeiten (vgl. Smith u. a. 2006; Mansstead/Fischer 2001). Hinzu kommt, dass einige Weiterentwicklungen der Theorie, insbesondere durch Clore und Ortony (2000), die vorwiegend strukturelle Ausgestaltung der ursprünglichen Theorie um detaillierte Prozessannahmen ergänzen. Zum anderen wird Scherers dimensionales Strukturmodell der Einschätzung weithin als besonders ausgereift und empirisch gut gestützt betrachtet. Darüber hinaus ist es ebenfalls gut in einem Prozessmodell der Einschätzung verankert (Leventhal/Scherer 1987; Scherer 1984).

Die kognitive Struktur der Emotionen

Ortony, Clore und Collins' (1988) »The Cognitive Structure of Emotions« stellt Einschätzungsmuster für unterschiedliche distinkte Emotionen dar, die sich aus den für diese Arbeit besonders bedeutenden kognitiven Strukturen und mentalen Objekten zusammensetzen. Ortony und Kollegen definieren Emotionen als »valenced reactions to events, agents, or objects, with their particular nature being determined by the way in which the eliciting situation is construed« (Ortony u. a. 1988: 13). Die genannten

- Ereignisse sind im Hinblick auf ihre Konsequenzen und deren *Erwünschtheit*;
- Akteure hinsichtlich der *Lobwürdigkeit* ihrer Handlungen und ihres Verhaltens und
- Objekte hinsichtlich der *Attraktivität* ihrer sensorisch-phänomenalen Wahrnehmung von Interesse (vgl. Reisenzein 2000a).

Wie eine bestimmte Situation eingeschätzt wird, hängt von den aktuellen Zielen, Standards und Normen sowie den Einstellungen des Akteurs ab. Die Erwünschtheit eines Ereignisses ergibt sich aus der Hierarchie der Ziele eines Akteurs, die Lobwürdigkeit einer Handlung wird angesichts jeweils geltender Standards und Normen bestimmt und die Attraktivität eines Objekts anhand der Einstellungen des Akteurs (Ortony u. a. 1988: 58).

Unter Zielen verstehen Ortony und Kollegen insbesondere kurz- und mittelfristige Ziele, die weiter ausdifferenziert werden in aktiv verfolgte Ziele (»active-pursuit goals«), Interessenziele (»interest goals«) und regelmäßig wiederkehrende Ziele (»replenishment goals«). Aktiv verfolgte bezeichnen diejenigen Ziele eines Akteurs, die eine bestimmte Veränderung in der Umwelt oder im Selbst herbeiführen sollen. Sie beinhalten zum Beispiel biologische und soziale Bedürfnisse, die Aufrechterhaltung eines Status quo oder andere instrumentelle Ziele: »[active-pursuit goals] represent the kinds of things *one wants to get done*« (Ortony u. a. 1988: 41; Hervorh. im Original).

Interessenziele bezeichnen solche Ziele, die von einer generellen, mittelfristigen Art sind und auf die Akteure in den meisten Fällen keinen unmittelbaren Einfluss ausüben können: »[interest goals] represent the kinds of things *one wants to see happen*« (ebd.; Hervorh. im Original). Dazu gehört beispielsweise die Absicht, gesund zu bleiben ebenso wie der Wunsch, dass die favorisierte Fußballmannschaft ihr nächstes Spiel gewinnen möge.

Regelmäßig wiederkehrende Ziele stellen eine Unterklasse aktiv verfolgter Ziele dar und werden, einmal erreicht, wieder aktualisiert – sie sind somit zyklischer Natur (ebd.: 42). Dazu zählt zum Beispiel das regelmäßige Reinigen der Wohnung oder das Beziehen der Gehaltszahlung.

Mit Standards bezeichnen Ortony und Kollegen (ebd.) soziale Normen, also gesellschaftlich festgelegte Prinzipien und Richtlinien, die Anhalts- und Orientierungspunkte für das Handeln sind. Normen reflektieren im Einschätzungsprozess die Anforderungen und Verhaltenserwartungen der sozialen Umwelt und sind besonders bei der Entstehung komplexer Emo-

tionen wie Scham oder Stolz, die sich auf ein soziales Selbstbild beziehen, relevant.

Die dritte wichtige Variable stellen Einstellungen dar, die von Ortony und Kollegen als dynamische und flexible Vorlieben oder Abneigungen gegenüber physischen Objekten und deren Eigenschaften beschrieben werden. Gemäß dieser Definition wären beispielsweise Stil und Geschmack als Einstellungen zu bezeichnen. Auf eine soziologische Kritik an der zu Grunde gelegten Losgelöstheit und Autonomie dieser Einstellungen von den Zielen und Normen soll an dieser Stelle verzichtet werden (vgl. Ortony u. a. 1988: 46).²⁸

Ziele, Standards und Einstellungen bilden somit das strukturell-kognitive »Rückgrat«, vor dessen Hintergrund Objekte, Ereignisse und Handlungen eingeschätzt werden und entsprechende Emotionen entstehen. Emotionen basieren in diesem Modell folglich auf drei grundlegenden Arten der Bewertung von Konsequenzen von Ereignissen (zufrieden/unzufrieden), Handlungen von Akteuren (befürworten/ablehnen) und Eigenschaften von Objekten (mögen/nicht mögen) (vgl. Ortony u. a. 1988: 33) (siehe Abbildung 5).

Aus diesen grundlegenden, auf unterschiedliche intentionale Objekte bezogenen Bewertungen resultieren drei Kategorien von Emotionen: ereignisbezogene, akteursbezogene und objektbezogene Emotionen. Ereignisbezogene Emotionen werden anhand des Ereignisfokus (wer ist betroffen), der subjektiven Eintrittswahrscheinlichkeit und der Erwartungskonformität differenziert. Akteurbasierte Emotionen beziehen sich auf den Grad der Zustimmung zu einer Handlung, für die sich ein Akteur entweder selbst verantwortlich zeigt oder aber die Verantwortlichkeit einer anderen Person zuschreibt. Objektbezogene Emotionen beziehen sich auf Objekte, die als attraktiv oder unattraktiv eingeschätzt wurden. Abbildung 5 zeigt eine Übersicht der drei Kategorien und Unterkategorien sowie die zu Grunde liegenden Einschätzungen, die Ursache der entstehenden diskreten Emotionen sind.

²⁸ Vgl. dazu zum Beispiel Bourdieu (1987).

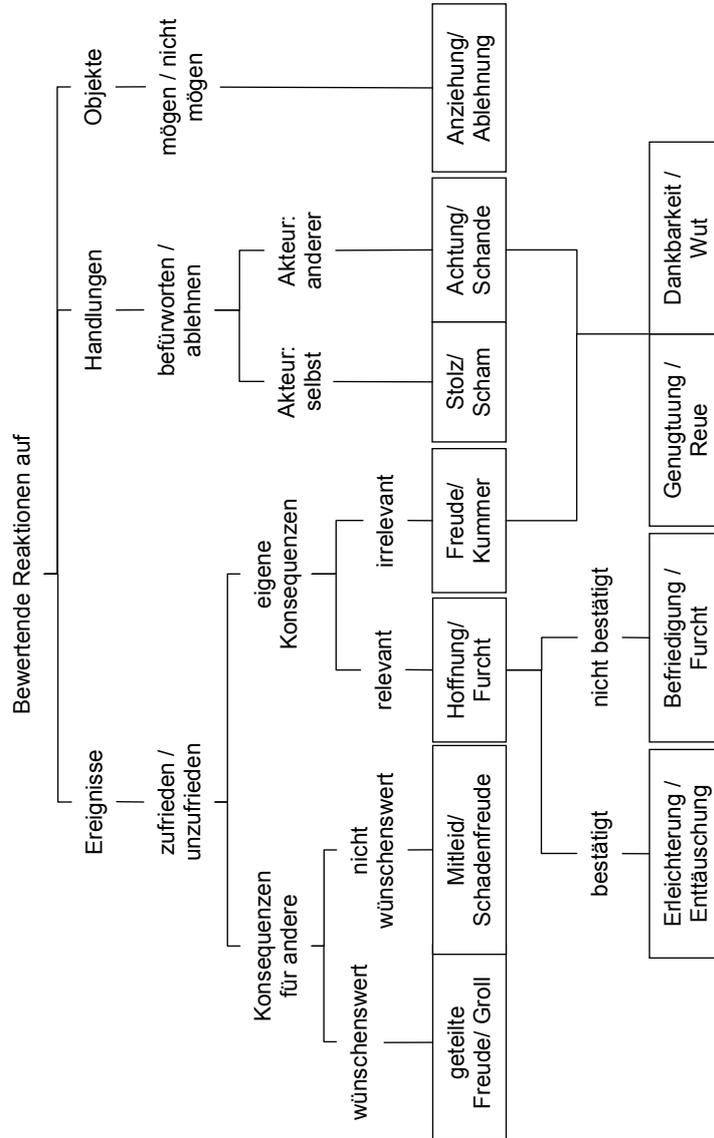


Abb. 5. Einschätzungen und resultierende Emotionen
 Quelle: Modifiziert nach Ortony u.a.(1988: 19)

Einschätzungsdimensionen

Anders als Ortony und Kollegen (1988) konzentriert sich Scherer in seinem Modell auf eine spezifische Anzahl von Einschätzungsdimensionen. Scherer schlägt vor, dass Emotionen durch eine fixe Sequenz aufeinander folgender Einschätzungen, den »stimulus evaluation checks« (SECs), ausgelöst werden (Scherer 1984/1988/1993b) (siehe Abbildung 6). Die im sequenziellen Ablauf später einsetzenden Einschätzungen basieren dabei zum Teil auf den Ergebnissen der vorangegangenen Einschätzungen (Scherer 1999).



Abb. 6. Einschätzungssequenzen

Quelle: Scherer (1984)

An erster Position dieser Sequenz steht die Einschätzung der Neuigkeit beziehungsweise der Erwartung (*novelty*) eines Stimulus. Diese einfache rudimentäre Einschätzung liegt zum Beispiel instinkthaften Reaktionen wie dem Orientierungs- und dem Schreckreflex, etwa bei einem lauten und unerwarteten Geräusch, zu Grunde und kann vermutlich gänzlich auf der *low-road* verarbeitet werden. Sie bezieht sich aber ebenso auf weniger plötzliche Eindrücke und kann beispielsweise auch den Abgleich mit konzeptuellen Repräsentationen eines Eindrucks umfassen.

Die zweite Überprüfung bezieht sich auf die intrinsische, affektive Valenz des Stimulus, die zur phänomenologischen Empfindung des Wohl- oder Unwohlseins beiträgt (*intrinsic pleasantness*). Diese Einschätzung fokussiert die einem Eindruck *inhärenten* Eigenschaften im Gegensatz zu motivationalen, für die Zielerreichung relevanten Aspekte. Sie ist vergleichbar mit der Einschätzung der Attraktivität eines Objekts bei Ortony und Kollegen (1988). Trotz der hervorgehobenen Bedeutung inhärenter Faktoren kann diese Einschätzung auf angeborenen ebenso wie auf erlernten Repräsentationen basieren (Clore u. a. 1994: 352; Leventhal/Scherer 1987: 15; Scherer 1984).

Der dritte SEC überprüft die Bedeutung eines Eindrucks hinsichtlich der Ziele, Wünsche und Bedürfnisse des Akteurs (*goal/need conduciveness*). Scherer unterscheidet zwischen dieser Zielkompatibilität und der intrinsischen Valenz, da auch intrinsisch zunächst angenehme Ereignisse die Er-

reichung eines Ziels unter Umständen negativ tangieren können. Andererseits impliziert der Zahnarztbesuch zum Beispiel intrinsisch unangenehme affektive Reaktionen, ist jedoch dem Ziel der Gesundheitserhaltung in der Regel dienlich (vgl. Clore u. a. 1994: 352). Die Zielkompatibilität besteht aus vier untergeordneten Einschätzungsdimensionen (vgl. Leventhal/Scherer 1987: 15):

- der Relevanz, also der Frage, ob ein Ereignis überhaupt in Bezug auf die eigenen Ziele und Wünsche relevant ist;
- der Erwartungskonsistenz, das heißt der Frage, ob ein Ereignis den Erwartungen entspricht oder nicht;
- der Förderlichkeit, also der Prüfung, ob ein Stimulus den aktuellen Zielen förderlich oder hinderlich ist sowie
- der Dringlichkeit, das heißt der Einschätzung, ob eine sofortige Reaktion notwendig ist.

Der vierte SEC bestimmt das Bewältigungspotenzial (*coping potential*) für ein Ereignis und beinhaltet wiederum vier untergeordnete Einschätzungen:

- die Kausalitätsprüfung der Verantwortlichkeit,
- die Kontrollierbarkeit der Konsequenzen,
- die Einschätzung der eigenen Ressourcen im Hinblick auf mögliche Hindernisse und Widrigkeiten sowie
- die Anpassungsfähigkeit an nicht kontrollierbare Konsequenzen.

Die fünfte Einschätzung stellt die Norm- und Selbstbildkompatibilität eines Ereignisses fest (*norm/self compatibility*) und kann in zwei Unterkategorien differenziert werden. Sie überprüft zum einen, ob eine eigene Handlung oder die Handlungen Anderer den Normen, kulturellen Konventionen und sozialen Erwartungen entsprechen. Zum anderen wird dabei eingeschätzt, inwieweit eine Handlung mit individuellen Standards und Erwartungen als Teil des Selbstkonzepts übereinstimmt. Scherer geht davon aus, dass vermutlich alle zu Emotionen fähigen Spezies über die ersten vier SECs verfügen, aber nur Menschen und möglicherweise einige wenige Arten höherer Säugetiere zur Norm- und Selbstkompatibilitätsprüfung fähig sind (Clore u. a. 1994: 352; Scherer 1984: 307f). Tabelle 2 zeigt in einer Übersicht, welche Kombinationen von Einschätzungen zu welchen Emotionen führen.

Tabelle 2. *Einschätzungsdimensionen und resultierende Emotionen (vereinfacht)*

	<i>Freude</i>	<i>Furcht</i>	<i>Wut</i>	<i>Trauer</i>	<i>Ekel</i>	<i>Scham</i>	<i>Schuld</i>
<i>Neugier</i>							
Erwartung	offen	gering	offen	offen	offen	offen	offen
<i>Empfindung</i>							
Unwohlsein	gering	offen	offen	offen	hoch ⁺	offen	offen
<i>Zielkompatibilität</i>							
Zielhinderlichkeit	gering ⁻	hoch	hoch	hoch	offen	offen	gering
<i>Bewältigungspotenzial</i>							
Verantwortlichkeit	offen	extern	extern	offen	extern	selbst	selbst
Kontrollierbarkeit	mittel	gering ⁻	hoch	gering	offen	offen	offen
<i>Normkompatibilität</i>							
Normverletzung	offen	offen	hoch	offen	offen	offen	hoch ⁺
Selbstbildkonsistenz	offen	offen	gering	offen	offen	gering ⁻	gering ⁻

Hoch⁺ = sehr hoch; gering⁻ = sehr gering; offen = unspezifisch

Quelle: Modifiziert nach Scherer (1999: 773)

Als Beispiel für die Sequentialität der Einschätzungen und für die Entstehung einer Emotion führt Scherer die Parkplatzsuche an: Man sucht auf einem überfüllten Platz nach einer Parkmöglichkeit und sieht, wie direkt vor einem ein Platz frei wird. Gleichzeitig bemerkt man, dass ein anderer Fahrer versucht, seitlich zu überholen – und befürchtet, dass einem der freie Platz vor der Nase weggeschnappt wird. Wie diese Situation eingeschätzt wird und welche Emotion daraus resultiert, hängt von mehreren Faktoren ab. Zunächst muss bestimmt werden, ob es sich tatsächlich um einen Fall von »Parkplatzklau« handelt und ob dieser Affront intentional herbeigeführt wird. Erst danach kann bewertet werden, wie sehr eigene Ziele (etwa ein dringender Termin) betroffen sind, und im Anschluss daran, inwieweit die Konsequenzen kontrollierbar sind (Parkalternativen) oder wie man sich an die veränderte Situation anpassen kann (Scherer 1999: 767).

Das diskrete Modell von Ortony und Kollegen (1988) und Scherers (1984) dimensionales Einschätzungsmodell verdeutlichen, dass eine Differenzierung dimensionaler und diskreter Einschätzungstheorien im besten Fall perspektivischer Natur ist. Konzeptuelle oder gar empirische Unterschiede können dabei kaum beobachtet werden. Einschätzungen stellen in allen Modellen eine Relation zwischen einem Ereignis (einem Akteur,

einem Objekt) und den subjektbezogenen Wissensvorräten, Erwartungen, Zielen, Überzeugungen, Standards und Erfahrungen – also dem, was einen Akteur konstituiert, seiner Historizität, Sozialität, Interaktivität und Prospektivität – her (vgl. Smith/Kirby 2001: 124f). Einschätzungstheorien, die in der Literatur als dimensionale Theorien bezeichnet werden, fokussieren in erster Linie diese *Relation* zwischen Eingeschätztem und Einschätzendem, die dabei als Dimension aufgefasst wird. Diskrete Modelle hingegen betrachten vornehmlich die subjektbezogene Seite der Einschätzung, also die *internen kognitiven* Aspekte, die das Ergebnis einer Einschätzung bestimmen.

Von dieser Warte aus lassen sich auch Einschätzungsdimensionen subjektzentriert und im Hinblick auf die zu Grunde liegenden kognitiven Strukturen betrachten: die Neuigkeit eines Stimulus kann sich zum Beispiel aus einem Abgleich mit gespeicherten Situationsmodellen ergeben. Problematischer ist diese Parallele zur phänomenalen Empfindung zu ziehen, jedoch erscheint die Behauptung nicht unplausibel, dass die phänomenal-affektive Valenz in der Regel auch als Funktion vorangegangener Erfahrungen dargestellt werden kann. Inwieweit sich die Zielkompatibilität in Bezug auf kognitive Strukturen darstellen lässt, dokumentieren Ortony und Kollegen (1988) ausführlich. Die Überprüfung des Kontrollpotenzials bezieht sich auf unterschiedliche Ressourcen (materielle, kulturelle, soziale, physische, psychische), die zur Bewältigung zur Verfügung stehen und sind damit im Grunde diskrete Bestandteile. Dass Normen ebenfalls aus der diskreten Akteurperspektive betrachtet werden können, wird auch bei Scherer (1984) deutlich. Auf ähnliche Weise lassen sich auch die in Tabelle 2 genannten Einschätzungstheorien von Frijda (1986), Roseman (1999/2001) sowie Smith und Ellsworth (1985) an mentale Objekte und kognitive Strukturen koppeln.

Die prinzipielle Möglichkeit des Perspektivenwechsels von Einschätzungsdimensionen hin zu kognitiven Strukturen hat für das weitere Vorgehen wesentliche Implikationen. Werden Einschätzungen nicht notwendigerweise dimensional konzeptualisiert, sondern in Bezug auf die kognitiven Strukturen des Akteurs, dann eröffnet sich die Möglichkeit, durch die weitergehende Analyse dieser Kognitionen (also der Wissensvorräte, Erfahrungen, Überzeugungen und Wünsche) neue Aussagen über die Ergebnisse der unterschiedlichen Einschätzungen zu treffen und sie besser prognostizieren zu können. Eine Re-Konzeptualisierung des eigentlichen, von den meisten Theorien einheitlich postulierten Einschätzungsprozesses ist dabei

nicht notwendig, lediglich eine Öffnung der in den meisten Appraisal-Modellen als *unabhängig* und *rigide* angenommenen Variable – den Kognitionen.

Zwar ist es angesichts der kurzen Dauer des Einschätzungsprozesses nicht nur sinnvoll, sondern für die Analyse der Prozesse auch notwendig, kognitive Strukturen als unabhängige Variablen anzunehmen. Jedoch weisen nicht nur Ortony und Kollegen (1988) nachdrücklich darauf hin, dass die kognitive Struktur der Emotionen keinesfalls statisch ist, sondern im interindividuellen Vergleich und im zeitlichen Verlauf in hohem Maße dynamisch sein kann (Lazarus/Smith 1988). Wie genau die Dynamik dieser Eigenschaften beschrieben werden kann ist Gegenstand der soziologischen und sozialpsychologischen Forschung, die jedoch bislang nur wenige Querbezüge zur Entstehung von Emotionen herstellt.

Geht man zunächst, wie in Abschnitt 2.1 dargestellt, davon aus, dass sich diese Kognitionen stets in gesellschaftlichen Zusammenhängen ergeben und zumeist auch auf den sozialen Kontext beziehen, und nimmt man weiter an, dass distinkte und durch bestimmte Indikatoren differenzierbare soziale Einheiten existieren, die bis zu einem gewissen Grad vergleichbare kognitive Strukturen hervorbringen, dann lässt sich plausibel die These vertreten, dass Akteure, die einer bestimmten sozialen Einheit zuzuordnen sind, nicht nur über teilweise vergleichbare kognitive Strukturen verfügen, sondern bestimmte Ereignisse auch vergleichbar einschätzen und auf ähnliche Weise affektiv beziehungsweise emotional reagieren. Eine detaillierte Analyse dieser Art des Einflusses des Sozialen auf die Emotionsentstehung, der zur sozialen Strukturierung der Emotionen maßgeblich beiträgt, leistet Abschnitt 3.3.2.

3.2.2 Kognitive Prozesse der Emotionsentstehung

Die im vorangegangenen Abschnitt dargestellten strukturellen Komponenten von Einschätzungen treffen zunächst keine Aussagen über die Art oder die hirnanatomische Verortung der zu Grunde liegenden Informationsverarbeitung. Sie lassen in Fällen einfacher und basaler Einschätzungen die unbewusste und automatische Einschätzung (zum Beispiel im Hinblick auf die Neuigkeit oder die aktiv verfolgten Ziele) ebenso zu wie in komplexen Situationen die bewusste und kontrollierte Verarbeitung (zum Beispiel bei der Überprüfung der Normkompatibilität). Wie aber lässt sich beispielsweise erklären, dass die Vorstellung eines Westeuropäers, Maden

zu verspeisen, ein ähnlich unmittelbares Ekelempfinden auslöst, wie der Geruch verfaulter Eier? Wie kann die Weigerung, bei gutem Service ein Trinkgeld zu geben, ebenso unmittelbar Wut auslösen wie eine physische Verletzung? Oder wie ist es zu erklären, dass der Verlust des Arbeitsplatzes genauso unwillkürlich zu Angst führt, wie der Anblick eines wilden Bären?

Mit der Berücksichtigung solcher automatischen Verarbeitungen von Einschätzungen versuchen *Prozesstheorien* vor allem den neurowissenschaftlichen Evidenzen und Phänomenen der unbewussten Affekte gerecht zu werden (Bargh/Ferguson 2000; Berridge/Winkielman 2003; Barrett/Ochsner u. a. 2007; Öhman u. a. 2000; Robinson 1998). Sie sehen diese nicht – wie noch in früheren Debatten – in Opposition zu kognitiven Ansätzen, sondern integrieren sie in das Rahmenwerk der prozessorientierten Einschätzung. Wie also lassen sich dabei unterschiedliche Einschätzungsebenen und Möglichkeiten der Emotionsentstehung miteinander vereinbaren?

Wie illustriert, trifft die Mehrzahl der Einschätzungstheorien zwar Aussagen über Einschätzungsdimensionen und inhaltlich-kognitiven Grundlagen der Emotionsentstehung, jedoch kaum darüber, wie diese Einschätzungen kognitiv und neuronal verarbeitet werden (Smith/Kirby 2001: 128; Teasdale 1999). Theorien, die sich stattdessen auf die Prozesseigenschaften²⁹ der Einschätzung konzentrieren, sind deshalb auch gefordert, Aussagen über die ausführlich diskutierten Zusammenhänge von physiologischer Reaktion, Affekt und Kognition zu treffen. Dementsprechend werden Aussagen erwartet, die gleichermaßen auf die schnelle und unbewusste Verarbeitung von Emotionen sowie auf die bewussten, semantisch repräsentierten Interpretationen zutreffen.

Nahezu alle Prozessmodelle gehen davon aus, dass es sich bei Einschätzungen um kognitive, das heißt informationsverarbeitende Berechnungsprozesse im weitesten Sinn handelt. Dazu gehören grundlegende Abläufe der sensorischen Informationsverarbeitung ebenso wie Symbol verarbeitende, höhere kognitive Prozesse, die Repräsentationen von Objekten, Ereignissen, Akteuren oder Sachverhalten anhand von Erfahrungen oder neu erworbenen Informationen manipulieren können (Fodor 1991; Reisenzein 2000a). Reisenzein (2001: 190f) vertritt die Auffassung, dass prozessorientierte Einschätzungstheorien drei Teilaufgaben bewältigen müssen:

²⁹ Einschätzungstheorien, die sich auf die Prozesseigenschaften der Einschätzung konzentrieren, sind auch als Komponenten- oder Modul-Ansätze bekannt (vgl. Teasdale 1999).

Erstens müssen sie ein oder mehrere Repräsentationsmedien angeben, in denen die einzuschätzenden Ereignisse und die Einschätzungen selbst repräsentiert sind. Repräsentationsmedien können grundsätzlich unterschiedlicher Art sein, beispielsweise bildlicher, sprachlicher oder propositionaler Art. Darüber hinaus sollten angesichts der Annahme symbolverarbeitender Prozesse auch Aussagen hinsichtlich der Informationsverarbeitungsarchitektur getroffen werden, auf denen diese Prozesse ablaufen. Dies bezieht sich zum Beispiel auf die Aufnahme, Speicherung und Organisation sowie den Abruf und die Transformation von Informationen. Die neuronale Informationsverarbeitungsarchitektur wurde ansatzweise bereits in Abschnitt 3.1 näher spezifiziert. Die Angabe der Repräsentationsmedien ist insbesondere dann erforderlich, wenn es sich bei Einschätzungen um Prozesse handelt, bei denen Input und Output jeweils unterschiedliche Repräsentationsmedien nutzen können.

Zweitens sollten die Symbolverarbeitungsprozesse (Routinen, Algorithmen, Prozeduren) spezifiziert werden, die die Eindrücke beziehungsweise deren Repräsentation in Output-Repräsentationen umwandeln. Eine solche Spezifizierung müsste unter anderem auch folgende Fragen beantworten: Sind die Operationen, die aus dem Repräsentations-Input den Einschätzungs-Output berechnen, angeboren oder erlernt oder sind beide Arten der Verarbeitung involviert? Welche zusätzlichen Informationen in Ergänzung zur Repräsentation eines Stimulus benötigen diese Prozesse, um eine Einschätzung zu berechnen, und wie sind diese zusätzlichen Informationen repräsentiert? Unter welchen Bedingungen werden diese Prozesse initiiert, wann wird ein Einschätzungs-Output berechnet, und sind dabei unterschiedliche Modi der Verarbeitung (sofern sie existieren) beteiligt (Reisenzein 2001: 191)?

Drittens müssen die Relationen *zwischen* den verschiedenen Einschätzungsprozessen näher spezifiziert werden und Prozesstheorien sollten die Frage beantworten, ob stets sämtliche unterschiedliche Einschätzungsprozesse ablaufen und ob sie sequentiell oder parallel arbeiten (vgl. Reisenzein 2000a; Reisenzein 2001: 191).

Sensorisch-motorische, schematische und konzeptuelle Einschätzungen

Eine der ersten Einschätzungstheorien, die ausführliche Aussagen über die Prozesscharakteristika der Einschätzungen formuliert und sich mit den genannten Teilaufgaben befasst, ist Leventhal und Scherers Theorie (1987),

deren grundlegende Annahmen sich auch in den strukturellen Aussagen von Scherers Einschätzungstheorie wiederfinden (Scherer 1984; Scherer 1993b). Leventhal und Scherer legen darin ein *hierarchisches* System der Informationsverarbeitung mit jeweils unterschiedlichen Komplexitätsniveaus für die *stimulus evaluation checks* zu Grunde. Dabei unterscheiden sie prinzipiell drei Ebenen der Informationsverarbeitung: sensorisch-motorisch, schematisch und konzeptuell beziehungsweise begrifflich. Unterschiedliche Einschätzungsdimensionen können dieser Theorie zufolge auf jeder der postulierten Ebenen und in entsprechenden Repräsentationsmedien verarbeitet werden (Leventhal/Scherer 1987: 17).

Die sensorisch-motorische Einschätzung stellt die grundlegendste Ebene der Einschätzung dar, die mit den basalen Funktionen des Affektsystems vergleichbar ist. »The sensory motor level of processing consists of multiple components, including a set of innate expressive-motor programmes and cerebral activating systems which are stimulated automatically, i.e. without volitional effort, by a variety of external stimuli and by internal changes of state« (Leventhal/Scherer 1987: 8). Damasio plädiert für angeborene emotionale Reaktionen gegenüber bestimmten Eigenschaften von Stimuli wäre ein solcher Fall sensorisch-motorischer Verarbeitung (Damasio 1994: 131ff).

Die nächsthöhere Ebene stellt die schematische Informationsverarbeitung dar, bei der erlernte und im Laufe der Sozialisation erworbene Einschätzungen abgerufen und aktiviert werden. Die schematische Ebene integriert »sensory-motor processes with image-like prototypes of emotional situations. Schemata are created in emotional encounters with the environment and are conceptualised as memories of emotional experience: They are concrete representations in memory of specific perceptual, motor (expressive, approach-avoidance tendencies and autonomic reactions), and subjective feelings each of which were components of the reaction during specific emotional episodes« (Leventhal/Scherer 1987: 10).

Tabelle 3. Verarbeitungsebenen und Einschätzungsdimensionen

	<i>Neuigkeit</i>	<i>Empfindung</i>	<i>Zielkompatibilität</i>	<i>Bewältigungspotenzial</i>	<i>Normkompatibilität</i>
Konzeptuell	Erwartungen: Ursache/Wirkung, Wahrscheinlichkeit	Erinnerte, erwartete, abgeleitete positiv/negativ Bewertungen	Bewusste Ziele, Pläne, Absichten	Problemlösekapazitäten	Selbstbild, Selbstideal
Schematisch	Vertrautheit: schematische Passung	Erlernte Präferenzen/Aversionen	Erworbene Bedürfnisse, Motive	Körperschemas	Selbstschemas, soziale Schemas
Sensomotorisch	Plötzliche, intensive Stimulation	Angeborene Präferenzen/Aversionen	Basale Bedürfnisse	Körperliche Ressourcen	Empathische Adaption

Quelle: Modifiziert nach Leventhal/Scherer (1987: 17)

LeDoux' (1996) Studien zur Furchtkonditionierung sind ein gutes Beispiel für schematische Prozesse, ebenso wie das Unwohlsein, das einen überkommt, wenn man sich nach langer Zeit an einen Ort begibt, den man mit einer Reihe »schlechter Erinnerungen« verbindet.

Die konzeptuelle Ebene umfasst die reflexive, abstrakte, und deliberative Informationsverarbeitung auf Basis semantischen, deklarativen Wissens, »[it] activates propositionally organised memory structures which have been formed by comparisons over two or more emotional episodes. Conceptual processing is also volitional and can evoke emotions by accessing schemata« (Leventhal/Scherer 1987: 11). Die Angst vor einer in der Zukunft liegenden Prüfung ist hierfür ein beispielhafter Vorgang.

Auf dieser in Tabelle 3 wiedergegebenen hierarchischen Dreiteilung bauen auch neuere Prozessmodelle der Einschätzung auf, die jedoch zu meist nur zwei Ebenen der Informationsverarbeitung unterscheiden und davon ausgehen, dass Einschätzungsprozesse auch innerhalb eines Repräsentationsmediums, etwa einer propositionalen Struktur, maßgeblich voneinander abweichen können (Reisenzein 2000a). Leventhal und Scherers Modell enthält daher zwei wesentliche Merkmale, die von den darauf aufbauenden Arbeiten aufgenommen werden und für das zentrale Argument dieser Arbeit von Bedeutung sind: Zum einen die Annahme unterschiedli-

cher Geschwindigkeiten der Informationsverarbeitung (und damit der Emotionsentstehung) und zum anderen die Annahme der Lernfähigkeit des Emotionssystems. In Leventhal und Scherers (1987) Modell findet eine *Schematisierung von Informationen und Wissen* und damit verbunden die *Automatisierung* von Einschätzungen statt, die entsprechend schneller ablaufen als aktiv berechnete Einschätzungen.

Obgleich sich die auf diesem Modell aufbauenden Theorien in Detailfragen unterscheiden, gehen Clore und Ortony (2000), Reisenzein (2001) sowie Smith und Kirby (2000/2001) von zwei grundsätzlich unterschiedlichen Modi der Informationsverarbeitung und deren neuronalen Korrelaten aus: die assoziative, schematische und unbewusste Verarbeitung von Information auf der einen und die aktive, intentionale und berechnende Verarbeitung auf der anderen Seite. Die sensorisch-motorische Ebene wird in diesen Modellen – ebenso wie im weiteren Verlauf der Arbeit – zumeist nicht näher spezifiziert, da sie sich in erster Linie auf angeborene Präferenzen bezieht und sozialen Lernprozessen kaum zugänglich ist.

Assoziative und deliberative Einschätzungen

Craig Smith und Leslie Kirby (2000) unterscheiden die *assoziative* von der *deliberativen* Verarbeitung, die sie analog zu Leventhal und Scherers schematischer und konzeptueller Ebene sehen (Smith/Kirby 2000: 91; vgl. auch Sloman 1996: 7). Für die Einschätzung eines Ereignisses und die Emotionsentstehung sind in ihrem Modell »Appraisal-Detektoren« zuständig, die Informationen aus drei verschiedenen Quellen verarbeiten: direkte perzeptuelle Informationen, assoziativ aktivierte beziehungsweise abgerufene Repräsentationen und den Inhalt des Bewusstseins beziehungsweise des Arbeitsgedächtnisses.

Die assoziative Verarbeitung wird als schneller, automatischer und erinnerungsbasierter Modus angenommen und basiert auf dem Modell nicht-hierarchischer, assoziativer Gedächtnisnetzwerke (vgl. Anderson/Bower 1973; Bower 1981). Wahrgenommene Stimuli aktivieren aufgrund ihrer sensorischen Eigenschaften oder ihrer konzeptuellen Verwandtschaft mit vorhandenen Repräsentationen unter minimaler Nutzung von Aufmerksamkeitsressourcen bestimmte Erinnerungen vorangegangener Ereignisse. Die Aktivierung dieser Gedächtnisinhalte bedingt wiederum die Aktivierung von korrespondierenden, ebenfalls gespeicherten Einschätzungsergebnissen, die dann in der aktuellen Situation von den Appraisal-Detektoren

ren erkannt werden und zur Genese einer Emotion führen (Smith/Kirby 2000: 93).

Die assoziative Verarbeitung kann auf nahezu jede Art von Repräsentation im Gedächtnis zurückgreifen, etwa Repräsentationen physischer Empfindungen, Geräusche, Geschmäcker, Gerüche, Bilder oder Repräsentationen abstrakter Konzepte und sozialer Tatbestände. Durch Priming-Prozesse und die rasche Aktivierung von Verknüpfungen im assoziativen Netzwerk (*spreading activation*) können Einschätzungen, die vergangenen Erfahrungen zugeordnet werden beziehungsweise Teil dieser Erfahrungen sind, automatisch abgerufen werden, sofern Aspekte der aktuellen Situation mit den gespeicherten Repräsentationen übereinstimmen. Auf diese Weise können nicht nur affektive Reaktionen, sondern auch differenzierte Emotionen unmittelbar und zügig ausgelöst werden (Smith/Kirby 2000: 94f).

Im Gegensatz zur assoziativen Verarbeitung verläuft die kontrollierte, deliberative Einschätzung deutlich langsamer und ressourcenintensiver und bedarf der bewussten Aufmerksamkeit. Sie wird deshalb als semantisch beziehungsweise verbal vermittelt angesehen (Smith/Kirby 2000: 95; Slovic 1996: 4ff). Vergleicht man die deliberative mit der assoziativen Informationsverarbeitung, stellt sich der deliberative Modus als deutlich konstruktiverer Prozess dar. Dabei werden nicht nur Gedächtnisinhalte abgerufen, sondern der Inhalt des Arbeitsgedächtnisses wird aktiv genutzt und manipuliert, um Einschätzungen zu berechnen.

Smith und Kirby gehen weiterhin davon aus, dass der deliberativen Einschätzung im Gegensatz zur assoziativen nur eine begrenzte Anzahl an Informationen beziehungsweise Repräsentationsmedien zur Verfügung steht, nämlich ausschließlich solche, die zuvor semantisch, das heißt propositional enkodiert wurden. Empfindungen, Bilder, Geräusche oder andere sensorische Informationen finden daher nur dann Eingang in diese Prozesse, wenn sie mit semantischen *Bedeutungen* gekoppelt sind. Die assoziative Verarbeitung hat also grundsätzlich Zugriff auf solche Informationen, auf die auch die deliberative Verarbeitung zugreift – umgekehrt gilt dies jedoch nicht.

Wie beide Modi der Informationsverarbeitung – auch auf neuronaler Ebene – interagieren können, wird im Zuge der Darstellung der Modelle von Ortony und Clore (2000) und Reisenzein (2001) noch näher untersucht. Bereits jetzt kann aber festgehalten werden, dass Smith und Kirby sowohl die assoziative als auch die deliberative Verarbeitung für aus-

schließlich *kognitive* Prozesse halten: »the model [...] derives much of its power from the operation of two distinct modes of *cognition*, which have rather different properties but operate in parallel« (Smith/Kirby 2000: 99f; Hervorh. d. d. Verf.). Sie spekulieren zwar, dass die Appraisal-Detektoren sich in subkortikalen Hirnarealen beziehungsweise im limbischen System – möglicherweise der Amygdala – befinden, ziehen jedoch nicht die Möglichkeit in Betracht, dass die im Prozess der Emotionsentstehung frühe Aktivierung des Affektsystems möglicherweise die assoziative Verarbeitung von Stimuli überhaupt erst initiiert und sie unter Umständen auch stark beeinflusst (Smith/Kirby 2000: 93) (siehe dazu ausführlich Abschnitt 4.2.1).

Wiederherstellung von Einschätzungen

Ein analoges – wenngleich wesentlich detaillierteres – Prozessmodell der Einschätzung entwickeln Gerald Clore und Andrew Ortony (Clore/Ortony 2000). Ihr Modell basiert auf der bereits skizzierten Theorie von Ortony, Clore und Collins (1988) und ergänzt sie um eine automatische Verarbeitungsebene, die der Kritik an der ursprünglichen Theorie und an anderen »kognitivistischen« Ansätzen gerecht zu werden versucht. Die Herausforderung, die Evidenzen und theoretische Modelle aus dem Bereich der unbewussten Affekte und automatischen emotionalen Reaktionen darzustellen, erkennen Clore und Ortony ausdrücklich an:

»They [automatische emotionale Reaktionen, Anm. d. Verf.] seem so different from cases in which an emotional value is computed on-line, cases that yield easily to a cognitive account. And indeed, they are different. In fact, they suggest a second source of emotional value, namely, reinstatements of prior appraisals from earlier situations, rather than the on-line appraisals of new situations in terms of current goals, standards, and attitudes« (Clore/Ortony 2000: 33).

Dieser Herausforderung begegnen sie mit ihrem Konzept des »appraisal reinstatement«, das heißt dem Abruf und der Wiederherstellung von bereits erfolgten und gespeicherten Einschätzungen im Gegensatz zu deren aktiver Berechnung. Im Zusammenhang mit dieser Unterscheidung von Abruf und aktiver Berechnung nehmen Clore und Ortony entsprechende Informationsverarbeitungsprozesse an, die bei der aktiven Berechnung als *bottom-up* und im Fall des Abrufs von gespeicherten Einschätzungen als *top-down* Prozesse bezeichnet werden.

Bei der Wiederherstellung von Einschätzungen werden die Eigenschaften vergangener Situationen, aus denen bestimmte Emotionen hervorgingen, mit der aktuellen Situationswahrnehmung abgeglichen. Weist dieser Abgleich eine hinreichend große Übereinstimmung auf, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass auch in der aktuellen Situation ähnliche Emotionen entstehen. Für Clore und Ortony – wie auch für Smith und Kirby – stellt diese Art der automatischen Einschätzung und Emotionsentstehung keinen Widerspruch zum kognitiven Paradigma dar. Im Gegenteil: Clore und Ortony untermauern die Funktion des Abrufs gespeicherter Einschätzungen mit Forschungsergebnissen zur Automatizität aus dem Bereich der sozialen Kognition (Barrett/Ochsner u. a. 2007; Bargh 1997; Bargh/Chartrand 1999; Clore/Ortony 2000: 35; siehe Abschnitt 3.3.2).

Ein Einschätzungsprozess ist diesem Modell zufolge immer dann als *kognitiv* anzusehen, wenn er wahrgenommene Stimuli mit Sinn und Bedeutung versieht. Auch der mögliche subkortikale Ursprung solcher Prozesse und deren Unbewusstheit sprechen ihnen deshalb das Prädikat kognitiv nicht ab, »[c]ognition has to do with the construction, maintenance, manipulation, and use of knowledge representations [...], not with consciousness« (Clore/Ortony 2000: 42).

Diese beiden grundlegenden Arten von Appraisal-Prozessen, die deliberativ-berechnenden, die bereits bei Ortony und Kollegen (1988) ausführlich erläutert werden, sowie die wiederhergestellten, abgerufenen, sind folglich *Spezialfälle kognitiver Prozesse* und als solche keinesfalls auf die Entstehung von Emotionen beschränkt. Die Informationsverarbeitungsprozesse werden dann zu Einschätzungsprozessen im Sinne der Emotionsentstehung, sofern sie sich auf Informationen und mentale Zustände beziehen, die für die Einschätzung der *subjektiven Bedeutung* eines Ereignisses relevant sind (Clore/Ortony 2000: 36).

Clore und Ortony beziehen sich in ihrer Konzeptualisierung der Wiederherstellung und der Berechnung von Einschätzungen ebenso wie Smith und Kirby (2000) auf Steven Sloman (1996), der in einer Übersichtsarbeit eine Reihe empirischer Belege für diese in der Psychologie lang diskutierte Kategorisierung von Informationsverarbeitungsprozessen auswertet. Dementsprechend basieren die beiden Modi der Einschätzung auf fallbasierten assoziativen Verarbeitungsprozessen einerseits und regelbasierten Prozessen andererseits. Clore und Ortony weisen ausdrücklich darauf hin, dass sie im Gegensatz zu Smith und Kirby *nicht* der Ansicht sind, dass regelbasierte Verarbeitungsprozesse notwendigerweise bewusst und deliberativ ablaufen,

sondern wie assoziative beziehungsweise fallbasierte Prozesse ebenfalls unbewusst ablaufen können (Clore/Ortony 2000: 39). Darin stimmen sie mit Sloman überein, der den Grad der Bewusstheit zwar als Daumenregel zur Unterscheidung beider Systeme ansieht, Bewusstheit jedoch weder als notwendige noch als hinreichende Bedingung ansieht. »Awareness provides only a fallible heuristic for identifying systems, not a necessary or sufficient condition« (Sloman 1996: 6).

Clore und Ortony weisen, ebenfalls in Anlehnung an Sloman (1996: 9f), darauf hin, dass diese Modi der Informationsverarbeitung mit zwei möglichen Mechanismen der *Kategorisierung* von Emotionen und Informationen korrespondieren: einerseits mit der prototypischen Kategorisierung, die mit assoziativen, fallbasierten Prozessen vergleichbar ist und andererseits mit der theoriebasierten Kategorisierung, die im Gegensatz zu deutlich wahrnehmbaren und offensichtlichen Eigenschaften die tiefer liegenden, konzeptuellen Aspekte eines Eindrucks fokussiert (vgl. Fehr/Russell 1984; Russel 1991). Die prototypische Kategorisierung ist schnell und fehleranfällig, die theoriebasierte hingegen vergleichsweise langsam und ressourcenintensiv, dafür aber präziser (Clore/Ortony 2000: 37f).

Mit den beiden unterschiedlichen Modi der Informationsverarbeitung verbinden Clore und Ortony auch zwei zentrale Funktionen von Emotionen: zum einen die Vorbereitung rascher Verhaltensantworten und Handlungen (Frijda 1986), zum anderen die Entkopplung von Stimulus und Reaktion und die Gewähr von Flexibilität und Adaptivität (Scherer 1994b). Diese auf den ersten Blick widersprüchlichen Funktionen lassen sich zumindest konzeptuell mit dem von Clore und Ortony entwickelten Modell entschärfen. Die fallbasierte, assoziative Einschätzung entspricht weitgehend den Beobachtungen der Neurowissenschaften, dass affektive Reaktionen ohne die bewusste Wahrnehmung eines Stimulus als Komponente einer Emotion entstehen können (LeDoux 1996; Öhman u. a. 2000). Affektive Reaktionen lösen jedoch keine rigiden und unmittelbaren Verhaltensantworten aus, sondern lediglich einen Handlungs*impuls*, die »action readiness« (Frijda 2004). Auf diese Weise werden bei Lern- und Konditionierungsvorgängen nicht bestimmte Eindrücke mit einem spezifischen Verhalten assoziiert, sondern – wie auch Rolls (1999/2002) auf neuronaler Ebene verdeutlicht – mit einer affektiven Verhalten*tendenz*: »Such proto-cognitive processes allowed behavior to be contingent on a stimulus, but not dictated by it« (Clore/Ortony 2000: 41).

Entsprechend gut lassen sich die Annahmen über die grundlegenden Einschätzungsprozesse auf neuronaler Ebene abbilden und zu einem Gesamtbild zusammenfügen, das sich aus der für schnelle Handlungsimpulse verantwortlichen (subkortikalen), assoziativen Verarbeitung einerseits und der flexiblen (kortikalen) Verarbeitung andererseits zusammensetzt, wobei die hirnanatomische Verortung der Prozesse allein *kein* Merkmal zur Charakterisierung als kognitiv oder präkognitiv ist (Clore/Ortony 2000: 42). Clore und Ortony (ebd.) argumentieren diesbezüglich, dass bereits in subkortikalen Strukturen, wie zum Beispiel dem Thalamus, eine Bewertung eines Stimulus stattfinden muss, um eine affektive Reaktion hervorzurufen. Um einen Eindruck bewerten zu können, muss aber zumindest eine minimale Repräsentation des Eindrucks existieren, mit der der aktuelle Stimulus abgeglichen und mit Valenz beziehungsweise Bedeutung versehen wird. Bei dieser Zuweisung von Valenz und Bedeutung handelt es sich Clore und Ortony zufolge eindeutig um einen kognitiven Prozess (Clore/Ortony 2000).

Zentrale, periphere und schematische Einschätzungen

Auch Rainer Reisenzein (2001) widmet sich in seiner schemabasierten Einschätzungstheorie den drei Teilaufgaben, die ein Prozessmodell erfüllen sollte. Grundstein seiner Theorie ist die Annahme einer allgemeinen propositionalen und schematischen Informationsverarbeitungsarchitektur, in der Einschätzungen verankert sind und Einschätzungsprozesse ablaufen. Reisenzein unterteilt Einschätzungen in *zentrale* und *periphere* Appraisals, wobei periphere Einschätzungen wiederum in schematische und nicht-schematische Prozesse untergliedert werden, zentrale Prozesse hingegen nicht schematisiert sind. Als wesentliches Unterscheidungskriterium zu anderen kognitiven Prozessen, die auf dieser Architektur operieren, führt Reisenzein an, dass die beiden zentralen Einschätzungsprozesse, die auf Überzeugungen und Wünschen als konzeptuellen, propositionalen Inputs basieren, einen *nicht-konzeptuellen, nicht-propositionalen* Output erzeugen, der somit auf ein vom Inputmedium divergierendes Repräsentationsmedium zurückgreift (Reisenzein 2001: 192f).

Der eigentliche Einschätzungsprozess wird von Reisenzein als »computational process that takes as its focal input a propositional representation (a sentence [...] in the language of thought that represents the event or state of affairs to be appraised) and, by recourse to other propositionally

represented information [...] outputs a representation of the appraisal result [...]« beschrieben (Reisenzein 2001: 194).

Die beiden *zentralen* Einschätzungsprozesse berechnen zum einen die Übereinstimmung eines Ereignisses mit eigenen Überzeugungen und den Grad der Erwartung, zum anderen die Übereinstimmung mit eigenen Wünschen und Absichten. Zentrale Einschätzungsprozesse erzeugen im Gegensatz zu ihrem Input einen *nicht*-propositionalen, *nicht*-konzeptuellen (analogen) Output und sind zumindest ihrer Funktion nach angeboren, das heißt ihre Funktion kann nicht durch Lernen und Erfahrung verändert werden (Oatley/Johnson-Laird 1987; Reisenzein 1998). Die zentralen Einschätzungen operieren unentwegt, unbewusst, parallel und überprüfen in einem ständigen Fluss die Übereinstimmung von neu erworbenen Überzeugungen einerseits und bereits vorhandenen Überzeugungen oder Wünschen beziehungsweise Absichten andererseits. Die Ergebnisse dieser Einschätzungsprozesse informieren den Akteur über den Grad der Erwartung und der Erwünschtheit eines Ereignisses. Ihre Funktion besteht besonders darin, die Aufmerksamkeit auf kritische und bedeutsame Input-Propositionen zu richten und zur Vorbereitung adäquater adaptiver Verhaltensantworten charakteristische affektive Reaktionen und Emotionen auszulösen.

Periphere Einschätzungsprozesse produzieren hingegen reine, nicht-emotionale Einschätzungs*überzeugungen*, die mit propositionalen Schlussfolgerungen im herkömmlichen kognitiven Sinn vergleichbar sind. Periphere Prozesse bestimmen die Rigidität und Stärke einer Überzeugung hinsichtlich des einzuschätzenden Ereignisses sowie dessen Valenz und Erwünschtheit. Darüber hinaus generieren sie Wissen über die Ursächlichkeit, mögliche Konsequenzen und die Normkonformität eines Ereignisses (Reisenzein 2001: 194). Damit stellen die peripheren Einschätzungen zum großen Teil den unmittelbaren Input der zentralen Einschätzungsprozesse dar.

Beispielsweise würden Ansichten und Überzeugungen zu den Ereignissen des 11. September 2001 durch periphere Einschätzungsprozesse, basierend auf dem vorhandenen Wissen über die Ursächlichkeit, die Normkonformität und die möglichen Konsequenzen berechnet werden. Als Ergebnis entstünde vermutlich die Einschätzung, dass es sich um ein überaus gefährliches und tragisches Ereignis mit weit reichenden Konsequenzen handelt, dessen Wünschenswertigkeit und Normkonformität kaum zu unterschreiten ist. Diese Überzeugungen dienen als Input für die zentralen Einschätzungsprozesse, während derer sie unter anderem mit bereits vor-

handenen Überzeugungen, Wünschen und Absichten abgeglichen werden. Zentrale Einschätzungen würden dieses Ereignis zum einen als größtenteils unbekannt und vermutlich kaum übereinstimmend oder kompatibel mit den eigenen Wünschen und Überzeugungen kategorisieren, so dass entsprechende Emotionen resultieren. Ein Sympathisant der Verantwortlichen für diese Ereignisse hingegen würde bezüglich der peripheren Einschätzungen zu vergleichbaren Ergebnissen kommen, die zentralen Appraisals würden jedoch einen gänzlich anderen Output erzeugen.

Die peripheren Einschätzungsprozesse lassen sich weiter unterteilen in *schematische* und *nicht-schematische* Prozesse. Diese Unterteilung wird von Reisenzein nahezu analog zu den Differenzierungen von assoziativer und deliberativer Verarbeitung bei Smith und Kirby (2001) beziehungsweise der fallbasierten und regelbasierten Verarbeitung bei Clore und Ortony (2000) gewählt. Dementsprechend werden nicht-schematische Einschätzungen aktiv berechnet, schematische Einschätzungen hingegen passiv aus dem Gedächtnis abgerufen. Nicht-schematische Einschätzungen sind quasi epistemische und zielgerichtete interne Handlungen, die darauf abzielen, Wissen über die einzuschätzenden Eigenschaften eines Stimulus zu generieren. Diese nicht-schematischen Einschätzungen werden – ähnlich wie in den genannten übrigen Modellen – als sequenziell, bewusst und ressourcenintensiv konzeptualisiert.

Für die schematische Verarbeitung bedeutet die Annahme eines propositionalen Repräsentationsmediums zunächst, dass Schemas strukturierte Repräsentationen sind, die sich wiederum aus den elementaren Symbolen des Repräsentationsmediums zusammensetzen. Im Fall eines propositionalen Mediums handelt es sich dabei um ein sprachähnliches Medium, vergleichbar mit einer *language of thought* (vgl. Fodor 1981; Rumelhart 1984). Dementsprechend weisen diese Schemas eine semantische Struktur auf (Reisenzein 2001: 193).

Schemas sind in Reisenzeins Modell vor allem aus drei Gründen für die Einschätzung von Bedeutung (ebd.):

1. Schemas spiegeln die Wissensbasis beziehungsweise die kognitive Struktur eines Akteurs wider, die der initialen Konzeptualisierung eines Ereignisses zu Grunde liegen und als Input eines Einschätzungsprozesses dienen.
2. Schemas ermöglichen die Ableitung allgemein gültiger Aussagen und erlauben im Zusammenhang mit zusätzlichen Informationen, Prämis-

sen aufzustellen, aus denen sich letztendlich Einschätzungen von Ereignissen ableiten lassen.

3. Der dritte, und für den sozialwissenschaftlichen Kontext bedeutendste Grund für die Verwendung von Schemas ist, dass die Ergebnisse von Einschätzungsprozessen (abgesehen von den Ergebnissen der beiden zentralen Einschätzungsprozesse) in (bereits vorhandenen) Schemas gespeichert und daraus abgerufen werden können. Einschätzungen werden somit zu Komponenten von Schemas.

Für die hier verfolgte Fragestellung ist von hervorgehobener Bedeutung, dass Reisenzein ausdrücklich davon ausgeht, dass auch nicht-schematische Einschätzungen in besonderer Form auf der Interaktion mit der sozialen Umwelt beruhen. Zwar beginnen und enden periphere Einschätzungsprozesse als mentale Zustände eines Akteurs, sie können jedoch im Gegensatz zu den zentralen Prozessen nicht als gänzlich akteurintern angesehen werden. Als Beispiel lässt sich eine deduktive Schlussfolgerung nennen, die als Prämisse eine Input-Repräsentation, weitere nebenläufige Informationen sowie gespeicherte Informationen aus allgemeinen Schemas verwendet, und den propositionalen Gehalt einer Einschätzung als Ergebnis generiert.

Tabelle 4. Übersicht struktureller und prozessualer Einschätzungskomponenten

	<i>Ortony/Clore (2000)</i>		<i>Reisenzein (2001)</i>		<i>Smith/Kirby (2001)</i>		
Appraisal	<i>Bottom-up</i>	<i>Top-down</i>	<i>zentral</i>	<i>peripher-aktiv</i>	<i>peripher-passiv</i>	<i>Deliberation</i>	<i>Assoziation</i>
Input	Theoriebasiert	Prototypisch	propositional	propositional	propositional	propositional	jeder
Verarbeitung	aktive Berechnung	Abruf	angeboren	aktive Berechnung	passiver Abruf	aktive Berechnung	spreading activation

Bleibt man bei der Parallele zu den Ereignissen des 11. September, kann man plausibel davon ausgehen, dass Akteure bei der peripheren Einschätzung der Geschehnisse nicht nur auf ihre aktuelle sensorische Wahrnehmung zurückgreifen, sondern auch auf assoziierte Schemas (zum Beispiel Explosionen, Katastrophen, entführte Flugzeuge, Terrorismus), die Einschätzungen anderer Akteure (zum Beispiel Politiker, Wissenschaftler) oder die außen- und sicherheitspolitische Lage (Nahost-Konflikt, Zweiter Golf-

Krieg). Die Informationen, die in diesem Fall zur Einschätzung beitragen, können entsprechend des Paradigmas der sozialen und sozial verteilten Kognition (siehe Abschnitt 3.3.2) von der sozialen Umwelt und von anderen Akteuren bereitgestellt werden.

Reisenzein hebt diesen sozialen und interaktiven Aspekt auch der nicht-schematischen Einschätzung deutlich hervor, da die meisten Einschätzungstheorien dazu neigten, Akteure als »isolated and nonsocial information processor, whose contact with the environment is restricted to the initial pickup of information about an initiating event on the input side, and the resulting emotional reaction on the output side« zu betrachten (Reisenzein 2001: 196). Der über diese Einschätzungen (und über die zu Schemas geronnenen Einschätzungen) hergestellte Bezug zur sozialen Umwelt ist eine wichtige Komponente in Reisenzeins Modell, in dem sich Bezüge zur sozialen Umwelt nicht nur in generellen Wissensschemas zeigen, sondern auch *während* des eigentlichen Einschätzungsprozesses von Bedeutung sind, sei es zum Gewinn zusätzlicher Informationen oder um die Unterstützung anderer Akteure bei der Einschätzung anzufordern. Damit schafft Reisenzein auch die innovative theoretische Voraussetzung dafür, dass Einschätzungen in der Interaktion und Kommunikation transportiert werden, beziehungsweise sich in der sozialen Interaktion konstituieren (Reisenzein 2001: 196f). Diese Möglichkeiten werden im folgenden Abschnitt detailliert erörtert.

Vor dem Hintergrund dieser Einschätzungsmodelle, die in Tabelle 4 zusammenfassend dargestellt sind, und mit Blick auf die zuvor illustrierten neurowissenschaftlichen Studien, haben Parrott und Schulkin (1993) sowie Scherer (1993a) darauf hingewiesen, dass die neurowissenschaftliche und die einschätzungstheoretische Perspektive in einem gegenseitigen Ergänzungsverhältnis zueinander stehen. Die hier entwickelte und im Weiteren zu Grunde gelegte Sicht auf die Emotionsentstehung versteht insbesondere die Kombination von neurowissenschaftlichen und einschätzungstheoretischen (Prozess-)Modellen als zentrale Stärke bei der Erklärung der Rolle von Emotionen in sozialstrukturellen Zusammenhängen. Führt man sich die wesentlichen Ergebnisse noch einmal vor Augen, dann lassen sich folgende zentrale Aussagen festhalten:

Affektive Reaktionen werden schnell, unbewusst und zu großen Teilen automatisch ausgelöst und rufen eine Reihe von Reaktionen hervor, die Bestandteile der Definition und Funktion von Emotionen sind, zum Beispiel die physiologische Erregung und die Handlungstendenz. Die Schnel-

ligkeit der Verarbeitung von Informationen und die zügige Initiierung von Reaktionen, wie sie besonders in subkortikalen Arealen stattfinden, machen einen ebenso zentralen Bestandteil von Emotionen aus wie etwa das phänomenale Empfinden. In Bezug auf die subkortikale Verarbeitung stellt sich deshalb erneut die Frage, wie in diesen Bereichen Eindrücke mittels Lernen und Konditionierung repräsentiert und mit einer affektiven Valenz versehen gespeichert werden können. In der Regel wird die subjektive Bedeutung eines Stimulus zunächst *erfahren* und nicht semantisch *vermittelt*, so dass sie in einem geeigneten Speichermedium repräsentiert werden muss, um die dargestellten Effekte überhaupt hervorbringen zu können. Angesichts der möglichen Automtizität von Einschätzungen und der Verarbeitung auch in subkortikalen Arealen kann davon ausgegangen werden, dass dieses Speichermedium unter Umständen nicht zur semantischen Repräsentation auf Objektebene fähig ist, sondern lediglich einfache, zeit- und kontextunabhängige Eigenschaften eines Stimulus repräsentieren kann.

Auch für solche Fälle, in denen die Bedeutung bestimmter Stimuluseigenschaften (wie etwa von Damasio (1994) vorgeschlagen) fest verdrahtet ist, muss eine Art von Repräsentations- und Speichermedium angenommen werden. Für dieses und vergleichbare neurowissenschaftliche Modelle gilt also, dass mindestens ein anatomisches Areal der »low road« fähig sein muss, Repräsentationen zu erzeugen und mit aktuell vorhandenen Wahrnehmungen abzugleichen. Es liegt also durchaus nahe, auch die subkortikale Verarbeitung im Affektsystem als *kognitive Einschätzungen* zu bezeichnen, wie sie beispielsweise auf Scherers (1993a) sensorisch-motorische Ebene zutreffen.

Charakteristisch für die automatischen Einschätzungen ist die Annahme, dass sie in der Regel auf schematisierten Gedächtnisinhalten beruhen, also auf Erinnerungen an vergangene Einschätzungen und Situationen, die entweder bereits das eigentliche Einschätzungsergebnis beinhalten oder zügig Modelle zur Verfügung stellen, die eine schnelle Einschätzung und eine ebenso schnell auftretende affektive Reaktion erlauben. Dabei unterscheiden sich neurowissenschaftliche Modelle von den Einschätzungstheorien in erster Linie in der Konzeptualisierung des Einschätzungsinputs. Für die Neurowissenschaften und insbesondere LeDoux' Modell der Verarbeitung über die »low road« können nur sehr rudimentäre Inputs für den Einschätzungsprozess angenommen werden (Rolls 1999: 104f). Diesem Umstand trägt zum Beispiel Scherer (1984/1993a) mit der

Ebene der sensorisch-motorischen Verarbeitung Rechnung und auch Smith und Kirby ziehen für die assoziative Verarbeitung nicht-propositionale Inputrepräsentationen in Betracht, die sie auf subkortikaler Ebene verorten (Smith/Kirby 2000: 93).

Reisenzein (2001) hingegen zieht für die zentralen und peripheren Einschätzungen lediglich propositionalen Input in Betracht und lässt nicht-propositionale Repräsentationen ausschließlich als Output zu. Allerdings erscheint eine solche Verengung der Einschätzungsprozesse auf propositionale Inputs nur schwer nachvollziehbar, verschenkt sie doch das Potenzial, Einschätzungen auch auf subkortikaler Ebene anhand nicht-propositionaler Inputs zuzulassen. Denn berücksichtigt man diese Ebene in der Analyse, ergeben sich grundsätzlich zwei Möglichkeiten der assoziativ-automatischen Verarbeitung von Reizen: Einerseits eine subkortikale Einschätzung, die auf rudimentären und einfachen, nicht-propositionalen Repräsentationen beruht, und andererseits die schematische Einschätzung, die auf propositionale Schemas zurückgreift, die in assoziativen und sensorischen kortikalen Netzwerken angelegt sind, wie sie auch von Rolls (1999) in Betracht gezogen werden (vgl. Smith/Kirby 2000: 94; Squire 2004; Welzer/Markowitsch 2001).

Geht man weiter davon aus, dass propositionale Schemas nicht in subkortikalen Strukturen gespeichert werden können und aus diesem Grund eher der Verarbeitung in kortikalen Arealen zuzuschreiben sind, stellt sich die Frage, ob und wie diese Verarbeitungsebenen miteinander interagieren, beziehungsweise wann und warum die Verarbeitung propositionaler Inputrepräsentationen entweder automatisch oder deliberativ abläuft. Neben Smith und Kirby gehen auch Clore und Ortony (2000: 42f) davon aus, dass die von ihnen beschriebenen assoziativen, automatischen Einschätzungen möglicherweise in subkortikalen Strukturen stattfinden. Sollte dies tatsächlich der Fall sein, ergäbe sich jedoch zumindest ein Problem hinsichtlich der auf nicht-propositionale Repräsentationen beschränkten Möglichkeiten in diesen Arealen. Der Abruf beziehungsweise die Verarbeitung von propositionalen Schemas ist dort vermutlich kaum möglich, so dass eine weitergehende Differenzierung von automatischen Einschätzungen anhand der jeweils möglichen Repräsentationsmedien angezeigt scheint.

Nimmt man weiterhin an, dass ausgehend von der sensorischen Wahrnehmung Einschätzungen zunächst in limbischen Arealen stattfinden und erst anschließend in kortikalen Regionen differenziert verarbeitet werden, liegt die Schlussfolgerung nahe, dass die chronologisch frühere subkorti-

kale Einschätzung die kortikale Verarbeitung oder zumindest die Selektion des kortikalen Verarbeitungsmodus (deliberativ versus assoziativ) entscheidend determiniert.

Vieles spricht also dafür, dass die subkortikale gegenüber der kortikalen Verarbeitung vor allem einen Vorteil genießt: sie ist deutlich schneller. Das hat nicht nur zur Folge, dass Akteure schneller auf mögliche Gefahren reagieren können, sondern offensichtlich wird die chronologisch später einsetzende kortikale Verarbeitung unter Umständen auch vom Ergebnis der subkortikalen Verarbeitung beeinflusst. Diesbezüglich liegen robuste Hinweise vor, wie Affekte und Emotionen die gesamte Informationsverarbeitung beeinflussen (siehe Abschnitt 4.2).

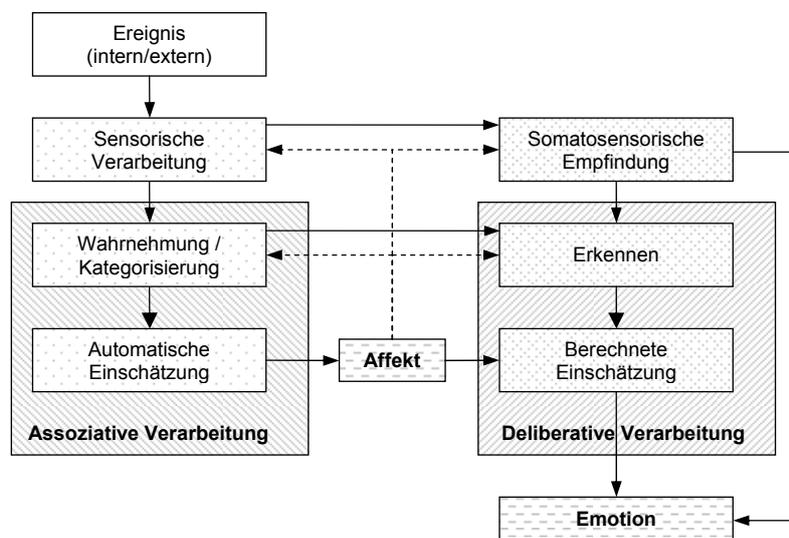


Abb. 7. *Assoziative und deliberative Einschätzungsprozesse*

Abbildung 7 illustriert die Zusammenhänge von assoziativer und deliberativer, wissensbasierter Einschätzung. Ausgehend von einem internen oder externen Ereignis findet zunächst die sensorische Verarbeitung statt, die dann im Zuge der Wahrnehmung auf der Ebene der assoziativen Verarbeitung kategorisiert und unter Umständen vorhandenen Schemas zugeordnet wird. Die darauf aufbauende automatische Einschätzung, die in subkortikalen Strukturen auf rudimentären Repräsentationen basiert, in

kortikalen Arealen auch auf propositionalen Schemas, führt zu einer affektiven Reaktion und entsprechenden Begleiterscheinungen.

Parallel zu diesem Prozess, der in der Regel unbewusst abläuft, führt die sensorische Verarbeitung zu einer somatosensorischen (physiologischen) Empfindung, beispielsweise einem Druckempfinden auf der Haut, die in einem nächsten Verarbeitungsschritt als solche interpretiert und bewusst erkannt wird – etwa als ein Tritt gegen das Schienbein. Basierend auf diesem Erkennen kann ein Ereignis aktiv eingeschätzt werden, in dem sämtliche Kontextinformationen ausgewertet werden. Resultieren aus dem Tritt zunächst die affektiven Reaktionen Wut und Ärger, kann die berechnende Einschätzung dazu führen, dass der Tritt sich aus Versehen ereignet hat oder zum Beispiel im Kontext eines Fußballspiels stattfindet. Diese aktiv berechnete Einschätzung besteht zwar auch aus dem grundlegenden Affekt, führt aber letztendlich zu einer anderen Emotion als Wut oder Ärger. Bedeutend ist, dass der früher entstehende Affekt sich auch auf die deliberative Verarbeitung auswirkt, und zwar nicht nur als Bestandteil der aktiven Einschätzung, sondern bereits auf der Stufe des somatosensorischen Empfindens und des Erkennens (vgl. dazu ausführlich Abschnitt 4.2).

Die von Sloman postulierten »two systems of reasoning« (Sloman 1996), die prinzipiell den Einschätzungsprozessen in jedem der genannten Modelle zu Grunde liegen, werden folglich von einem System angesprochen, das zwar als genuin *kognitiv* (im Sinne der Verarbeitung und Manipulation von Information) angesehen werden kann, jedoch in subkortikalen Arealen arbeitet und auf nicht-propositionale Repräsentationen angewiesen ist. Aus diesem Grund handelt es sich auch nicht um ein *reasoning*-System, sondern richtigerweise um ein *Affektssystem*. Vor diesem Hintergrund darf nicht vergessen werden, dass zumindest die propositionalen Einschätzungsprozesse qua definitionem »herkömmliche« Berechnungsprozesse sind, die wie andere Prozesse der Informationsverarbeitung auch dem Einfluss bereits vorhandener Affekte unterliegen (vgl. Bless 2000: 202; Clore/Huntsinger 2007; Clore/Ortony 2000: 27). Die folgenden Abschnitte nähern sich deshalb der für den ersten Untersuchungsschritt dieser Arbeit entscheidenden Frage, wie die Sozialität – vor allem in Form von Repräsentation – Eingang in die unterschiedlichen Ebenen der Emotionsentstehung findet.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Einschätzungstheorien ein weit entwickeltes Rahmenwerk zur Erklärung der Entstehung von Emo-

tionen bereitstellen, das zwar stark am Individuum ansetzt, aber grundsätzlich auch in der Lage ist, die sozialen Einflüsse auf die Emotionsentstehung abzubilden. Auch wenn die Möglichkeiten der expliziten Abbildung *sozialer* Faktoren im Einschätzungsprozess Gegenstand des folgenden Abschnitts sind, trägt die Darstellung einschätzungstheoretischer Kernarbeiten zum besseren Verständnis der Emotionsentstehung bei, die in jedem Fall als wichtige Voraussetzung zur Entwicklung soziologisch fundierter Modelle angesehen werden kann. Die Bedeutung der Einschätzungstheorien liegt deshalb im Besonderen in der Möglichkeit, Struktur- und Prozessannahmen der Emotionsgenese separat zu betrachten und auf ihre möglichen Beiträge zur sozialen Strukturierung von Emotionen hin zu untersuchen.

3.3 Soziale Strukturen des Empfindens

Wie wirkt sich Gesellschaft auf die Entstehung von Emotionen aus und wie beziehungsweise wo spiegeln sich gesellschaftliche Strukturen in den Prozessen und Mechanismen der Emotionsentstehung wider? Die beiden vorangegangenen Abschnitte haben detailliert die neuronalen und kognitiven Grundlagen der Entstehung von Affekten und Emotionen dargestellt. Dabei wurde besonderer Wert auf die Frage gelegt, inwieweit die Entstehung von Emotionen einerseits automatisch und unbewusst und andererseits kontrolliert und bewusst abläuft und welche Implikationen diese beiden Möglichkeiten für den Einfluss des Sozialen in der Emotionsentstehung lassen. Aus evolutionärer Perspektive wurde festgestellt, dass Emotionen eine komplexe, facettenreiche und hoch adaptive Lösung des Organismus für Situationen darstellen, die eine entsprechende Verhaltensantwort erfordern. Da diese adaptive Funktionalität sowohl für soziale als auch für nicht soziale Situationen gilt, ist es wenig plausibel anzunehmen, Emotion sei ausschließlich ein biologisch determiniertes Phänomen. Trotzdem erhalten Emotionen ihre sozial-evolutionäre Funktion im Vergleich zu Kognition auch besonders aufgrund entsprechender physiologischer Reaktionen, die es erlauben, in kritischen wie alltäglichen Situationen auf die Anforderungen der (sozialen) Umwelt zu reagieren.

Die vorangegangenen Abschnitte haben auch angedeutet, dass die Mechanismen und Prozesse, die der Emotionsentstehung zu Grunde liegen,

zumindest zum Teil offen sind für die Einflüsse der sozialen Umwelt. Ohne die Möglichkeit, diese Einflüsse zu verarbeiten, würden sich Emotionen auch kaum von starren und instinktähnlichen Reiz-Reaktions-Schemas unterscheiden, und Emotionen zeichnen sich einer Definition zufolge ja gerade dadurch aus, Reiz und Reaktion zu entkoppeln (Scherer 1994b). Darauf weist auch Rolls (1999) in seinem Modell hin, in dem er betont, beim Stimulus-Verstärker-Assoziationslernen handele es sich im Prinzip zwar um einen Konditionierungsvorgang, der aber nicht mit klassischen Reiz-Reaktions-Mechanismen vergleichbar ist, weil er eben nicht automatisch zu einer Verhaltensantwort, sondern zu einer emotionalen Reaktion führt, die dann wesentlich flexibleres Handeln und Verhalten zulässt.

Die für eine soziologische Analyse herausragende Eigenschaft von Emotionen liegt deshalb in der Möglichkeit, diese »soziale Offenheit« mit der Effizienz und Effektivität von eng an biologischen Prädispositionen liegenden Verhaltensweisen zu koppeln, die zwischen tradierten soziologischen Vorstellungen des Akteurshandelns (zum Beispiel normatives Handeln, rationale Wahl) einerseits, und andererseits dem, was in der Soziologie lange als bloßes Verhalten diskreditiert wurde, vermitteln können. Aus diesem Grund geht dieser Abschnitt der Frage nach, inwieweit sich die sozialen Strukturen, in die Akteure eingebettet sind, in der Emotionsentstehung niederschlagen und diese entsprechend zu strukturieren vermögen. Dabei wird die Differenzierung in neuronale und kognitive Grundlagen der Emotionsentstehung übernommen, wobei die Konzepte der *Repräsentation* sowie des *Gedächtnisses* in beiderlei Hinsicht von hervorgehobener Bedeutung sind. In Bezug auf die neuronalen Grundlagen der Emotionsentstehung stehen zwar die Mechanismen sekundärer (beziehungsweise sozialer) Emotionen im Vordergrund, allerdings wird auch die Variabilität der Entstehungsbedingungen von Affekten und primären Emotionen untersucht.

Inwieweit soziale Strukturen wiederum die kognitiven Entstehungsbedingungen von Emotion beeinflussen und diese prägen, ist Gegenstand des darauf folgenden Unterabschnitts, der darstellt, inwieweit Einschätzungen sowohl sozialen Ursprungs als auch auf Sozialität bezogen sind. Dabei wird gezeigt, dass die kognitiven Strukturen, die einer Einschätzung zu Grunde liegen, zu großen Teilen in der Sozialität entstehen und zum Teil bereits die Regelmäßigkeiten der sozialen Umwelt enthalten, die sich dann wiederum auch in den Emotionen wiederfinden, die auf diesen kognitiven Strukturen basieren. Darüber hinaus wird gezeigt, dass Einschätzungen nicht immer in

Prozessen individueller Kognition, sondern oftmals durch sozial verteilte kognitive Prozesse entstehen.

3.3.1 Emotionales Erinnern und neuronale Plastizität

Die bisherige Argumentation hat ihren Ursprung in der Auseinandersetzung mit der vielfach getroffenen kategorischen Unterscheidung zwischen Kognition und Emotion und damit verbunden der Unterteilung in grundlegende Affekte und sekundäre Emotionen. Die formulierte Kritik an sozialwissenschaftlichen Emotionstheorien richtete sich in erster Linie gegen die Außerachtlassung und zum Teil auch die Diskreditierung biologischer Grundlagen der Emotionsentstehung – eine Kritik, die von anderer Seite auch an weitere Bereiche der Soziologie gerichtet wird (Benton 1991; Freese u. a. 2003; Newton 2003; vgl. Richter 2005). Dieser schon fast traditionellen Geringschätzung biologischer Vorgänge liegt die Annahme zu Grunde, dass es sich dabei in der Regel um *unveränderbare Fixpunkte* des menschlichen Organismus handelt, die deshalb kaum als Bestandteil einer soziologischen Argumentation taugen.

Das Gegenteil ist der Fall. Innerhalb einiger spezieller Soziologien wird in zunehmendem Maße erkannt, dass die soziale Umwelt ihre Akteure nicht nur auf der kognitiven, sondern auch auf der physiologischen Ebene prägt. Der Einfluss des radikalen Konstruktivismus spiegelt sich insofern in diesen Arbeiten wieder, als dass nicht mehr lediglich die Kognitionen, wie zum Beispiel bei Berger und Luckmann (1969), Gegenstand der sozialen Prägung sind, sondern auch die biologische Architektur selbst, auf der kognitive Prozesse ablaufen und die als Träger kognitiver Strukturen fungiert.

Dieser – vermeintliche – Gegensatz zwischen einem Verständnis von Emotion einerseits als soziales Konstrukt, das an den bewussten und kontrollierten Kognitionen (als Auslöser von Emotion und als reflexiv normative Komponente im Sinne einer Kognition *über* Emotionen) ansetzt und andererseits als biologisch determinierter automatischer Motivator menschlichen Handelns, der aufgrund mangelnder Flexibilität für eine soziologische Analyse kaum geeignet ist, konnte im Verlauf dieses Kapitels weitgehend aufgelöst werden.

Vor dem Hintergrund der dargestellten dualen Informationsverarbeitungs- und Emotionsentstehungsarchitektur sind Hinweise darauf deutlich

geworden, dass auch für die automatische und unbewusste Entstehung von Affekten und Emotionen bis zu einem gewissen Grad die Möglichkeit der sozialen Konstruktion besteht. Dabei fällt auf, dass eine Unterteilung zum Beispiel in Basisemotionen und soziale Emotionen immer dann wenig zielführend ist, wenn die jeweiligen Bezeichnungen den Grad der möglichen sozialen Konstruiertheit anzeigen sollen.

Soziale beziehungsweise sekundäre Emotionen zeichnen sich in erster Linie durch Qualitäten wie höhere Kognitionen als Auslöser, eine bewusst empfundene subjektive Gefühlskomponente, den Bezug auf andere Akteure, ein intentionales Objekt, oder die Notwendigkeit eines Selbstkonzepts aus – und nicht durch ihre soziale Konstruktion, die zwar im Vergleich zu Basisemotionen differenzierter und komplexer ist und Sozialität als konstitutives Element beinhaltet, jedoch keineswegs als exklusive Eigenschaft angesehen werden darf (vgl. Ben-Ze'ev/Oatley 1996; Damasio 1994; Engelen u. a. 2008).

Wie also lässt sich eine soziale Prägung und Strukturierung der Emotionen auf neuroanatomischer Ebene verorten und konzeptualisieren? Geht man davon aus, dass das Einschätzungsparadigma auf kortikale ebenso wie auf subkortikale Prozesse und Strukturen angewendet werden kann, bietet es sich an, bestimmte Lösungsvorschläge dieses Paradigmas (wie beispielsweise Modelle assoziativer Netzwerke und der hierarchischen Informationsverarbeitung) als Erklärungsansatz auch auf die neuronale Ebene zu übersetzen. Vor dem Hintergrund der Suche nach Einflussmöglichkeiten des Sozialen auf unterschiedliche Ebenen der Informationsverarbeitung lautet die Frage folglich, ob und wie die strukturellen Annahmen der Einschätzungstheorie, die ja bereits als ein wichtiges Konzept der sozialen Prägung der Emotionsentstehung identifiziert wurden, auch auf die subkortikale Ebene und entsprechend eingeschränkte Repräsentationsmöglichkeiten übertragen werden können.

Dieses Problem der *flexiblen Repräsentation* stellt sich nicht primär im Hinblick auf propositionale Repräsentationsmöglichkeiten in kortikalen Arealen. Für diese Strukturen liegen gut dokumentierte Ergebnisse vor, die darin höhere kognitive Funktionen wie die Manipulation von symbolischem Wissen, die semantische Informationsverarbeitung und die propositionale Repräsentation von Information verorten. Das Problem der flexiblen Repräsentation stellt sich vielmehr auf subkortikaler Ebene, so dass die eingangs gestellte Frage präziser lauten muss: Können in subkortikalen Arealen nicht angeborene Repräsentationen (des Sozialen) erzeugt

beziehungsweise abgerufen werden, die es erlauben, Eindrücke innerhalb kürzester Zeit mit einer affektiven Valenz zu versehen und welche Informationen können auf der von LeDoux (1996) postulierten »low road« der Emotionsentstehung überhaupt repräsentiert und sozial strukturiert sein?

Eine Möglichkeit zur Beantwortung dieser Fragen ist die Suche nach Hinweisen, die auf eine entsprechend geeignete *Gedächtnisarchitektur* beziehungsweise auf entsprechende *Repräsentationsmedien* und *-kapazitäten*, auch außerhalb der genannten präfrontalen Areale des Stirnhirns, schließen lassen. Da gezeigt wurde, dass Einschätzungen nicht notwendigerweise propositionale Repräsentationen benötigen, sondern auch auf nicht-propositionalen Repräsentationen arbeiten, reicht unter Umständen die Möglichkeit der einfachen Speicherung von Eindrücken, physiologischen Zuständen und entsprechenden Verhaltensantworten aus, um daraus Einschätzungen ableiten zu können. Aus diesem Grund erscheint eine nähere Untersuchung der unterschiedlichen Formen des Gedächtnisses hilfreich.

Eine Reihe von Einzelfallstudien an Menschen mit Schädigungen bestimmter Hirnareale war für die Erforschung unterschiedlicher Gedächtnissysteme auf neuronaler Ebene ebenso aufschlussreich wie für die weitere Analyse des Affektsystems. Besonders wegweisend dafür waren Untersuchungen an einem Patienten, der unter einer ausgeprägten anterograden Amnesie litt, also der Unfähigkeit, jedwede neue Informationen zu speichern. Erinnerungen an die Zeit vor dem Beginn der Amnesie waren hingegen vorhanden. Beobachtet wurde, dass der Patient trotz der ausgeprägten Amnesie wider Erwarten fähig war, unter bestimmten Umständen neue Erfahrungen zu speichern.

Herkömmliche Gedächtnistests basieren auf der Erinnerungsleistung verbaler, semantisch strukturierter Informationen. Testverfahren, die auf affektive und emotionale Stimuli zurückgreifen, führen in der Regel zu anderen Ergebnissen – so auch in diesem Fall. Situationen, die mit diversen Formen von Belohnungs- oder Bestrafungswerten, also einer eindeutigen affektiven Valenz einhergehen, können zwar nicht bewusst erinnert werden, lösen jedoch zuverlässig Annäherungs- oder Vermeidungsverhalten aus. Das heißt trotz der fehlenden bewussten Erinnerung an die Belohnung oder Bestrafung können die entsprechenden Faktoren und Situationen gespeichert, abgerufen und vor allem auch in Verhaltensreaktionen umgesetzt werden (LeDoux 1996: 182ff; Welzer/Markowitsch 2001).

Diese und andere Befunde haben zu der heute weit verbreiteten Annahme zumindest zweier inhaltlich differenzierter Gedächtnissysteme

geführt, die sich auch über die temporale Differenzierung (Kurzzeit- versus Langzeitgedächtnis) hinaus unterscheiden lassen: einem deklarativen, expliziten und einem impliziten, nicht-deklarativen Gedächtnissystem, die wiederum mit unterschiedlichen Bewusstseinssebenen der Informationsverarbeitung und Repräsentation in Zusammenhang gebracht werden (Markowitsch 2002). Dabei können lediglich die Inhalte des expliziten, deklarativen Systems »bewusst abgerufen, flexibel eingesetzt und mit neuer Information verknüpft werden« (Welzer/Markowitsch 2001: 207). Das deklarative Gedächtnis setzt sich wiederum aus einem System für Fakten – dem semantischen Gedächtnis – und einem System für Ereignisse – dem episodischen Gedächtnis – zusammen. Wie Abbildung 8 zeigt, lassen sich ebenso die impliziten Systeme mehrfach untergliedern, insbesondere in das prozedurale und das Priming-Gedächtnis, sowie in Systeme für assoziative und nicht-assoziative Konditionierungsvorgänge (Squire 2004: 173).

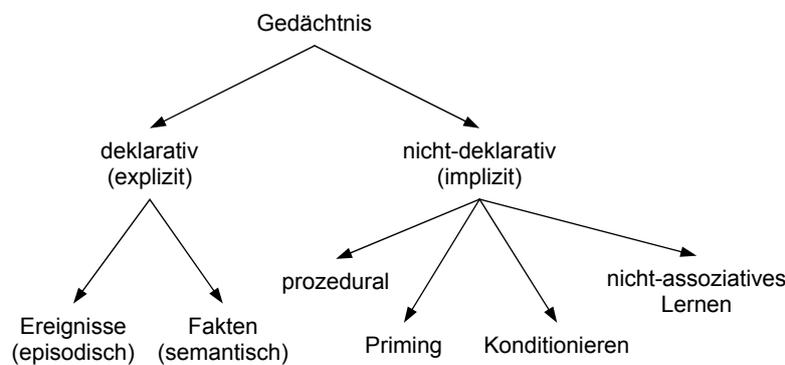


Abb. 8. Taxonomie des Langzeitgedächtnisses

Quelle: Squire (2004: 173)

Die in soziologischen Termini als »Wissensvorräte« oder »Wissenssedimente« bezeichneten Phänomene sind dementsprechend vor allem Bestandteile des deklarativen Gedächtnisses. Inhalte des deklarativen Gedächtnisses, das heißt sowohl des Wissenssystems als auch des episodischen Gedächtnisses, sind vorwiegend in weit verzweigten kortikalen Netzen (dem medialen Temporallappen sowie in Teilen des Zwischenhirns) repräsentiert (Squire 2004: 173; Welzer/Markowitsch 2001: 207), wobei der Hippocampus und die Amygdala als subkortikale Strukturen eine zentrale

Rolle bei der initialen Speicherung und der Konsolidierung solcher Gedächtnisinhalte spielen (McGaugh 2003; Phelps 2004). Die Wissensrepräsentation in diesen Netzwerken umfasst neben autobiografischen Erinnerungen als Teil des episodischen Gedächtnisses auch die bedeutungsbasierte und konzeptuelle Wissensrepräsentation, etwa in Form propositionaler semantischer Netzwerke und Schemas. Es hat sich gezeigt, dass insbesondere das episodische autobiografische Gedächtnis deutliche Querverbindungen zu affektbezogenen Gedächtnisinhalten aufweist, die wiederum in impliziten Strukturen repräsentiert sein können.

Im Hinblick auf die Lokalisation eben dieser impliziten, nicht-deklarativen (auch: habituellen) Erinnerungsspeicher herrscht deutlich weniger Einigkeit, was nicht zuletzt auch mit der ausgeprägten Differenzierung dieser Kategorie zusammenhängt. Bis auf das Priming-Gedächtnis verorten etwa Squire und Kollegen sämtliche nicht-deklarativen Gedächtnisformen in subkortikalen Hirnstrukturen (Striatum, Amygdala, Kleinhirn, Basalganglien) (Bayley u. a. 2003; Squire 2004). Dabei kommt der Amygdala eine zentrale Bedeutung zu: sie spielt nicht nur eine besondere Rolle beim emotionalen Lernen und Konditionieren, wie LeDoux (1996) ausführlich für den Fall der Furchtkonditionierung gezeigt hat, sondern sie moduliert – wie hinsichtlich des autobiografischen Gedächtnisses angedeutet – offenbar auch die *Stärke* der deklarativen und nicht-deklarativen Gedächtnisstrukturen (vgl. Hamann 2001; LaBar/Cabeza 2006; Phelps 2004).

Strittig dabei ist, ob es sich beim nicht-deklarativen Gedächtnis überhaupt um eine repräsentationale, das heißt auf Abbildern der Realität beruhenden Form der Speicherung von Informationen handelt. Eine Möglichkeit der nicht-deklarativen Speicherung, die diesbezüglich in Betracht gezogen wird, ist die performanzbasierte Speicherung im Gegensatz zur erinnerungsbasierten Speicherung, das heißt Instanzen des nicht-deklarativen Gedächtnisses werden durch Reaktivierung der bei der Einspeicherung beteiligten beziehungsweise aktiven Systeme abgerufen (vgl. Squire 2004).

Ohne näher auf die Debatte eingehen zu wollen, ob es sich bei subkortikalen Speicherstrukturen überhaupt um repräsentationsbasierte Speichermedien handelt (das heißt Repräsentationsmedien wie beispielsweise Reisenzein (2001) sie für Einschätzungsprozesse voraussetzt), kann plausibel angenommen werden, dass subkortikale Strukturen des impliziten Gedächtnisses nicht nur Informationen speichern können, sondern auch die Einspeicherung von Informationen im deklarativen Gedächtnis beeinflussen. Im Hinblick auf die Entstehung von Emotionen spricht LeDoux vor

dem Hintergrund dieser unterschiedlichen Gedächtnissysteme einerseits von der »emotionalen Erinnerung« und andererseits von der »Erinnerung an Emotionen« (LeDoux 1996: 182) (siehe Abbildung 9).

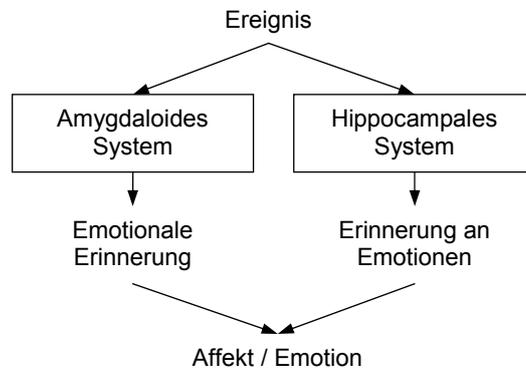


Abb. 9. *Emotionales Erinnern und Erinnerungen an Emotionen*

Quelle: LeDoux (1997: 202ff)

Mit der Erinnerung an Emotionen ist der Abruf deklarativen Wissens über spezifische (persönliche) Ereignisse, Situationen und Emotionen gemeint, die in diesen Situationen aufgetreten sind. Mit der emotionalen Erinnerung hingegen ist die implizite Erinnerung emotionaler Ereignisse, das heißt solcher Ereignisse, die in der Vergangenheit Emotionen ausgelöst haben, gemeint. Der entscheidende Unterschied zwischen beiden Erinnerungssystemen ist, dass die emotionale Erinnerung in der Regel die physiologischen Charakteristika einer vergangenen Situation wiederherstellt, das heißt einen bestimmten physiologischen Zustand induziert und damit maßgeblich zur Replizierung des phänomenalen Empfindens – dem subjektiven Gefühl – beiträgt. Das deklarative Gedächtnis hingegen stellt die faktischen und kontextuellen Informationen der vergangenen Situation zur Verfügung.

Befinde ich mich zum Beispiel an einem bestimmten Ort und fühle mich dabei unwohl, etwa aufgrund eines flauen Gefühls in der Magengegend, ohne jedoch genau zu wissen, worauf dieses Unwohlsein beruht, kann dieses Gefühl auf eine emotionale Erinnerung zurückzuführen sein. Erinnere ich mich dann plötzlich an ein Ereignis, das an diesem Ort stattgefunden hat und an die Emotionen, die ich dabei empfunden habe (und die vermutlich die Ursache für mein jetziges ungutes Gefühl sind), liegt

eine Erinnerung an Emotionen unter Nutzung des deklarativen Gedächtnisses vor.

Eine emotionale Erinnerung löst also die betreffende Emotion beziehungsweise zunächst deren affektive Komponenten aus, bevor weiteres deklaratives Wissen über die betreffende Situation abgerufen und gegebenenfalls zur Spezifizierung der Einschätzung und Komplettierung der Emotion herangezogen wird (LeDoux 1996: 201). Diese Emotionsentstehung, basierend auf vergangenen *Erfahrungen*, setzt gespeicherte Situations- und Ereignismodelle sowie deren Verbindung mit affektiven Komponenten voraus, die in ihrer Kombination auch als *gespeicherte (schematische) Einschätzungen* bezeichnet werden können. Dabei kann das auf der Amygdala basierende Erinnerungssystem als Teil des impliziten Gedächtnisses als Gegenstück zu propositionalen semantischen Erinnerungen angesehen werden und dient als Grundlage automatischer, fallbasierter und unbewusster Einschätzungen.

Auch Damasio (1994/2003) Hypothese der somatischen Marker beschreibt im Grundsatz genau dieses Phänomen der emotionalen Erinnerung. Somatische Marker kennzeichnen bestimmte, in der Vergangenheit aufgetretene Kombinationen von Handlungsalternativen und emotionalen Konsequenzen. Tritt ein bestimmtes Ereignis mit entsprechenden Handlungsoptionen ein, das mit einem gespeicherten Ereignismodell übereinstimmt, werden die mit diesem Ereignisschema gespeicherten Einschätzungen und Emotionen ausgelöst, die wiederum bestimmte Handlungsoptionen hervorheben. Somatische Marker sind dementsprechend eine Form des emotionalen Erinnerns (Damasio 2003: 147f) (vgl. im Detail Abschnitt 4.2.2).

Die für Emotionen charakteristischen physiologischen Zustände und Reaktionen, auf die somatische Marker rekurren, sind Damasio zufolge in somatosensorischen kortikalen Arealen repräsentiert und können dort allein aufgrund entsprechender Signale der Amygdala (oder aber – langsamer – präfrontaler Regionen) aktiviert werden – auch ohne dass ein korrespondierender physiologischer Zustand tatsächlich vorliegt (Damasio 1994: 184). Die Tatsache, dass diese Prozesse offenbar größtenteils auf subkortikaler Ebene in einem nicht-propositionalen Repräsentationsmedium ablaufen, spricht ihnen die Eigenschaft des Einschätzungsprozesses keineswegs ab. Der unbewusste automatische Abruf von gespeicherten Einschätzungen spiegelt demzufolge unwillkürlich die Erfahrungen eines

Akteurs in der sozialen Umwelt wieder und ist gewissermaßen der *unbestimmte Kristallisationspunkt emotionaler Sozialisation*.

In diesem impliziten, habituellen Gedächtnissystem, das insbesondere – aber nicht ausschließlich – durch emotionales Erinnern gekennzeichnet ist, finden sich Spuren und Abbilder vergangener Ereignisse, Situationen und Handlungen sowie der Emotionen, die damit einhergingen. Wenn man davon ausgehen kann, dass Akteure in mehr oder weniger stabilen sozialen Strukturen aufwachsen, die sich nicht zuletzt auch durch eine gewisse Homogenität und stetige Präsenz bestimmter Schlüsselereignisse und -erlebnisse auszeichnen, dann erscheint die Annahme plausibel, dass ein Großteil der Akteure über eine bestimmte Menge an vergleichbaren impliziten (und expliziten) Erinnerungen und Wissensbeständen verfügt, die wiederum vergleichbare emotionale Konnotationen in sich bergen. So tragen zum Beispiel hoch institutionalisierte Lebensläufe und Biografien in modernen Gesellschaften dazu bei, dass nahezu jeder Mensch über spezifische Erfahrungen etwa mit Autoritätspersonen (etwa Lehrern und Eltern), korporativen Akteuren (dem Staat, Behörden) und anderen gesellschaftlichen Institutionen (Bildungsinstitutionen, Vereine) verfügt, die sich im Detail ohne Zweifel voneinander unterscheiden, in ihrer groben Struktur und Ausrichtung, das heißt in ihrer Valenz, aber zumindest innerhalb bestimmter sozialstruktureller Zusammenhänge stark ähneln.

Was in Abschnitt 2.1 als kognitive, größtenteils auf deklarativem Wissen beruhende soziale Konstruktion und Strukturierung der Wirklichkeit beschrieben wurde, lässt sich also auf ähnliche Weise auch für die implizite, auf nicht-deklarativem Wissen basierende emotionale beziehungsweise affektive Ebene zeigen. Nicht nur bestimmt die soziale Wirklichkeit, was wir denken und tun, sondern auch – und dies ist möglicherweise Voraussetzung für letztgenanntes – was wir fühlen und empfinden. Ähnlich wie von Mannheim (1929: 227–267, 1980: 79ff) und Berger und Luckmann (1969: 141f) beschrieben, entstehen auf die Weise nicht nur bestimmte »Strukturen des Denkens« (kognitive Strukturen), sondern eben auch bestimmte, den Strukturen des Denkens möglicherweise sogar zu Grunde liegende »Strukturen des Empfindens« (affektive Strukturen).

Dabei unterscheiden sich die hier postulierten sozialen Strukturen der Emotionen von den in der Soziologie der Emotionen bislang postulierten darin, dass letztere eine Argumentationskette aufbauen, nach der die bewussten und intentionalen Kognitionen (insbesondere in Form sozialer Normen) bestimmen, wann welche Emotionen empfunden werden. In

dieser Arbeit wird jedoch auf Basis neuro- und kognitionswissenschaftlicher Erkenntnisse diese Argumentationskette ergänzt und zum Teil umgekehrt: Emotion ist der Kognition nicht nachgelagert, sondern beide bedingen sich wechselseitig. Die hier postulierten Strukturen des Empfindens finden sich deshalb gerade auch in den unbewussten, automatisch ausgelösten Affekten und Emotionen, die möglicherweise noch nicht einmal die Schwelle des Bewusstseins überschreiten, aber nichtsdestotrotz einen maßgeblichen Einfluss auf das Handeln und die soziale Interaktion (und damit letztendlich auf die soziale Strukturierung) ausüben (siehe Kapitel vier und fünf). Insofern soll im Weiteren neben der angenommenen kognitiven Konstitution der Wirklichkeit auch eine *emotionale Konstitution* der Wirklichkeit angenommen werden.

Nun könnte man argumentieren, dass das implizite Gedächtnissystem auf eine große Bandbreite subjektiver Erfahrungen und persönlicher Erlebnisse angewiesen ist, die *de facto* die zu den distinkten Emotionen gehörenden physiologischen Reaktionen hervorgerufen haben. Das würde wiederum bedeuten, dass in modernen Gesellschaften, in denen eine Verlagerung weg vom körperlichen und subjektiven Erleben hin zu einer kognitiven Vermittlung von Erfahrung und Wissen zu beobachten ist, das implizite Gedächtnissystem zumindest im Hinblick auf die hier verfolgte Argumentation von zunehmend peripherer Bedeutung ist. Das Zurückweichen der direkten physiologischen Interaktion mit der sozialen (und natürlichen) Umwelt sowie eine Zunahme der sozialen Kontrolle und Regulation würden dann verhindern, dass Inhalte des impliziten Gedächtnisses auf die beschriebene Art und Weise gebildet und aktiviert werden können.

Diesem Einwand können jedoch Ergebnisse erster Studien entgegengesetzt werden, die zeigen, dass auch deklarativ repräsentierte Erinnerungen in kortikalen Netzwerken, entstanden etwa durch verbales Lernen, kognitive Wissensvermittlung und ohne direkte subjektive Erfahrung, beim Abruf eine spezifische Aktivierung der Amygdala hervorrufen, wie sie für den Abruf bei erfahrungsgeleiteten emotionalen Erinnerungen charakteristisch ist. Der wesentliche Unterschied besteht darin, dass implizite Erinnerungen bereits im Zusammenhang mit einer entsprechend ausgeprägten Aktivierung des Affektsystems entstehen – verbal vermittelte, deklarative Erinnerungen hingegen weitgehend ohne Beteiligung dieses Systems und ohne eine entsprechende affektive Konnotation auskommen müssen.

Elizabeth Phelps und Kollegen (2001) konnten zum Beispiel eine solche Aktivierung der Amygdala durch eine rein kognitive Repräsentation

von Furcht – im Gegensatz zur tatsächlich erfahrenen Furcht in LeDoux' Konditionierungsstudien – nachweisen. Diese Ergebnisse untermauern, dass auch die Verarbeitung über die »high road« unter Abruf von propositionalen Repräsentationen eine charakteristische Aktivierung der Amygdala hervorrufen kann. Wie auch im Fall von Emotionen, die durch bewusste höhere Kognitionen ausgelöst werden, kann die Aktivierung propositionaler Repräsentationen zu einer Aktivierung der Amygdala führen, wie sie für Fälle der direkten sensorischen Wahrnehmung charakteristisch ist (Damasio u. a. 2000).

Man kann also davon ausgehen, dass die impliziten Erinnerungen für das soziale Selbst eines Akteurs von ähnlicher Bedeutung sind wie das deklarative Wissen, über das Akteure verfügen, um sich im sozialen Raum zu orientieren. Alle Inhalte des impliziten, habituellen Gedächtnisses sind als Bestandteile einer Einschätzung folglich potenzielle automatische, unbewusste Auslöser von Emotionen. Hinzu kommt, dass weder bei der Speicherung noch beim Abruf von impliziten Gedächtnisinhalten die bewusste, gerichtete Aufmerksamkeit auf einen Reiz erforderlich ist (Morris u. a. 1998). Dabei verwundert es nicht, dass neben dem eigentlichen, ursprünglich emotionsauslösenden Ereignis auch periphere Kontextinformationen im impliziten Gedächtnis gespeichert werden, so dass unter Umständen einzelne Bestandteile eines Kontexts ausreichen, um eine Emotion auszulösen.

Unter soziologischen Gesichtspunkten mag dieser Umstand umso aussagekräftiger erscheinen, denn allein die Zugehörigkeit eines Stimulus zu einer bestimmten Kategorie oder die Identifikation desselben etwa als ein Distinktionsmerkmal (beispielsweise soziale Klasse, Status, Macht, Ethnie, Nationalität) vermag unbewusst Affekte und Emotionen auszulösen, die in der Vergangenheit durch eine spezifische – möglicherweise differente – Instanz einer solchen Kategorie ausgelöst oder zumindest damit assoziiert wurden (vgl. Olsson u. a. 2005).

Die automatische Entstehung von Emotionen ist jedoch nicht der einzige Weg, auf dem das Soziale Einfluss auf die Emotionsgenese nimmt – aber derjenige, der am ehesten dazu geeignet ist, zu erklären, wie Akteure Gesellschaft konstruieren und zugleich von ihr konstruiert werden. Das explizite Gedächtnis und das kognitive Lernen, mit dem sich die Wissenssoziologie seit langem befasst und die für eine ganze Reihe von emotionalen Mechanismen ebenfalls von Bedeutung sind, haben gegenüber den impliziten Wissenssedimenten den aus systemischer Perspektive funktio-

nenalen Nachteil, dass sie aufgrund des höheren Bewusstseinsgrades Gegenstand der intentionalen Revision und Manipulation sind und damit weniger haltbar und verfestigt sind. Die Nachhaltigkeit der sozialen Prägung ist im Bereich der impliziten Speicherung deutlich stabiler (wie sich in pathologischen Fällen, etwa bei Phobien, zeigt) – die Inhalte des deklarativen Erinnerungssystems hingegen sind fragiler, weniger verfestigt und anfälliger gegenüber Störungen (vgl. LeDoux 1996: 225ff; Markowitsch 1992).

Emotionales Erinnern wie auch somatische Marker verankern den Akteur mittels der aus vergangenen Erfahrungen resultierenden Emotionen im Hier und Jetzt. Das implizite Gedächtnis versorgt die permanent ablaufenden Einschätzungsprozesse mit gespeicherten und der aktuellen Wahrnehmung assoziierten Informationen, von denen der Akteur oft nicht weiß, dass sie überhaupt gespeichert sind und in diesem Zusammenhang wirksam werden. Neben »kalten« Informationen, wie etwa zusätzlichen Kontextinformationen, können dies aber genau so gut »heiße« Informationen im Sinne von physiologischen Aktivitätsmustern sein, die bereits eine »AffektSignatur« als Ergebnis vorangegangener Einschätzungen in sich tragen. Das oftmals beschriebene »ungute Gefühl«, dessen Ursache man meist nicht ohne Weiteres feststellen kann, zählt zu diesen Phänomenen ebenso wie die Frage, warum man in einer bestimmten Situation auf eine bestimmte Weise und nicht anders gehandelt hat, oder die Feststellung, dass man bestimmten Personen »auf Anhieb« oder »intuitiv« Sympathie oder Antipathie entgegen bringt.

Insofern prägen Akteure im Laufe der Sozialisation robuste und wirkungsvolle »affektive Dispositionen« oder »base sentiments« (Davidson 2003b; Heise 1979; Lazarus 1991a; Lazarus/Smith 1988; Lively/Heise 2004)³⁰ gegenüber unterschiedlichen Klassen von Ereignissen aus. Dazu gehören nicht nur spezifische, eng abgegrenzte Stimuli, wie sie in der psychologischen und neurologischen Forschung zumeist aus methodischen Gründen verwendet werden, sondern auch alle Objekte und Phänomene des Alltags, wie zum Beispiel Konsumgüter (Erk u. a. 2002; Yeung/Wyer 2004), Medien und Werbung (Döveling 2005; Young 2004), Distinktionsmerkmale wie Bildungstitel, Autorität, Status, Macht (Kemper 1978a; Lovaglia/Houser 1996) oder Ressourcen wie zum Beispiel Geld (Knutson/Bossaerts 2007; O’Doherty u. a. 2001).

³⁰ Ähnlich auch die Konzepte der *background emotions* (Barbalet 1998: 29) und der *dispositional emotions* (Elster 1999: 244).

Angesichts der beschriebenen Grundlagen der Emotionsentstehung liegt die Vermutung nahe, dass diese Dispositionen umso robuster sind, je konsistenter, homogener und regelmäßiger Elemente dieser Klassen mit vergleichbaren Konsequenzen auftreten und damit die bestehenden Dispositionen verstärken. Wiederholt auftretende negative Erfahrungen mit Autoritätspersonen würden demnach zu einer Verfestigung negativer affektiver Dispositionen gegenüber Autoritäten führen; Erfahrungen mit bestimmten Konsumgütern als belohnend oder begehrt prägen die grundsätzliche affektive Reaktion gegenüber solchen Klassen von Gütern; Trägern von Bildungstiteln wird je nach eigenem Bildungsstand und den gesammelten Erfahrungen mehr oder weniger Ehrfurcht entgegengebracht und Geld führt, je nachdem wie rar beziehungsweise begehrt es ist und in der Vergangenheit war, ebenfalls zu entsprechenden Reaktionen. Diese Mechanismen können auch maßgeblich dazu beitragen, Phänomene wie Gruppenemotionen, kollektive Emotionen und emotionale Klimas besser zu verstehen, die seit Durkheims Konzept der Effervescenz (Durkheim 1912) von vielen Autoren als zentrale Bausteine größerer sozialer Einheiten gesehen werden (Ciompi 2004; de Rivera 1992; Lerner/Keltner 2000; Scheff 1994/1997; Speth 1999).

Erfahrungsbasierte neuronale Plastizität

Neben diesen repräsentationsbasierten Einflüssen des Sozialen auf die Entstehung von Emotionen kann eine weitere grundlegende Möglichkeit der Einflussnahme auf die den Emotionen zu Grunde liegende Informationsverarbeitungsarchitektur ausgemacht werden: die erfahrungsabhängige biologische Entwicklung des Gehirns, die auch als *neuronale Plastizität* bezeichnet wird. Lange Zeit bezog sich die Untersuchung der neuronalen Plastizität und der darauf fußenden »Hypothese des sozialen Gehirns« (Dunbar 2002) ausschließlich auf evolutionäre Gesichtspunkte. Anhand dieser Aspekte sollte herausgestellt werden, dass etwa die Größe und ontogenetisch relativ späte Reifung des menschlichen Gehirns vor allem eine Konsequenz der Adaption an das Zusammenleben in Gruppen und größeren sozialen Verbänden und an die damit verbundenen erhöhten Kommunikations- und Kooperationserfordernisse ist (Eisenberg 1995). Mittlerweile ist auch ein verstärktes Interesse an ontogenetischen Fragen und den unmittelbaren Auswirkungen der erfahrungsabhängigen Entwicklung auf das Verhalten zu beobachten, das sich nicht zuletzt im noch relativ jungen

Forschungsfeld der sozialen Neurowissenschaften manifestiert (Brothers 1997; Cacioppo/Lorig u. a. 2004; Lieberman 2007; Ochsner/Lieberman 2001).

Eine Reihe von Studien hat gezeigt, dass »epigenetische, nutzungsabhängige Einflüsse entscheidend an der Ausformung, Stabilisierung und Reorganisation der initial im Gehirn angelegten neuronalen Verschaltungsmuster beteiligt sind« (Hüther u. a. 1998: 3; zit. nach Welzer/Markowitsch 2001: 208). Das heißt, die strukturelle und funktionale biologische Reifung des Gehirns ist in hohem Maße von der sozialen Umwelt eines Akteurs abhängig, und zwar nicht nur während der primären Sozialisation etwa bis zum sechsten Lebensjahr, wie lange Zeit angenommen wurde, sondern während der gesamten Lebensspanne. Allerdings nimmt der Grad der Plastizität mit zunehmendem Alter deutlich ab (Braun/Bogerts 2001; Shore 1996; Welzer/Markowitsch 2001).

Psychosoziale Einflüsse, insbesondere während der frühen Lebensphasen, führen demnach zu tief greifenden Veränderungen der neuronalen Netzwerke, die sich im weiteren Lebensverlauf nur schwer modifizieren oder gar rückgängig machen lassen. Braun und Bogerts weisen darauf hin, dass vor allem das Affektssystem beziehungsweise das limbische System diesen Einflüssen gegenüber rezeptiv ist (Braun/Bogerts 2001; Davidson u. a. 2000: 900). Die Wirksamkeit und Nachhaltigkeit dieser neuronalen Plastizität wird vor allem im Bereich der Verhaltensauffälligkeiten, Persönlichkeitsstörungen und psychischen Erkrankungen deutlich, die oftmals ihren »Ausgangspunkt in einer Störung von kindlichen (und juvenilen) Erfahrungs- und Lernprozessen und [...] damit verbundenen synaptischen Reorganisationsprozesse[n] haben« und bekanntermaßen nur schwer zu therapieren sind (Braun/Bogerts 2001: 6).

Obgleich sich aktuelle Studien zur neuronalen Plastizität grobenteils auf die zelluläre und molekulare Ebene konzentrieren und dabei Indikatoren wie etwa den Auf- und Abbau von Synapsen, die Dendritenlänge, die synaptische Konnektivität sowie die Neurotransmitter- und die metabolische Hirnaktivität fokussieren, existieren auch erste Untersuchungen zur Bedeutung dieser Änderungen auf Verhaltensebene. Dies gilt zwar überwiegend für tierexperimentelle Befunde, allerdings wird vielfach die Vermutung geäußert, dass vergleichbare Ergebnisse auch beim Menschen zu erwarten sind (Davidson u. a. 2000: 900f).

Bock und Kollegen (Bock u. a. 2003) haben zeigen können, dass nicht nur das limbische System als Ort der erfahrungsgesteuerten neuronalen

Veränderung von besonders ausgeprägter Adaptivität ist, sondern dass vor allem die Qualität sozial emotionaler Erfahrungen und interpersoneller Bindungen (im Gegensatz etwa zu »rein« kognitiven Aktivitäten) als herausragender Motor dieser Veränderungen angesehen werden kann. Die Eltern-Kind Beziehung in den ersten Lebensjahren hat sich als besonders prägend für die Neurogenese gezeigt (Cynader/Frost 1999; Davidson u. a. 2000), wobei der cinguläre und der präfrontale Cortex ebenso wie Hippocampus und Thalamus, deren Funktion für die Emotionsentstehung bereits mehrfach hervorgehoben wurde, als besonders anpassungsfähig gelten (Bock u. a. 2003: 53). Davidson und Kollegen sehen beispielsweise auch die Speicherung von Reiz-Affekt-Assoziationen, wie sie in den vorangegangenen Abschnitten beschrieben wurden, als Veränderungen auf der *molekularen* Ebene an und nicht etwa nur als Repräsentationen auf einer ansonsten biologisch unveränderbaren Architektur (Davidson u. a. 2000: 900).

Vor diesem Hintergrund erscheint auch die Vermutung – obgleich noch weitgehend hypothetisch – plausibel, dass in der sozialen Umwelt regelmäßig auftretende Ereignisse und Erfahrungen, wie sie etwa durch stabile soziale Strukturen hervorgerufen werden, ebensolche Veränderungen und Regelmäßigkeiten auch auf Hirnebene hervorrufen können. Dafür spricht beispielsweise, dass es für eine »normale«, das heißt gesellschaftlich und individuell tragfähige und funktionale Entwicklung, möglichst stabiler sozialer Strukturen bedarf, die auf regelmäßiger Basis die Informationen zur Verfügung stellen, die das Gehirn für eine sozial und biologisch-evolutionär erfolgreiche Reifung benötigt (Cynader/Frost 1999; Davidson u. a. 2000). Dazu gehören insbesondere auch die erwähnten sozialen und emotionalen Bindungen. Liegen diesbezüglich Störungen eines angenommenen Gleichgewichts vor, die zu ungenügend angepassten neuronalen Verschaltungen führen, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit späterer Lern- und Verhaltensstörungen oder sogar schwerer psychischer Erkrankungen deutlich (vgl. Bock u. a. 2003).

Ebenso wie diese ausgeprägten, regelmäßigen und qualitativ hochwertigen sozialen und emotionalen Beziehungen zu einer Entwicklung führen, die im individuellen wie sozialen Kontext als funktional bezeichnet werden kann, ist davon auszugehen, dass auch andere Formen der Interaktion mit der sozialen Umwelt, die ähnlich regelmäßig ausgeführt werden, einen bestimmten Modus der erfahrungsabhängigen neuronalen Entwicklung sowie entsprechendes Verhalten – also auch entsprechende emotionale und affektive Reaktionen – ausprägen.

Kolb und Wishaw (1998) bekräftigen in einem Übersichtsartikel, dass die erfahrungsabhängige Entwicklung des Gehirns zwar eine Reihe voneinander funktional unabhängiger hirnanatomischer Veränderungen bewirkt, diese Veränderungen aber in der Tat mit unterschiedlichem Verhalten zwischen Personen, bei denen Änderungen feststellbar beziehungsweise nicht feststellbar sind, korrelieren. Das heißt, erfahrungsgeleitete Änderungen auf neuronaler Ebene sind aller Wahrscheinlichkeit nach im Verhalten der Akteure zu beobachten (Kolb/Wishaw 1998: 43).

Somit schafft die erfahrungsabhängige Reifung und Entwicklung des Gehirns für den Akteur die physiologischen Voraussetzungen, um in der sozialen Umwelt möglichst ohne größere Reibungsverluste handeln und interagieren zu können. Problematisch werden diese Mechanismen dann, wenn die soziale Umwelt, die dieser und der kognitiven Prägung Vorschub leistet, nicht mit der sozialen Welt übereinstimmt, die der Akteur später vorfindet oder die parallel zur primär prägenden Welt existiert, wie es unter anderem auch in Bezug auf die zur Zeit viel zitierten »Parallelgesellschaften« zu sein scheint (Damasio 1994: 178f).

Im folgenden Abschnitt werden in Ergänzung zu den neuronalen Grundlagen, die sich vor allem auf die Inhalte des impliziten Gedächtnisses und einfache, nicht-propositionale Repräsentationen beziehen, die höher kognitiven Grundlagen der Emotionen und deren Prägung durch die soziale Umwelt im Zusammenhang mit einschätzungstheoretischen Sichtweisen – und insbesondere deren strukturellen Annahmen – näher untersucht. Insofern soll gezeigt werden, wie soziale Strukturen die Strukturen des Denkens, das heißt kognitive Strukturen und propositionale Repräsentationen, die besonders bei bewussten, kontrollierten und regelbasierten Einschätzungsprozessen von Bedeutung sind, prägen, und welche weiteren sozialen und gesellschaftlichen Gesichtspunkte Teil einer Einschätzung sind.

3.3.2 Soziale Kognitionen und Repräsentationen

Der vorangegangene Abschnitt hat gezeigt, dass die propositionale Verarbeitung von Einschätzungen kaum losgelöst von den frühen, nicht-propositionalen und auf impliziten Gedächtnisformen beruhenden Einschätzungen stattfinden kann und immer auch durch den Output des Affekt-systems beeinflusst wird. Trotz dieses Einflusses sind höhere Kognitionen

für die Entstehung von sekundären, komplexen Emotionen unverzichtbar, die nicht in erster Linie durch die sensorische Wahrnehmung ausgelöst werden. Darüber hinaus legen auch die Funktionen höherer Kognitionen, wie zum Beispiel ihre Rolle in der Sinn- und Bedeutungsstiftung, der Herstellung eines Kontexts, oder der Evaluation von Regulationserfordernissen eine Untersuchung der sozialen Konstruktion und Strukturierung propositionaler Einschätzungsdimensionen nahe.

Wie die Darstellung der strukturellen Grundlagen der Einschätzung hervorgehoben hat, besteht in der Literatur weitgehend Einigkeit darüber, dass Einschätzungen eine Relation zwischen Ereignissen, die in den Aufmerksamkeits- oder Relevanzbereich einer Person rücken, und den kognitiven Strukturen der Akteure herstellen. Einschätzungen spiegeln damit die subjektive Bedeutung des Eingeschätzten wider und lösen entsprechende Affekte und Emotionen aus. In der Literatur wird dabei die Frage der gegenseitigen *Abhängigkeiten* innerhalb dieser Relation verhältnismäßig eindeutig beantwortet (Frijda/Zeelenberg 2001): Einschätzungstheorien gehen zumeist davon aus, dass die einzuschätzenden *Ereignisse* dynamischer Natur sind, das heißt sie treten in den Relevanzbereich eines Akteurs und verlassen diesen zu gegebener Zeit auch wieder. Die kognitiven Strukturen werden hingegen als statisch und konstant angenommen.

Dieser Abschnitt verdeutlicht, dass kognitive Strukturen aus ontogenetischer beziehungsweise sozialisationstheoretischer Sicht keinesfalls als statisch zu konzeptualisieren sind. Diese Annahme ist nicht nur Grundvoraussetzung für das rückkopplungsbasierte und mikrofundierte Mikro-Makro-Verständnis, das bezüglich der Kognitionen in Abschnitt 2.1 dargestellt wurde, sondern auch einige Einschätzungstheorien betonen diese Veränderbarkeit der Kognitionen (Lazarus/Smith 1988; Ortony u. a. 1988; Reisenzein 2001).

Lazarus und Smith (1988) illustrieren diese Zusammenhänge auf soziologisch relevante Weise nicht zuletzt dadurch, dass sie den *Wissensbegriff* in die Darstellung der Verarbeitung von Einschätzungen einbeziehen und auf die Unterscheidung zwischen allgemeinen Wissensstrukturen und kontextuellem Wissen hinweisen. Als allgemeine Wissensstrukturen lassen sich die genannten kognitiven Strukturen bezeichnen, die sich aus vergleichsweise stabilen und längerfristig gültigen Überzeugungen, Einstellungen und Alltagstheorien zusammensetzen, die – wie dieser Abschnitt noch deutlich macht – zu großen Teilen das Produkt der sozialen Umwelt eines Akteurs sind. Andererseits spielt auch das Kontextwissen eine wichtige

Rolle, das relativ schnell und kurzfristig aus den perzeptuellen Informationen generiert wird, die eine aktuelle Situation bereitstellt. Kontextwissen ist deshalb eine Wissensform, die aus der Definition der Situation resultiert (Lazarus/Smith 1988: 283f).

Insofern spiegelt dieses Wissen den dynamischen Aspekt einer Einschätzung wieder und trägt gleichzeitig der Tatsache Rechnung, dass ein Ereignis zunächst sensorisch erfasst und als ein solches kategorisiert beziehungsweise erkannt werden muss, wobei diese Prozesse ebenfalls von sozialen und affektiven Einflussfaktoren abhängen. Wie Abschnitt 4.2.1 noch genauer zeigt, bestimmen nicht nur die allgemeinen, generellen Wissensstrukturen das jeweilige Kontextwissen (und damit die Definition der Situation), sondern auch Affekte und Emotionen wirken sich auf diesen Prozess aus (siehe Abbildung 7). Insofern lassen sich die beiden Enden der Einschätzungsrelation, also das Kontextwissen und das Hintergrundwissen, nicht notwendigerweise auf zwei gegensätzliche Pole möglicher sozialer Prägung abbilden.

Die psychologische (und philosophische) Forschung zeigt aus verständlichen Gründen zwar lediglich ein begrenztes Interesse an der langfristigen und gesellschaftlichen Variabilität kognitiver Strukturen, hat aber unter den Schlagwörtern »soziale Kognition« und »soziale Repräsentation« eine Reihe bedeutender Arbeiten zur Genese und Veränderbarkeit mentaler Zustände im Individuum erarbeitet, die nicht zuletzt auf klassischen soziologischen Arbeiten, etwa von Durkheim (1912), Mead (1968) oder Weber (1922), aufbauen (vgl. Howard 1995: 91; Clark/Chalmers 1998; Griffiths/Scarantino 2008; Wilson 2005).

Soziale Kognition bezieht sich nicht nur auf die Wahrnehmung und Verarbeitung explizit sozialer Sinneseindrücke, sondern auch auf die Theorien, Abbilder und Repräsentationen, die Akteure von anderen Akteuren, sozialen Beziehungen und der sozialen Umwelt ausprägen. Kognition wird demnach immer dann als »sozial« bezeichnet, wenn die Objekte der Kognition sozialer Natur sind (beispielsweise andere Akteure oder eine soziale Beziehung), wenn sie sozialen Ursprungs ist (etwa das Denken in sozialen Hierarchien) oder sozial geteilt und verteilt ist, das heißt von verschiedenen Mitgliedern einer sozialen Einheit in ähnlicher Weise verwendet wird (Leyens/Dardenne 1996). Soziale Kognition bezeichnet keinen einheitlichen Theorieansatz, sondern zumeist eine Zusammenfassung von theoretischen Ansätzen und Modellvorstellungen, die bekannte Phänomene wie Stereotypen, Einstellungen, die Wahrnehmung anderer Personen oder die Inter-

aktion mehrerer Personen analysieren und die im Grunde erklären, »how people make sense of other people and themselves« (Fiske/Taylor 1984: 17). Soziale Kognition bewegt sich damit in einem definitorischen Spannungsfeld zwischen der »construction of social reality« (Bless u. a. 2004; Searle 1995) und der »social construction of reality« (Berger/Luckmann 1969; Moscovici 1961).

Die Soziologie kann mit Hilfe ihrer Kernkompetenzen vor allem Aussagen über die *Dynamiken* und *gesellschaftlichen Muster* kognitiver Strukturen und dementsprechend auch der daraus resultierenden Emotionen beisteuern. Insofern sind kognitive Strukturen und Prozesse als Komponenten von Emotionen für die grundlegende Fragestellung dieser Arbeit vor allem deshalb von hervorgehobener Bedeutung, weil sie – neben Emotionen – wie kaum eine andere Komponente die soziale Situiertheit eines Akteurs widerspiegeln. In ihnen finden sich sowohl die autobiografisch erfahrenen Eigenschaften der sozialen Umwelt als auch das semantisch vermittelte Wissen weiterer individueller und kollektiver Akteure, beispielsweise in Form kultureller Institutionen, Kommunikations- und Massenmedien, Bildungsinstitutionen oder Traditionen.

Die hier in Anlehnung an Abschnitt 2.1 vertretene Position lautet, dass Sozialität (das Gesellschaftliche) vermittelt über das Soziale (das Interaktive) in erster Linie über die Kognition Eingang in den Akteur findet, das heißt zunächst über die Wahrnehmung und in der Folge über die kognitive Strukturen generierenden Prozesse wie das Kategorisieren, Klassifizieren und Schematisieren (vgl. Berger/Luckmann 1969; Carley 1989; Cerulo 2002; DiMaggio 1997/2002; Fischer 1989; Zerubavel 1997).³¹

Inwiefern können vor diesem Hintergrund Einschätzungen und Emotionen als »sozial« beziehungsweise sozial geprägt bezeichnet werden? Zum einen kann der Einschätzungsprozess an sich als sozial konzeptualisiert werden und zum anderen können die strukturellen Komponenten der Einschätzungen als sozial konstruiert angesehen werden – und zwar auf beiden Seiten der Einschätzungsrelation: der des einzuschätzenden Objekts und der der kognitiven Strukturen, auf deren Grundlage eine Einschätzung stattfindet.

Alltägliche Einschätzungsprozesse laufen in den seltensten Fällen gemäß der im vorangegangenen Abschnitt getroffenen Modellannahmen ab,

³¹ Diese Sichtweise wird innerhalb der Psychologie (vor allem der Kulturpsychologie) und der Sozialanthropologie analog zum Beispiel von D'Andrade (1989) und Shore (1996) vertreten.

sondern finden in der Regel in einem komplexen sozialen Umfeld statt, das immer auch selbst als Informationsquelle für und Gegenstand von Einschätzungen betrachtet werden muss. Dabei werden auch besonders die Emotionen anderer Akteure zum Gegenstand des Einschätzungsprozesses.

Soziale Orientierung von Einschätzungen

Um die soziale Orientierung von Einschätzungen zu verdeutlichen, führen Manstead und Fischer (2001) das Beispiel »Prüfungsangst« an, die ganz wesentlich davon abhängt, wie etwa Kommilitoninnen oder Mitschüler die bevorstehende Prüfung bewerten. So kann Prüfungsangst auch allein aus der Angst Anderer vor dieser Prüfung entstehen, obgleich man selbst diese Prüfung nicht als besonders problematisch einschätzt. Die Angst der anderen dient jedoch als weiterer Input für die ständig fortlaufenden eigenen Einschätzungsprozesse (Manstead/Fischer 2001: 221f).

Ein weiteres Beispiel bezieht sich auf die Zuverlässigkeit oder Angemessenheit der eigenen Einschätzungen: Ob man einen Film amüsant oder bemüht, gelungen oder grandios findet, hängt nicht nur von der Einschätzung des Films selbst ab, sondern auch von den Reaktionen Dritter. Akteure beziehen sich bei der Verarbeitung von Einschätzungen nicht nur aus Gründen der Normkonformität oder der Angemessenheit auf externe Einschätzungen, sondern auch dann, wenn Einschätzungen nicht selbst geleistet werden können, etwa weil unvollständige Informationen vorliegen, ein Problem zu komplex ist oder die notwendigen kognitiven Ressourcen zur Einschätzung fehlen. In diesen Fällen finden *sozial verteilte* Einschätzungsprozesse statt, die sich ähnlich wie andere sozial verteilte Kognitionen beschreiben lassen (vgl. Hutchins 1996; Oatley 2000; Resnick 1991).

Vergleichbare Phänomene der verteilten Kognition treten auch in Bezug auf Situationsdefinitionen auf, wenn beispielsweise die Definition einer Situation nicht individuell geleistet, sondern in der Interaktion mit anderen Akteuren ausgehandelt wird, etwa in Verhandlungen oder Konflikten (Smith u. a. 2006). Je nach der sozialen Beziehung, die zwischen den Akteuren besteht, kann eine mehr oder weniger starke Bezugnahme auf die Einschätzungen Anderer vermutet werden (ebd.). Diese soziale Bezugnahme wiegt umso schwerer, da sie nicht an die aktuelle Kopräsenz weiterer Akteure gebunden ist, sondern zeitlich und räumlich verteilt sein kann. So kann man sich auf Einschätzungen beziehen, die in der Vergangenheit

stattgefunden haben oder die – aller Voraussicht nach – in der Zukunft stattfinden werden. Dabei müssen die Bezugspersonen auch keine »realen« Akteure sein, sondern ebenso ist der »generalisierte Andere« von großer Bedeutung, steht er doch stellvertretend für die Gesamtheit relevanter Akteure und ist damit Referenzpunkt für die Überprüfung eigener Einschätzungen in Bezug auf soziale Normen und Konventionen.

Vor diesem Hintergrund können Emotionsnormen (vgl. Abschnitt 5.2.1) auch als Einschätzungsregeln bezeichnet werden, da sie implizit vorschreiben, wie bestimmte Ereignisse von den Akteuren zu bewerten sind. Auf diese Weise werden während der Sozialisation unterschiedliche Einschätzungen erlernt, die für die jeweilige sozialstrukturelle Umgebung charakteristisch sind und zum Teil auch Ereignisse umfassen, die noch gar nicht geschehen sind und möglicherweise auch nie geschehen werden.

»Note that the precomputed appraisals can be communicated not only in the course of an encounter with a specific eliciting event; they can also be acquired from others as parts of schemas for events of the same or similar types long before a concrete instantiating event is encountered [...] People undoubtedly acquire numerous schemas with stored appraisal information during their socialization in a culture« (Reisenzein 2001: 197).

In Zeiten moderner Kommunikations- und Massenmedien existieren kaum Ereignisse, von denen man nicht schon weiß, wie sie von anderen Menschen eingeschätzt wurden oder wie andere Menschen gedenken oder empfehlen, diese einzuschätzen (Döveling 2005). Medial vermittelte Einschätzungen mögen in der Situation der eigentlichen Informationsübermittlung von vergleichsweise geringer Relevanz sein, führt man sich jedoch die beschriebenen Mechanismen der Emotionsentstehung noch einmal vor Augen, ist durchaus denkbar, dass sie in emotionalen Situationen als mögliche Lösung eines Einschätzungsproblems (unbewusst) abgerufen und angewendet werden, etwa als Teil eines Ereignisschemas. Aber nicht nur Medien sorgen für diese Form des Transports von Einschätzungen, ebenso lassen sich interfamiliäre oder intergenerationale Transfers von Einschätzungen feststellen.

Eine Fundierung dieser Annahmen findet sich im Konzept sozial geteilter beziehungsweise verteilter Kognitionen, das sich vor allem auf Expertenwissen und dessen Anwendung bei spezifischen Aufgabenstellungen und Kooperationserfordernissen bezieht, prinzipiell aber auch auf Einschätzungsprobleme übertragen werden kann. Wertsch (1991) und Resnick (1991) gehen davon aus, dass Kognitionen nicht nur sozial situiert und

konstruiert sind, sondern dass die Voraussetzung zur Kooperation und Koordinationen von Handlungen auch in einer hinreichend großen Schnittmenge des Wissens liegt. Dass diese Schnittmengen in Bezug auf allgemeine Wissensvorräte im Laufe der Sozialisation erworben werden, ist bereits in Abschnitt 2.1 gezeigt worden, in Bezug auf spezifische, nicht alltägliche Herausforderungen müssen sie jedoch von den Akteuren hergestellt werden (Cannon-Bowers/Salas 2001: 196; Hutchins 1991/1996).

Eine weitere Möglichkeit des Einflusses des Sozialen besteht in der Einschätzung originär sozialer Phänomene, etwa Handlungen und Verhaltensweisen anderer Akteure, deren Rolle, Status, Macht, Autorität, emotionaler Zustand oder deren soziale Beziehung. Eine diesbezüglich gut ausgearbeitete Einschätzungstheorie, die in der Soziologie jedoch kaum als solche wahrgenommen wird, ist Kempers (1978a) Theorie, die sich explizit auf die Einschätzungen der sozialen Phänomene Status und Macht sowie deren subjektive Angemessenheit konzentriert. Manstead und Fischer halten in Bezug auf die Sozialität der Einschätzungen zunächst fest, dass

»[W]hether or not something is perceived as frightening is largely dependent on how such a threat has previously been appraised and talked about by one's parents or peers. The assessment of our ability to cope with difficulties or threats is thus likely to be influenced by other people: Will they help me? Do they think that the situation is difficult, or threatening? Have they expressed confidence in my ability? Appraisals, in other words, are importantly shaped by the appraisals of important others in the same or similar emotional events« (Manstead/Fischer 2001: 222).

In Anlehnung an diese Beispiele definieren sie *social appraisal* als Einschätzung der Gedanken, Emotionen und Handlungen anderer Akteure in Hinblick auf ein emotionales Ereignis (ebd.).

Eine der grundlegenden Annahmen und gleichzeitig eines der bedeutendsten Ziele der Einschätzungstheorie ist es, individuelle Unterschiede in den emotionalen Reaktionen auf gleiche oder vergleichbare Ereignisse zu erklären. Beim Spiel des Hamburger Sportvereins gegen den FC St. Pauli wird der Führungstreffer durch den HSV bei seinen Anhängern Jubel, Freude und Begeisterung auslösen, bei den Fans des FC St. Pauli hingegen Entsetzen und Ungläubigkeit – obwohl es sich (im Hinblick auf die sensorische Wahrnehmung) um dasselbe Ereignis handelt. Im soziologischen Kontext sind deshalb die interindividuellen und gesellschaftlich bedingten Gemeinsamkeiten und Regelmäßigkeiten in den Einschätzungen von Bedeutung, die sich dementsprechend nicht im einzelnen HSV- oder

FC-St.-Pauli-Anhänger finden, sondern in *den* HSV-Fans und *den* FC-St.-Pauli-Fans.

Für den Soziologen kann als selbstverständlich angenommen werden, was für viele Psychologen und Vertreter der Einschätzungstheorie zuweilen als offenbar innovative Betrachtungsweise gilt: Die kognitiven Grundlagen der Einschätzungsprozesse, die mentalen Strukturen des Selbst, entstehen stets in sozialen Zusammenhängen und sind durch diese entsprechend geprägt, oder anders formuliert: sie sind sozial konstruiert. Darüber hinaus wird die soziologische Forschung spätestens seit Goffman (1959) nicht müde, auf die zentrale Bedeutung der Selbstevaluation unter der Perspektive des Anderen aufmerksam zu machen. »What is crucial is that individuals anticipate others' definitions of the situation and how they are likely to respond to the situation and our behaviors« (Manstead/Fischer 2001: 224), wobei dieser Wechsel der Perspektive keinesfalls ein Sonderfall für emotionales Verhalten darstellt, sondern einen konstitutiven Baustein der Koordinierung sozialen Handelns.

Wie weitgehend sich die Präsenz und der Einfluss anderer Akteure auf die eigenen Einschätzungen auswirkt, illustrieren Studien zum mimischen Ausdrucksverhalten (siehe Abschnitt 5.1), das nur zum Teil der willentlichen Kontrolle zugänglich ist. Diese Studien zeigen in Abhängigkeit der Präsenz anderer Akteure deutliche Unterschiede im mimischen Ausdrucksverhalten, die wiederum auf entsprechende Unterschiede in der Einschätzung schließen lassen. Die Präsenz anderer Akteure verändert auch die (kurzfristigen) Ziele einer Person und damit bestimmte Variablen des Einschätzungsprozesses. Reisenzein (2001: 197) geht deshalb davon aus, dass die primäre Funktion der verbalen und nonverbalen Emotions-expression in der interindividuellen Übertragung von Einschätzungen besteht.

Schematische Einschätzungen

In den dargestellten Einschätzungstheorien wird der sozialen Bandbreite und dem teilweise sozialen Ursprung von Einschätzungen zumeist lediglich im Hinblick auf *originär* soziale Einschätzungsdimensionen wie etwa der Normkonformität oder spezifischer sozialer Ziele Rechnung getragen. In sozialen Normen beispielsweise schlagen sich neben den individuellen auch kollektive Ziele, Wünsche und Überzeugungen nieder, die als Verdichtung komplexer gesellschaftlicher Verhaltenserwartungen vorliegen

(Smith u. a. 2006; Roseman 1991; Scherer 1993b). Nimmt man Scherers (1984) Modell der fünf *stimulus evaluation checks* als Ausgangspunkt, dann können lediglich die Überprüfungen der Neuigkeit und der Empfindung, also die in der Einschätzungssequenz früh verarbeiteten Einschätzungen als nicht deklarativ-wissensbasiert und damit unter Umständen nicht sozial konstruiert angesehen werden. Die übrigen drei Dimensionen (Zielkompatibilität, Bewältigungspotenzial und Normkompatibilität) sind auf semantisches, sozial konstruiertes Wissen angewiesen.

Ähnlich wie bei sozialen Normen sind dieses sozial konstruierte Wissen und die genannten Kognitionen sowie die Referenzen an die soziale Umwelt zumeist in verdichteter Form als *Schemas* gespeichert. Schemas als kognitive Strukturen, die sich aus konzeptuellen beziehungsweise generalisierten Wissensbeständen und bestimmten Erwartungshaltungen zusammensetzen, können als mögliches Bindeglied zwischen den strukturellen und prozessualen Annahmen der Einschätzungstheorie fungieren. Leventhal und Scherer (1987) deuten diese Funktion bereits an, indem sie die schematische Verarbeitung von Einschätzungen einführen, die durch die Zusammenfassung und Verdichtung der nötigen Kognitionen deutlich schneller abläuft als die konzeptuelle Verarbeitung – dabei aber trotzdem einen hohen Grad an Komplexität und sozialer Einflussnahme ermöglicht.

Bei Clore und Ortony (2000) beziehungsweise bei Smith und Kirby (2001) finden sich die schematheoretischen Annahmen der Informationsverarbeitung entsprechend in der assoziativen und fallbasierten Verarbeitung. Entscheidend ist deshalb die Frage, wie Schemas entstehen und operieren und so zu den dargestellten Einschätzungsprozessen führen. Die Annahme kognitiver Schemas ist deshalb maßgeblich für die Beantwortung der Frage, wie aus zunächst deliberativen und bewussten Einschätzungen unbewusste automatische Einschätzungen und Emotionen entstehen, die in ihren Eigenschaften mit der Arbeitsweise des basalen Affektsystems vergleichbar sind. Ferner zeigt sich in der Schematheorie auch besonders die soziale Konstruktion von Kognitionen, da Schemas immer im Zuge der Auseinandersetzung mit den Anforderungen der sozialen Umwelt entstehen.

Die Schematheorie betrachtet Akteure als *cognitive misers*, also als »kognitive Geizkrägen«, die mit begrenzten (kognitiven) Ressourcen möglichst effizient umgehen müssen und aus diesem Grund die Komplexität der sozialen Umwelt als Bezugspunkt für das Handeln und Verhalten – zumindest im Alltäglichen – weitgehend reduzieren und häufig wiederkeh-

rende Handlungsanforderungen automatisieren (Bargh/Chartrand 1999; Fiske/Taylor 1984: 12). Schemas bilden auf der einen Seite eine Verdichtung und Zusammenfassung verschiedener Wissensformen und motivationaler Komponenten wie Absichten und Wünschen, und auf der anderen Seite beschleunigen sie durch diese Komprimierung die Verarbeitung neuer Informationen deutlich (Augoustinos/Walker 1995; Bless u. a. 2004; Fiske/Taylor 1984; Howard 1995).

Dabei gehen die meisten Autoren davon aus, dass Schemas eine grundsätzliche Möglichkeit der Organisation von Repräsentationen darstellen, die wiederum als zentrale und grundlegende Einheiten des Wissens und der Kognition gelten und auf verschiedene Weisen organisiert und strukturiert sein können (Rumelhart 1984; Pitt 2004). Neben der schematischen wird zum Beispiel auch die prototypische, exemplarische und assoziative Organisation postuliert (Smith/Queller 2004: 5). Schemas repräsentieren in den meisten Theorien abstraktes, generalisiertes und allgemeines Wissen im Gegensatz zu detailorientiertem Kontextwissen (Smith/Queller 2004; Vandekerckhove u. a. 2006).

Vor dem Hintergrund eines Ressourcen schonenden Akteurs können Schemas als »mentale Abkürzungen« betrachtet werden, die die komplexe Umwelt auf einige wenige Aspekte reduzieren, um den Anforderungen des Alltagshandelns gerecht zu werden. »The most fundamental principle suggested by schema research is that people *simplify reality*; they do so in part by interpreting specific instances in light of the general case« (Fiske/Taylor 1984: 141; Hervorh. d. d. Verf.).

Schemas haben deshalb ebenfalls Auswirkungen auf die Aufmerksamkeit, die Wahrnehmung und das Gedächtnis. Damit sie ihre komplexitätsreduzierende Funktion erfüllen können, müssen Eindrücke zunächst *kategorisiert*, das heißt einem bestehenden Schema zugeordnet werden, das dann wiederum weitere, mit dieser Kategorie assoziierte Elemente bereithält.

»Fundamental to this account of socio-cognitive functioning is the assumption that reliance on categorical knowledge structures is mentally easier than the alternative of forming data-based, individuated impressions of others [...]. Simply stated, categorical thinking is preferred because it is cognitively economical« (Macrae/Bodenhausen 2001: 241).

Betrachtet man Schemas in diesem Sinne als kognitive Strukturen, die sich aus generellen Wissensbeständen und motivationalen Komponenten zusammensetzen, wird ersichtlich, inwiefern Schemas dazu beitragen können, nicht nur die Komplexität der sozialen Umwelt zu reduzieren, sondern

darüber hinaus auch *Erwartungssicherheit* herzustellen – sofern man davon ausgehen kann, dass andere Akteure über vergleichbare Schemas verfügen wie man selbst (vgl. Bless u. a. 2004: 51f).

Diese Aktivierung von Schemas und deren konstitutiver Repräsentationen findet zumeist nicht nur automatisch statt, sondern aktiviert neben der eigentliche Stimulusrepräsentation auch die damit assoziierten Elemente, so dass die Wahrnehmung nicht nur kategorisiert, sondern auch mit weiteren Sinn- und Bedeutungselementen verknüpft wird. Kategoriales Wahrnehmen und Denken ist jedoch insofern problematisch, als dass die Grenzen einer Kategorie und die Übergänge zwischen den verschiedenen Kategorien selten streng definiert, sondern stattdessen unscharf sind. Darüber hinaus überlagern sich Kategorien zum Teil, so dass ein Eindruck verschiedenen Kategorien zugeordnet werden kann, die möglicherweise ganz unterschiedliche Kontextinformationen beinhalten (vgl. Augoustinos/Walker 1995: 35; Macrae/Bodenhausen 2001: 242).

Die kategorisch-schematische Informationsverarbeitung führt dazu, dass Ereignisse nicht nur anhand ihrer spezifischen Eigenschaften wahrgenommen werden, sondern als Element einer Kategorie (zum Beispiel Geschlecht, Alter, Rolle) immer auch im Zusammenhang mit anderen, für diese Kategorie charakteristischen Eigenschaftsmerkmalen. Kategorisches Denken beeinflusst die Wahrnehmung somit auf zwei bedeutenden Wegen (Macrae/Bodenhausen 2000: 95f):

- Erstens werden durch die Passung von aktueller Wahrnehmung und gespeicherten Schemas entsprechende Wissensstrukturen aktiviert, die wiederum die Erinnerung (sofern vorhanden) an das Wahrgenommene beeinflussen.
- Zweitens sind diese Wissensstrukturen auch dafür verantwortlich, dass Einschätzungen und Eindrücke zumindest teilweise auch auf diesen Wissensstrukturen basieren und nicht lediglich auf aktuell wahrgenommenen sensorischen Informationen.

Schematheorien liefern robuste Anhaltspunkte dafür, wie sozial konstruiertes und in gesellschaftlichen Zusammenhängen entstandenes Wissen in kognitiven Strukturen organisiert ist und wie diese Strukturen in Einschätzungsprozessen von Bedeutung sind. Sie stellen ein Konzept zur Verfügung, das es erlaubt, strukturelle, inhaltliche Aspekte von Einschätzungen mit prozessualen Annahmen zu verknüpfen und liefert Hinweise darauf, dass sich Einschätzungen, die zunächst regelbasiert und deliberativ ablauf-

fen, bei regelmäßiger Exposition gegenüber dem betreffenden Eindruck zu schematischen Einschätzungen verfestigen können (Fiske 1982).

Reisenzein bezeichnet diesen Prozess als *Einschätzungs-Schematisierung* (*appraisal schematization*) und geht davon aus, dass sämtliche Einschätzungen zunächst aktiv berechnet werden oder zumindest von anderen Akteuren übernommen und als gültig anerkannt werden müssen. Anschließend können Einschätzungen sich im Zusammenhang mit anderen Informationen und Wissensbeständen zu neuen Schemas verfestigen oder in bereits vorhandene integriert werden (Reisenzein 2001: 197). Diese Schemas werden in der Folge immer dann abgerufen, wenn ein entsprechender Eindruck in den Wahrnehmungsbereich gerät. Eine schematische Einschätzung findet also immer dann statt, wenn eine zuvor gespeicherte Einschätzung für ein aktuell auftretendes (oder hinreichend ähnliches) Ereignis abgerufen und diesem Ereignis zugeschrieben wird (ebd.).

Die Schematisierung von Einschätzungen liefert damit eine mögliche Erklärung für den Übergang und die Transformation von deliberativen und regelbasierten zu fallbasierten und assoziativen Einschätzungen. Diese Transformation lässt sich, wie im vorangegangenen Abschnitt skizziert, auch auf neuronaler Ebene und anhand der beiden skizzierten Gedächtnissysteme nachvollziehen. Demnach stellt die schematische Informationsverarbeitung einen Schritt zwischen der kontrollierten kortikalen und der automatischen subkortikalen Verarbeitung von Einschätzungen dar.

Die Flexibilität und Adaptivität der Informationsverarbeitung bleibt dadurch gewährleistet, dass zwei zum Teil komplementäre Systeme parallel operieren: das kortikale und das hippocampale Lern- und Gedächtnissystem. Das langsamere aber stabilere kortikale System umfasst generelle semantische Informationen, das hippocampale Gedächtnissystem erstellt im Gegensatz dazu lediglich *temporäre* Repräsentationen von aktuellen Umwelteindrücken – das Kontextwissen –, die sich nur durch eine regelmäßige Exposition konsolidieren und verfestigen und dadurch den Status generellen Wissens erlangen können (Macrae/Bodenhausen 2000: 94). Die Konsolidierung hängt dabei wiederum von der affektiven Salienz und der Aktivität der Amygdala ab (McGaugh 2003; Phelps 2004; Squire 2004).

Die Bedeutung der sozialen Kognition und der Schematisierung von Einschätzungen und Emotionen kann noch pointiert werden, wenn man in Ergänzung zur psychologischen Perspektive auch die in Abschnitt 2.1 erwähnte soziologische Sicht auf Kognitionen unterstellt. Emotions- und insbesondere Einschätzungstheorien erheben zum Teil den Anspruch,

über soziale Kognition und Schematheorien weite Teile der Sozialität zu berücksichtigen. Unter sozialer Kognition wird jedoch nach wie vor zu meist ein individuelles oder dyadisch interindividuelles Phänomen verstanden.

»Some have argued that the »social« is a misnomer and that the only thing social about social cognition is that it is about social objects – people, groups, events. [...] Currently, research and theory in social cognition is driven by an overwhelming individualistic orientation which forgets that the contents of cognition originate in social life, in human interaction and communication [...] As such, societal, collective and symbolic features of human thought are often ignored and forgotten« (Augoustinos/Walker 1995: 3).

Betrachtet man vor diesem Hintergrund die Arbeiten der kognitiven Soziologie, fällt auf, dass die soziologische Perspektive auf das Alltagshandeln und Verstehen ebenfalls nahezu ausnahmslos von dem Primat eines kategorischen und schematischen Denkens ausgeht, das sich beispielsweise in den Konzepten der Typisierung, der Zuschreibung oder der Appräsentation wiederfindet. Bei allen alltäglichen Erlebnissen wird immer auch der jeweilige Typus dieser Erlebnisse appräsentiert, der sich wiederum »aus der eigenen Vorerfahrung und aus gesellschaftlichen Wissensbeständen« zusammensetzt (Luckmann 1992: 30). Entsprechend müssen Kognitionen nicht nur als Abbild des sensorischen Erlebens, sondern auch als dessen Interpretation vor dem Hintergrund vorhandener Wissens- und Gedächtnisstrukturen betrachtet werden (Manstead/Fischer 2001: 226).

Die schematische Informationsverarbeitung ist in gesellschaftlichen Zusammenhängen nur dann sinnvoll und kann der hier vertretenen Definition zufolge ihre Funktion erfüllen, wenn die zu Grunde liegenden Schemas auch von einer hinreichend großen Anzahl von Akteuren geteilt werden: Bin ich die einzige Person, die über ein bestimmtes Schema verfügt, wird mir die Nutzung dieses Schemas in der sozialen Interaktion kaum Vorteile verschaffen und Emotionen, die aus diesen Schemas entstehen, werden von anderen Akteuren vermutlich nicht als angemessen eingestuft.

Man kann zwar nicht davon ausgehen, dass zwei Individuen über identische Wissensvorräte verfügen, aber die kognitive Soziologie hat gezeigt, dass Wissen in hohem Maße sozial strukturiert vorliegt, so dass Individuen zumindest über vergleichbare Wissenskategorien und vergleichbares Wissen verfügen, das bereits in strukturierter Form erlernt (zum Beispiel Schul-

wissen) oder in hoch strukturierten sozialen Umgebungen erfahren wird (zum Beispiel anhand institutionalisierter Biografien).

Soziale Repräsentationen

Die soziale Prägung und Strukturierung und der gesellschaftliche Ursprung der Kognitionen lassen sich durch das sozialpsychologische Konzept der *sozialen Repräsentation* weiter untermauern, das unter anderem auf Durkheims (1912) »kollektiven Repräsentationen« basiert (Augoustinos/Walker 1995: 134ff; Moscovici 1976/2001). Repräsentationen werden in den Kognitionswissenschaften als grundlegender Modus operandi des kognitiven Systems und der Speicherung von Wissen angesehen (Fodor 1998; Smith/Queller 2004). Akteure repräsentieren ihre Umwelt demnach in semantischen und ikonischen Repräsentationsmedien. Die Repräsentation dient dem Zweck, sich mit dem »Unvertrauten vertraut zu machen« und den physischen Objekten der Umwelt eine Möglichkeit zu verschaffen, die ihnen selbst verwehrt bleibt – nämlich das Handeln und Verhalten der Akteure ultimativ zu bestimmen (Moscovici 2001: 20).

Moscovici (2001) geht davon aus, dass Repräsentationen sozialen Ursprungs sind und wichtige soziale Funktionen erfüllen. Mit ihnen lassen sich insbesondere Verbindungen zwischen individuellen Akteuren und kollektiv handelnden sozialen Einheiten erklären. Um sich an beziehungsweise in solchen Makroentitäten zu binden, Institutionen zu bilden und anerkannten Normen zu folgen, ist ein gemeinsames System von Repräsentationen nötig, ohne das eine Koordinierung kollektiver Intentionalität nicht gelänge (Lahlou 2001; Searle 1990; Tuomela 1995).

Soziale Repräsentationen entfalten ihre Wirkung im Gefüge von Individuum und Gesellschaft – wie auch Durkheims (1912) kollektive Repräsentationen – durch die Kombination von Wissen und Überzeugungen, die sich jeweils aus der alltäglichen Praxis der Akteure speisen. Die Frage nach den Ursprüngen der Stabilität und Kollektivität sozialer Repräsentationen lässt sich mit dem Hinweis auf die sozialen Strukturen beantworten, in die Akteure eingebettet sind und die sich in besonderem Maße durch ihre Fähigkeit zur Koordination des Handelns auszeichnen, das die individuelle Performanz bei weitem übersteigen kann:

»Pyramids, space shuttles, but also every action and artifact of our societies (e.g., ice creams cones, television, conferences) are the product of complex social coordination, aiming at common goals and distributing action among thousands of

beings and things. Intentions and plans, building on previous acquaintance, are communicated; actions are executed locally by individuals or small groups and contribute to the emergence or maintenance of larger social patterns. Here, interpretation and coordination rely on mnemonic systems or objects that transcend the individual. Those social constructs are, through culture and education, projected or transcribed in symbolic forms, and reified in artifacts« (Lahlou 2001: 133f).

Das Konzept der sozialen Repräsentation unterscheidet sich von Durkheims Modell kollektiver Repräsentationen zwar vor allem darin, dass es die Dynamik und Plastizität sozialer Repräsentationen betont, die aber auch nicht ohne die Möglichkeit einer – zumindest temporären – Verfestigung auskommen (Augoustinos/Walker 1995: 136f).

Die soziologische Sozialpsychologie stellt dabei ausführlich und mit einer Präzision, wie sie bislang in der Soziologie nur selten erreicht wurde, eine Seite des doppelten Prozesses dar, der nach Berger und Luckmann die Frage beantworten soll, wie aus individuellen Handlungen und subjektivem Wissen eine gemeinsame soziale Wirklichkeit entsteht: die *Internalisierung*, das heißt die Habitualisierung des subjektiven Wissens durch das eigene Handeln und das soziale Lernen in Interaktion mit anderen Akteuren, die sich in der primären und sekundären Sozialisation vollzieht (Berger/Luckmann 1969: 139ff).

Jedoch fehlt den Theorien sozialer Repräsentation und Kognition in der Regel die Betrachtung der anderen Seite der Medaille: der *Externalisierung*, das heißt der Konstitution gemeinsamer, sozial geteilter Wissensstrukturen und Handlungsmuster, der »Entäußerung von subjektiv gemeintem Sinn« (Berger/Luckmann 1969: 53). Diese Externalisierung kann in Objektivationen und Institutionalisierungen unterteilt werden, wobei die Theorie sozialer Repräsentationen vor allem erstere als Mechanismus der Verfestigung von Wissensstrukturen übernimmt.

Objektivation bezeichnet einen Prozess, der unbekannte und abstrakte Begrifflichkeiten, Ideen und Konzepte in konkrete und »objektive« Bereiche des Alltagswissens transformiert (Moscovici 2001). Dabei handelt es sich auch um die Überführung eines abstrakten semantischen Bedeutungskerns in eine ikonische, bildliche und allgemein verständliche Repräsentation, die vor allem über die Personifizierung von Wissen, die »Figuration« (die Metaphorisierung), sowie die Ontologisierung (die Verdinglichung dieser Repräsentationen) verläuft (Augoustinos/Walker 1995: 139f).

Mit Hilfe soziologischer Theorien kann der Externalisierungsprozess noch deutlich differenzierter beschrieben werden. Schütz und Luckmann gliedern die Externalisierung in drei Schritte der Objektivation (Schütz/

Luckmann 1979: 339; vgl. Berger/Luckmann 1969: 36ff; vgl. Rammert 2002: 10):

- »Anzeichen«, die sich in bestimmten Ausdrucksformen und Handlungen in gemeinsamen Situationen niederschlagen;
- »Erzeugnisse« als Objektivationen, die sich in Vorgängen und Gegenständen manifestieren (zum Beispiel Werkzeuge) und einerseits an spezifische Situationen gebunden, andererseits aber von ihrer Entstehungssituation losgelöst sind;
- »Zeichensysteme«, die wie Sprache zur Übertragung des Wissens verwendet werden und eine vollständige Loslösung von der konkreten Situation und damit den höchsten Grad an »Anonymisierung« und »Idealisierung« erreichen.

Damit vermögen soziale Repräsentationen eine für die vorliegende Analyse tragfähige Brücke zwischen kognitionspsychologischen und wissenssoziologischen Arbeiten zu schlagen, die auf empirisch gut erforschten Konzepten der sozialen Kognition und der schematischen Informationsverarbeitung fußt und die soziale Konstruktion grundlegender Wissenseinheiten – der mentalen Repräsentationen – in den Vordergrund stellt. Soziologische Theorien wiederum sind direkt anschlussfähig an diese Thesen, indem sie gut ausgearbeitete und empirisch abgesicherte Modelle der Externalisierung und Skalierung zur Verfügung stellen. Auf diese Weise trägt das Konzept sozialer Repräsentationen weiter dazu bei, die sozialen Strukturen der Emotionsentstehung auf kognitiver Ebene zu untermauern. Die Externalisierung, die für soziale Repräsentationen angenommen wird und Bestandteil des Mikro-Makro-Link ist, profitiert dabei auch stets von der Bindung der Kognitionen an Emotionen.

Zusammenfassung

Welche Aussagen lassen sich nun aus diesen Ergebnissen für die Entstehung von Einschätzungen und Emotionen sowie deren soziale Struktur ableiten? Sofern ein Großteil der Kognitionen der Akteure – strukturell wie prozessual – nicht unabhängig von deren sozialer Eingebettetheit existiert, und Kognitionen wiederum einen notwendigen Bestandteil von Emotionen und deren Entstehung ausmachen, dann folgt daraus notwendigerweise, dass die Emotionsentstehung ebenso wie (und vermittelt durch) Kognitionen dem Einfluss des Sozialen und den verschiedenen

Internalisierungsprozessen unterliegt. Und mehr noch: Man kann davon ausgehen, dass für Emotionen vergleichbare Externalisierungsprinzipien gelten wie für die Repräsentation von Wissen, das heißt, subjektive Emotionen finden ebenso wie subjektives Wissen Eingang in gesellschaftliche Institutionalisierungs- und Objektivationsprozesse.

Diese Ergebnisse lassen auf drei zentrale Möglichkeiten der sozialen Strukturierung der (kognitiven) Emotionsentstehung schließen:

Zum einen besteht die Möglichkeit der Schematisierung von Einschätzungen (vgl. Fiske 1982; Reisenzein 2001). Damit ist gemeint, dass Einschätzungen – wie andere kognitive Prozesse auch – der Tendenz zur Schematisierung unterliegen. Das heißt, die Einschätzung als deliberativer und kontrolliert ablaufender Prozess verfestigt sich bei regelmäßigem Auftreten in schematischen Strukturen, so dass die Wahrnehmung und der Abruf bestimmter Informationen aus dem Gedächtnis ausreichen, um die in einem Schema verankerten Emotionen auszulösen. Diese schematischen Emotionen unterliegen demzufolge den gleichen Internalisierungsprozessen wie Wissen und Kognitionen, so dass sich für diese (spezifischen) Emotionen auch eine dem Wissen entsprechende soziale Strukturierung postulieren lässt.

Die zweite Möglichkeit besteht darin, dass Emotionen und affektive Reaktionen selbst Teil bestimmter Schemas sind, beispielsweise Angst als Teil des »Schusswaffenschemas« oder Zuneigung beim »Kindchenschema«. Interessant hierbei ist, dass diese Einschätzungen selbst nicht vorgenommen werden müssen (wohl aber können), das heißt der eigentliche Schematisierungsprozess, der hinsichtlich der ersten Möglichkeit beschrieben wurde, ist hier nicht notwendig. Stattdessen können diese Schemas einschließlich der entsprechenden emotionalen Reaktionen erlernt und verbal vermittelt werden. Dies gilt potenziell für die gesamte Bandbreite denkbarer Schemas, etwa Rollenschemas, Personenschemas, Situationsschemas und Handlungsschemas. Die beiden letztgenannten sind zum Beispiel bei der Untersuchung von Hartmut Essers Handlungstheorie in Kapitel vier von besonderer Bedeutung und Hochschild (1983) etwa sieht emotionale Verhaltensweisen vor allem in Rollenschemas eingebettet.

Die dritte Möglichkeit schließlich betrifft direkt den Prozess der Emotionsentstehung. Setzt man voraus, dass Emotionen die Folge einer Einschätzung sind, bei der aktuelle situationale und kontextuelle Informationen mit vorhandenen Wissensstrukturen im Hinblick auf deren Bedeutung für das eigenen Wohlergehen abgeglichen werden, muss man vor dem

Hintergrund der in diesem Abschnitt dargestellten Ergebnisse davon ausgehen, dass diese Einschätzungen nicht (nur) auf den tatsächlichen, einer Situation immanenten Informationen basieren, sondern vielmehr auch auf dem *subjektiven kontextuellen Wissen*, das mit einer Situation verbunden und stark durch vorhandene allgemeine Wissensstrukturen und Schemas geprägt ist.

Einschätzungen finden also in den seltensten Fällen auf Grundlage »roher« perzeptueller Daten statt, sondern auf den Schemas, die durch diese Eindrücke aktiviert werden. Anders formuliert: die Einschätzung einer Schusswaffe in der Hand eines Maskierten findet nicht anhand einer detaillierten Analyse eines metallischen Gegenstands von bestimmter Form und eines Menschen, dessen Gesicht verdeckt ist, statt. Stattdessen findet die Einschätzung des Schemas »Waffe in der Hand eines Gangsters« statt. Als weniger drastisches und offensichtliches Beispiel ließe sich das eines Lehrers anführen, der von Schülern nicht anhand individueller Persönlichkeitsmerkmale eingeschätzt wird, sondern (zunächst) als »Öko«, »Schlipsis-träger«, »Emanze«, »Schülerfreund« oder ähnliches kategorisiert wird. Obgleich auch mit der Aktivierung dieser Schemas bereits assoziierte Emotionen auf Seiten der Schüler aktiviert werden, können Emotionen auch anhand einer aktiven Einschätzung neu berechnet werden, die aber eben nicht auf den individuellen Charakteristika des Lehrers, sondern auf dem aktivierten Schema basieren. Hierbei ist zu beobachten, dass der Grad, mit dem wahrgenommene Informationen im Rückgriff auf bereits vorhandene allgemeine Wissensstrukturen verarbeitet werden, wiederum maßgeblich von vorhandenen Stimmungen und Emotionen abhängt (vgl. dazu im Detail Abschnitt 4.2).

Diese Zusammenhänge sind bislang innerhalb der Emotionsforschung kaum thematisiert oder gar ausgearbeitet worden, weder in sozialpsychologischer noch in soziologischer Hinsicht, obgleich sie doch augenscheinlich wesentliche Implikationen sowohl für die soziale Konstruktion und Strukturierung von Emotionen als auch für die emotionale Konstruktion des Handelns, Verhaltens und damit in letzter Konsequenz auch der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung enthalten. Ruft man sich die Ergebnisse des vorangegangenen Abschnitts noch einmal vor Augen, dann bestehen sowohl auf neuronaler als auch auf kognitiver Ebene deutliche und vielfältige Anzeichen und Möglichkeiten für eine soziale Prägung und Strukturierung der Emotionsentstehung, die sich auf kognitiver Ebene mit der sozialen Genese des Wissens und der Kognitionen in Verbindung

setzen lassen, wobei jedoch tendenziell unterschiedliche Internalisierungsprinzipien vorherrschen: einerseits das semantische und andererseits das erfahrungsbasierte Lernen. Hinzu kommt, dass die soziale Prägung vor allem im Fall schematischer Einschätzungen zu Ergebnissen führt, die der bewussten Kontrolle und Introspektion nicht immer zugänglich sind. Emotionen können dadurch ebenso wie affektive Reaktionen unwillkürlich ausgelöst werden, so dass ihre soziale Prägung nicht ohne Weiteres intentional revidiert beziehungsweise reguliert werden kann.

Damit ist klar, dass Emotionen auch und gerade aus einer kognitivistischen und neurowissenschaftlichen Perspektive heraus ihre Bindung an und Prägung durch die soziale Umwelt nicht verlieren. Im Gegenteil kann durch diese Perspektive eine in der Soziologie der Emotionen bislang weitgehend unbekannte und deutlich tiefere Prägung der Emotion gezeigt werden. Soziale Strukturen, wie sie eingangs definiert wurden, vermögen anhand der in diesem und dem vorangegangenen Abschnitt dargestellten Mechanismen ihre Struktureigenschaften auf die Emotionen der Akteure zu übertragen, und zwar vor allem auf einer Ebene, die sich der bewussten Einflussnahme entzieht und die aus diesem Grund umso wirkungsvoller im Hinblick auf die Rückwirkungen auf das Handeln, die Interaktionen und damit auf die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung ist. Mit diesen Rückwirkungen befassen sich ausführlich die beiden folgenden Untersuchungsschritte in den Kapiteln vier und fünf.

4. Emotional strukturiertes Handeln

Die bisherige Argumentation hat gezeigt, wie Emotionen auf neuronaler und kognitiver Grundlage entstehen und wie die soziale Umwelt Einfluss auf eben diese Grundlagen der Emotionsentstehung ausübt. Im Zuge dessen konnte auch die Hypothese weiter ausgebaut und verfestigt werden, dass sich durch die verschiedenen Möglichkeiten der Prägung die Strukturen der sozialen Umwelt in den kognitiven und neuronalen Strukturen der Akteure wiederfinden, und dass diese Strukturierung sich wiederum in den »Strukturen des Denkens« ebenso wie in den »Strukturen des Empfindens« spiegelt. Alle drei Ebenen, das heißt die Ebenen der neuronalen und der kognitiven Prägung und die daraus resultierende Ebene der emotionalen Prägung, bilden zunächst lediglich einen *unidirektionalen* Prozess ab und verharren dabei auf der analytischen Ebene des individuellen Akteurs: Von der Strukturierung der sozialen Welt hin zu einer Strukturierung neuronaler und kognitiver Systeme und schließlich zur Strukturierung von Affekten und Emotionen.

Die eingangs vertretene These hingegen postuliert die Funktion von Emotionen als *bidirektionalem Vermittler zwischen Handlung und Struktur*. Insofern darf auch die zweite, umgekehrte Richtung nicht unbeachtet bleiben. Um die Analyse weiter zu vervollständigen, wird deshalb im Folgenden gezeigt, wie die auf diese Weise geprägten Emotionen in die soziale Welt zurückwirken und damit die Ebene des individuellen Akteurs verlassen. Kurzum: Die Frage, der in diesem Kapitel nachgegangen wird, lautet: welchen Einfluss üben Emotionen auf das Handeln aus? Die Ausführungen setzen voraus, dass Emotionen bereits im Sinne der vorangegangenen Kapitel sozial strukturiert sind. Es geht also nicht mehr darum zu zeigen, wie die soziale Prägung von Emotion stattfindet, sondern wie die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung durch eben diese geprägten Emotionen, Handlungen und Interaktionen stattfinden kann.

Die Untersuchung beschränkt sich dabei zunächst im Sinne Webers (1922) auf das »interne« Handeln und dessen Wechselwirkungen mit Emotionen, obgleich selbstverständlich angenommen wird, dass die auf diese Weise implementierten »internen« Handlungen auch auf die eine oder andere Art in die soziale Umwelt hineinwirken. Ausgangspunkt der Darstellung sind zwei klassische soziologische Konzepte des Akteurshandelns – Rationalität und soziale Normen – die im folgenden Unterabschnitt in Anlehnung an entsprechende Akteurmodelle, den Homo Sociologicus als Normen befolgendem Akteur und den Homo Oeconomicus als ein den individuellen Nutzen maximierender Akteur, dargestellt werden. Die Diskussion dieser Handlungsmaximen und der vorgebrachten Kritik an ihren grundlegenden Annahmen – dem Prinzip der rationalen Wahl und der Orientierung an externen Zwängen – soll dabei aber nicht in aller Tiefe erfolgen, sondern konzentriert sich auf die Identifizierung zentraler Probleme und die Darstellung ausgewählter emotionstheoretischer Lösungsansätze. Im Vordergrund der Betrachtung stehen dabei zwei handlungstheoretische Ansätze: Hartmut Essers Modell der rationalen Wahl (Esser 1996/1999) mit der zu Grunde liegenden Annahme einer *begrenzten Rationalität* und Helena Flams Akteurmodell des »Emotional Man« (Flam 1990a/1990b; Schimank 2000).

Beide Modelle sind vor allem deshalb für die weitere Argumentation geeignet, weil sie zwei wesentliche Kriterien erfüllen: sie stellen nicht nur eine Verbindung zwischen Normen, Rationalität und Handeln (und im Fall des »Emotional Man« auch zwischen Emotionen) her, sondern treffen darüber hinaus auch mehr oder weniger konkrete Aussagen über die möglichen makrostrukturellen Effekte des Akteurshandelns. Zunächst wird anhand von Essers Modell gezeigt, welcher Art die wesentlichen Probleme und Grenzen der Theorie rationaler wie auch der begrenzt rationalen Wahl bei der Erklärung von Entscheidungen und Handlungen sind. Ferner wird untersucht, wie dieses Modell durch die Berücksichtigung emotionaler Komponenten ergänzt werden kann. Dieses Potenzial wird bei der Darstellung des »Emotional Man« in ersten Ansätzen deutlich, die aber gleichzeitig auch zeigt, welches Potenzial man verspielt, wenn Emotionen dabei nur oberflächlich betrachtet, unzureichend konzeptualisiert und um biologische Erklärungskomponenten reduziert werden.

Aus diesem Grund zeichnet der darauf folgende Abschnitt ein Bild der Wechselwirkungen zwischen Handlungen und Emotionen, das auf einer eingehenden interdisziplinären Analyse der Einflüsse von Emotionen auf

sämtliche kognitiven Prozesse und Strukturen – die Informationsverarbeitung, -speicherung und -repräsentation – basiert. Dazu werden die in den Abschnitten 3.1 und 3.2 erarbeiteten neuronalen und kognitiven Grundlagen der Entstehung von Emotionen dahin gehend erweitert, dass hier die *Auswirkungen* von Emotionen auf eben diese Kognitionen und die darauf basierenden (vermeintlich) rationalen und normativen Handlungen im Mittelpunkt der Betrachtung stehen.

Dabei kommt dem Verhältnis von Emotion und Rationalität und der Rolle von Emotionen im Prozess der Entscheidungsfindung eine tragende Rolle zu, die vor allem anhand von Ergebnissen aus der Psychologie und den Kognitionswissenschaften ausführlich dargestellt wird. Ein zentraler Anhaltspunkt ist Damasio Hypothese der »somatischen Marker« (Damasio 1994), die in Verbindung mit weiteren Theorien robuste Hinweise darauf liefert, dass rationales Entscheidungsverhalten insbesondere in Situationen, die persönliche und soziale Gegenstandsbereiche des Akteurs tangieren, ohne Emotion oftmals nicht möglich ist. Gezeigt wird ebenfalls, dass kognitive Leistungen – vom Bewerten und Urteilen bis hin zur Speicherung und dem Abruf von Gedächtnisinhalten – grundsätzlich nicht frei von Einflüssen durch Emotionen sind, und dass diese Einflüsse keineswegs zufälliger, chaotischer Natur sind, sondern dezidiert von der Ontologie der Emotionen selbst und ihrer im vorangegangenen Kapitel geschilderten sozialen Strukturierung abhängen.

Schließlich konvergiert die Darstellung in der Entwicklung des Konzepts beziehungsweise des Idealtypus eines »emotionalen Handelns«. Das »emotionale Handeln« soll im Gegensatz zu Webers Idealtypus des »affektuellen Handelns« ein Handeln beschreiben, das zwar von Emotionen maßgeblich bestimmt ist, aber deshalb keineswegs arbiträr, unvorhersehbar oder für die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung irrelevant abläuft. Dieser Handlungstypus führt zusammen, wie Emotionen auf die Kognitionen, das rationale Abwägen und das Entscheiden Einfluss nehmen, wie sich darin die sozialen Strukturen widerspiegeln, und wie die darauf basierenden Handlungen in die soziale Umwelt zurückwirken und maßgeblich dazu beitragen, dass soziale Ordnung überhaupt entstehen kann. Dies geschieht keineswegs chaotisch und irrational, sondern in gleichem Maß, in dem Emotionen in Interaktion mit der sozialen Umwelt strukturiert werden, leisten sie wiederum der Strukturierung des Handelns und damit auch der sozialen Strukturierung Vorschub.

4.1 Handlungsdeterminanten und Akteurmodelle

Zwei der zentralen soziologischen Erklärungsprobleme, die sich vor dem Hintergrund des Problems der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung zusammenfassen lassen, bestehen in der gemeinsamen Erklärung von individuellen Handlungswahlen und »des handelnden Zusammenwirkens, insbesondere der Schaffung, Erhaltung und Veränderung sozialer Strukturen« (Schimank 2000: 17). Inwiefern eine solche Erklärung ausgehend vom individuellen Handeln der Akteure, deren Kognitionen und von interaktiven Mikroereignissen geleistet werden kann, wurde in Abschnitt 2.1 diskutiert. In der Tradition der soziologischen Forschung, die sich *im weitesten Sinne* dieser Perspektive verbunden sieht und deshalb akteurzentriert beziehungsweise methodologisch individualistisch arbeitet, haben sich bei der Analyse dieser Problemfelder vor allem zwei Akteurmodelle herauskristallisiert, die sich gegenüber alternativen Modellen größtenteils durchgesetzt haben: der *Homo Sociologicus* und der *Homo Oeconomicus*.

Diese beiden »Schreckensmänner der Sozialwissenschaften« (Weise 1989) als Destillate umfangreicher Theorien haben nachhaltig das soziologische Verständnis der Zusammenhänge zwischen sozialer Ordnung und individuellem Handeln geprägt. Dabei sind sie bis heute weitgehend komplementär zueinander geblieben, obwohl es an Synthesebestrebungen nicht mangelt (Esser 1999; Opp 1985; Weise 1989). Die Vorstellung eines durch externe, gesellschaftliche Zwänge bestimmten Individuums hat das Menschenbild der Soziologie seit Emile Durkheim bestimmt und Weber hat wie kaum ein anderer die Vorstellung eines weitgehend autonom und rational handelnden Akteurs geprägt. Beide Akteurmodelle legen dementsprechend ganz unterschiedliche Annahmen über gesellschaftliche Koordinationsmechanismen des menschlichen Handelns zu Grunde: Einerseits Normen (soziale Zwänge) und andererseits Nutzenerwartungen (Tauschprozesse).

Beiden wird das Potenzial zugesprochen, Regelmäßigkeiten im Handeln zu erzeugen und so zur Entstehung und Aufrechterhaltung stabiler sozialer Strukturen beizutragen. Alternativen zu diesen beiden Handlungsdeterminanten werden oft nur sehr zaghaft in den soziologischen Erklärungskanon mit aufgenommen, häufig auch mit dem Hinweis auf die Gefahr einer Biologisierung oder Psychologisierung der Soziologie und mit dem Argument, die soziologische Theorie bräuchte sich in der Regel nicht für das *Warum* individuellen Akteurshandelns zu interessieren – von Bedeutung

seien vielmehr dessen Auswirkungen (Kron 2004: 201f). Angesichts der für die Soziologie kaum mehr wegzudenkende Bedeutung zum Beispiel von Rationalität oder Normkonformität als Erklärungen des Handelns stellt sich allerdings die Frage, wonach denn diese Konzepte fragen, wenn nicht nach dem *Warum* des Handelns.

Die Soziologie hat sich auf Normen und Rationalität als Handlungs-determinanten vermutlich vor allem deshalb eingelassen, weil sie selbst als ein offensichtlich soziales Konstrukt angesehen werden können, so dass die soziologische Forschung nicht Gefahr läuft, sich selbst ad absurdum zu führen – sollte sich zum Beispiel herausstellen, dass sich soziale Fakten eben doch nicht nur durch andere soziale Fakten erklären lassen, wie es noch Durkheim gefordert hatte.

Webers (1922: 12) Typisierung des sozialen Handelns in das zweckrationale, wertrationale, affektuelle und traditionale soziale Handeln hat sich nicht zuletzt auch aufgrund Webers eindeutiger eigener Bewertung im Laufe der soziologischen Forschung zunehmend auf die beiden erstgenannten Handlungstypen konzentriert. Aber bereits Webers Typisierung deutet an, dass letztlich offenbar lediglich *eine* relevante Handlungs-determinante existiert, nämlich die Rationalität, die sich der Typisierung zufolge letztendlich auch hinter den an Werten, sprich sozialen und moralischen Normen orientierten Handlungen verbirgt.

Dass Rationalität an sich und als bedeutendste Grundlage des Denkens und Handelns der Menschen stets von ihrem Gegenteil – den Emotionen – bedroht und unterminiert wird, ist seit der Antike gleichermaßen Gegenstand von tradierten Erzählungen, Mythen, Legenden und wissenschaftlichen Analysen, in denen sich bis heute ein ambivalentes, aber der Tendenz nach negatives Bild der Emotionen in Bezug auf das Denken und Handeln halten konnte: In diesem Bild stören Emotionen das Rationale und den Verstand, sind »irrational«, stehen dem analytischen Denken im Weg und sollten deshalb möglichst im Zaum gehalten werden und nicht das Handeln der Menschen bestimmen. Emotionen unterminieren nicht nur das rationale Denken, sondern – schlimmer noch – man ist ihnen nahezu hilflos ausgeliefert, sie stoßen einem oft unvermittelt zu und man kann sich seine Emotionen nicht aussuchen, kann sie nicht frei (das heißt rational) wählen.

Insofern berühren Emotionen nicht nur das Ideal der Rationalität, sondern auch das der Freiheit, des freien Willens und der freien Wahl. Das gilt nicht nur für negative Emotionen wie Angst und Wut, sondern mitunter

auch für positive Gefühle wie etwa die Liebe. Emotionen sind willkommene oder unwillkommene Erfahrungen, die man bewusst herzustellen oder zu meiden sucht, an denen man seine Ziele und Pläne ausrichtet, die man genießt und auskostet oder aber verabscheut und zu verdrängen sucht – Emotionen sind Belohnung und Bestrafung zugleich. So sind Emotionen unter Umständen im Hinblick auf das rationale Handeln gern gesehene Ratgeber, wenn man »mit Argumenten alleine nicht weiter kommt« oder wenn sie als »Bauchgefühl« immer dort aushelfen, wo das rationale Denken an seine Grenzen stößt.

Führt man sich die oben dargestellte, landläufige Sicht auf Emotionen noch einmal vor Augen und betrachtet gleichzeitig das Bild, das die Soziologie von Emotionen gezeichnet hat und zum Teil noch immer zeichnet, dann wird die Konvergenz beider Bilder deutlich. Barbalet (1998: 29ff) unterscheidet in dieser Hinsicht grundsätzlich drei Paradigmen des Verhältnisses von Emotion und Rationalität:

Zum einen den »konventionellen« Ansatz, für den in der Soziologie stellvertretend Webers Sicht auf Emotion und Rationalität als zwei einander entgegengesetzte Pole steht. Zum zweiten macht Barbalet einen »kritischen« Ansatz aus, dem sich auch die bisherige Argumentation dieser Arbeit verpflichtet sieht, und der sich ebenso in den verschiedenen (zum Teil bereits erwähnten) neurowissenschaftlichen und neueren mikroökonomischen Modellen wieder findet. Vertreter dieser »kritischen« Sicht nehmen an, dass Emotion und Rationalität in einem gegenseitigen *Ergänzungsverhältnis* zueinander stehen. Der dritte und Barbalet zufolge radikalste Ansatz konzipiert Emotion und Rationalität als ein *Kontinuum*, wie es zum Beispiel auch in James' Arbeiten zum Ausdruck kommt (James 1897). Emotion und Rationalität sind in diesem Ansatz lediglich zwei distinkte psychologische Alltagskonzepte, zwei Kategorien des Denkens über das Denken, Handeln und Fühlen und eben keine »natürliche Kategorie«. Empirisch hingegen haben diese Konzepte kein Gegenstück, auf das sie verweisen könnten. Emotion und Rationalität stellen einen fortlaufenden stetigen Prozess dar, so die Anhänger der radikalen Perspektive (vgl. Griffiths 1997).

Wohl kaum ein Satz in der Geschichte hat die Sicht auf die Natur des Menschen und das Verhältnis von Rationalität und Emotion so beeinflusst, wie Rene Descartes' »cogito ergo sum«. Für Barbalet (1998) wie auch für eine ganze Reihe anderer Philosophen stellt dieser Satz ebenso einen Kristallisationspunkt für Modelle des menschlichen Denkens dar wie auch

einen Ausgangspunkt für nachfolgende Generationen von Philosophen, Psychologen und Sozialwissenschaftlern, deren Theorien dann (teilweise unter explizitem Bezug auf Descartes) in der konventionellen Sicht konvergieren.

Diese Perspektive hat sich in einem Menschenbild niedergeschlagen, das nahezu jegliche Verantwortung für Handeln und Verhalten im Individuum verankert, so dass das Handeln stets als Konsequenz des Denkens erscheint. Im Kontrast dazu stehen Verhaltensweisen, die ganz offenbar nicht dem menschlichen Denken entspringen, sondern deren Ursächlichkeit vielmehr der Körperlichkeit des Menschen zugeschrieben wird: Gefühle, Empfindungen, Leidenschaften und Emotionen für die man sich dementsprechend auch nicht entscheidet, sondern die einem widerfahren und die man weitgehend passiv erdulden muss (Barbalet 1998; Solomon 2004).³²

Diese (vermeintliche) Passivität gegenüber den Emotionen wird umso schmerzhafter empfunden, weil die »erlittenen« Emotionen in der Regel im deutlichen Gegensatz zum Denken und zum Verstand stehen und das Denken (also in Descartes' Sinn das (Mensch-)Sein) stören, unterbrechen und ganz allgemein zu konträren, nicht vorhersehbaren Handlungen mit unabsehbaren Folgen führen (vgl. auch Clore u. a. 1994: 371f; Oatley 1992; Simon 1967; Sloman 1998). Elster bemerkt dazu, dass aus wissenschaftshistorischer Perspektive Emotionen infolge dieser Konzeptualisierung mitunter lediglich in *und mittels* ihrer Opposition zu Verstand und Ratio definiert worden sind (Elster 2004a: 33).

Für die soziologische Rezeption dieser Perspektive auf das Verhältnis von Emotion, Rationalität und Handeln ist Webers Theorie in besonderem Maße kennzeichnend, deren Handlungstypen noch heute eine bedeutende Rolle in der Soziologie spielen. »Handeln« soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven *Sinn* verbinden«, so die einleitende Definition (Weber 1922: 1, Hervorh. im Original), die bereits andeutet, dass die Interpretierbarkeit und der subjektive Sinn im menschlichen Handeln, also die Möglichkeit der Attribution von Intentionen, Motiven und Überzeugungen,

³² Wie hier schon ersichtlich, ist mit der Trennung von Rationalität und Emotion auch eng das Leib-Seele oder Körper-Geist Problem verbunden, und die konventionelle Sichtweise stützt sich implizit noch auf die Vorstellung eines »cartesianischen Theaters« (Damasio 1994).

Handeln als deutlich weniger »irrational« erscheinen lässt als beispielsweise tierisches Verhalten und andere »Naturereignisse«. Rationales Handeln, und hier insbesondere das zweckrationale, instrumentelle Handeln, ist folglich deshalb rational, weil es auf den bewussten, propositionalen Denkprozessen der Akteure und ihrer kognitiven Strukturen und motivationalen Zustände aufbaut (vgl. Barbalet 1998: 35). Dem entgegen stehen, so Weber, Emotionen als von Natur aus irrationale Phänomene, die die rationalen Denkvorgänge beherrschen und sie ihrer eigenen Logik unterwerfen. Rationales Handeln, das an langfristigen Zielen und Motiven ausgerichtet ist, muss sich dementsprechend in jedem Fall gegen Emotionen als spontane und impulsive Kräfte richten, die den Akteur lediglich von den eigentlichen Zielen und Prioritäten abbringen (ebd.: 37).

Dem normativen Paradigma zufolge lassen sich die soziale Ordnung konstituierenden Regelmäßigkeiten im Handeln auf soziale Normen und Konventionen zurückführen, die das Handeln der Akteure in bestimmte, gesellschaftlich vorgegebene – normierte – Bahnen lenken. Talcott Parsons etwa weicht später insofern von Durkheims strengem normativen Paradigma ab, als dass er Normen als lediglich eine von vier Sozialitätskomponenten ansieht, die den Bezugsrahmen für das Handeln herstellen. Zwar spricht sich Parsons auch gegen Handlungen als rein rationale Wahlen aus, betrachtet sie aber nicht als Zwänge, sondern vielmehr als Orientierungsrahmen. Eine Weiterentwicklung dieses normativen Paradigmas findet sich in strukturfunktionalistischen Theorien Dahrendorfscher Prägung wieder, in denen sich Handlungen an normativen Erwartungen orientieren, die wiederum von Seiten der Gesellschaft dem Einzelnen entgegengebracht werden und sich dann auf Akteurebene in einem entsprechenden Rollenhandeln niederschlagen. Die mit einer Rolle verbundenen normativen Erwartungen – die im Laufe der Sozialisation internalisiert werden und so ihren externen Zwangscharakter oftmals weitgehend verlieren – können weiter differenziert und verfeinert werden, zum Beispiel in die bekannten Muss-, Soll- und Kann-Erwartungen (vgl. Dahrendorf 1958; Schimank 2000).

Eine detaillierte Darstellung soziologischer Rollentheorie würde den Rahmen dieser Arbeit bei weitem überschreiten. Deshalb seien an dieser Stelle lediglich einige Probleme des Homo Sociologicus angedeutet, die sich zum Beispiel an der oben genannten Differenzierung veranschaulichen lassen. Einerseits wirft sie weitere Fragen bezüglich des präskriptiven Charakters sozialer Normen auf, denen der Akteur entweder Folge leisten

muss, kann oder eben soll: Normsysteme und -kategorisierungen stellen prinzipiell eine Vielzahl von Möglichkeiten der Normbefolgung zur Auswahl, wobei die Motive der Akteure, Normen auch tatsächlich in ihrem Handeln zu befolgen, oftmals *aufserhalb* des Konzepts der Norm selbst liegen – so zum Beispiel in Kontingenzproblemen in Form von multilateralen Verhaltens- und Reaktionserwartungen, in Sanktionen, in individuellen und gesellschaftlichen Funktionserfordernissen oder im individuellen oder kollektiven Nutzenkalkül.

Des Weiteren verliert das normative Paradigma zwar durch die These der Internalisierung von Normen und normativen Erwartungen (etwa der Umwandlung von Fremdzwängen in Selbstzwänge wie bei Norbert Elias (1976)) seinen ausschließlich externen Zwangscharakter – aber an der Kritik einer »Übersozialisierung« normativen Handelns können auch die angebotenen Auswege etwa des interpretativ kreativen *role-making* (im Gegensatz zum reinen *role-taking*) nur wenig ändern (vgl. Frank 1993). Ferner findet sich eine ganze Reihe offener Fragen die Ontologie der Normen betreffend: Was sind Normen, wie sind sie im Akteur repräsentiert, warum befolgen Akteure letztendlich Normen, wie entstehen sie und wie werden sie aufrechterhalten (vgl. Coleman 1990; Elster 1989; Horne 2001; Popitz 1980)?

Einige dieser Fragen versuchen Modelle des rationalen Handelns zu beantworten, wobei der Homo Oeconomicus durchaus als eigenständiges Akteurmodell zu sehen ist, der sein Dasein sicherlich nicht in Abhängigkeit des Homo Sociologicus fristet, sondern ganz im Gegenteil mit Nachdruck die eigenständige Existenzberechtigung behauptet. Der rational ziel- und nutzenorientiert handelnde Akteur, der als Gegenstück zu »übersozialisierten« Akteurskonzepten in der Soziologie verstanden wird (Frank 1993: 160), verspricht eine Abkehr von einem durch Normen (über-)determinierten hin zu einem deutlich autonomeren Handeln, das die subjektiven Ziele und Motive der Akteure wesentlich stärker berücksichtigt. Einer der nachdrücklichsten Verfechter der Theorie rationaler Wahl innerhalb der Soziologie ist James Coleman (1991), der die Verfehlung des normativen Paradigmas vor allem darin sieht, von einem Akteur als *bereits sozialisiertem* Element eines sozialen Systems auszugehen, so dass die zentrale soziologische Frage, die auch hier von grundlegendem Interesse ist – nämlich die nach der Natur der Verbindungen zwischen Individuum und Gesellschaft – in diesem Paradigma kaum adäquat gestellt werden kann. Das Wechselspiel zwischen den Möglichkeiten des Individuums, einerseits nach eigenen

Zielen, Überzeugungen, Absichten und Wünschen »frei« Handeln und Entscheiden zu können und andererseits den Beschränkungen gesellschaftlicher Umstände zu unterliegen, ist Coleman zufolge gerade nicht Bestandteil des normativen Paradigmas. Vor diesem Hintergrund gehen er und andere Autoren der Frage nach, ob und wie sich Normsysteme als Resultat des *rationalen* Handelns der Akteure entwickeln (vgl. auch Opp 2002; Schmid 2004: 199f).

Eine der wesentlichen Ursachen für die nach wie vor prominente konventionelle Perspektive, gerade auch in der soziologischen Forschung, kann vor allem in der mangelnden Kenntnisnahme dessen gesehen werden, was im Verlauf dieser Arbeit als die sozialen Strukturen der Emotionen bezeichnet wurde, also den unbewussten, regelmäßig wiederkehrenden und subtilen Emotionen und deren Einfluss auf das Denken und Handeln. Die Konsequenzen einer solchen, dem konventionellen Menschenbild verpflichteten Sicht für größere soziale Zusammenhänge, die über das isolierte idealtypische Akteurshandeln hinausgehen, formuliert Barbalet wie folgt: »The implication is that emotion will create disorder in human affairs, whereas rationality will ›bring order into the conduct‹ of persons« (Barbalet 1998: 37).

Diese Opposition zwischen Rationalität und Emotion findet sich in den Sozialwissenschaften zwar nicht ausschließlich aber besonders deutlich in den Annahmen der Rational-Choice Theorien wieder, die die Handlungswahl gemäß des Weberschen Diktums als rationale Entscheidung zwischen möglichen Alternativen mit dem Ziel eines möglichst großen individuellen oder auch kollektiven Nutzens betrachten (Coleman 1990). Hartmut Esser (1996/1999) gilt als einer der bedeutendsten Vertreter dieser Theorie im deutschsprachigen Raum und legt seiner allgemeinen Sozialtheorie ein Modell der rationalen Wahl zu Grunde, das auf der Annahme der *begrenzten Rationalität* beruht und damit bereits die Möglichkeit der normativen Ausrichtung des Handelns berücksichtigt. Klar ist aber auch dort, dass es sich um eine überwiegend kognitive Handlungstheorie handelt, die Emotionen und Gefühle zwar als Teil der biologischen Grundausstattung des Menschen erwähnt, ihre Funktion jedoch nicht im internen Entscheiden und Handeln, sondern vor allem im Ausdrucksverhalten in der sozialen Interaktion sieht (Esser 1996: 143f). Die Auseinandersetzung mit Essers Theorie rationaler Wahl zeigt, inwieweit rationale Handlungsmodelle von der hier dargestellten Sicht auf Emotionen profitieren und damit zu einem wichtigen Baustein der weiteren Argumentation werden können.

Wie weit sich die heutige Soziologie der Emotionen zum Teil bereits von diesem Standpunkt entfernt und an die »kritische« Position angenähert hat, wurde bereits in den einleitenden Kapiteln erwähnt und wird auch von Flam deutlich herausgestellt: »Soziale Strukturen und nicht nur [...] innerpsychische Zustände sind die Ursachen der Emotionen. In der Regel unterstützen diese Emotionen die schon etablierten sozialen Strukturen« (Flam 1999: 183).

Dabei resultiert Flams Zusammenfassung offenbar nicht aus einer »kritischen«, sondern eher der »konventionellen« Sicht auf Emotionen, die ebenso Einzug in weite Teile der allgemeinen Soziologie gehalten und dort vor allem durch Uwe Schimanks (2000) Rezeption und Integration in ein Mikro-Makro-Framework auch entsprechenden Anklang gefunden hat. Flams Akteurmodell des »Emotional Man« eignet sich deshalb gut, um die Argumentation dieser Arbeit zu verdeutlichen. Sie formuliert trotz der eingenommenen konventionellen Sicht eine Antwort auf die Frage, wie Emotionen und soziale Strukturen zusammenhängen. Vorrangig stellt Flam diese Verbindung her, indem sie Rationalität und Emotion zwar grundsätzlich als gegensätzliche und unvereinbare Pole betrachtet (»pure emotional man«), die aber – und darin liegt Flam zufolge ihre soziologische Aussagekraft – in der *Normkonformität* und einer entsprechenden *Regulation* von Emotion konvergieren (»constrained emotional man«) (Flam 1999; Schimank 2000: 107–121).

Die Auseinandersetzung mit dem »Emotional Man« soll deshalb zweierlei leisten: Zum einen zeigt sie, dass das Modell zwar weitgehend die richtigen Schlüsse zieht (Emotion und soziale Strukturierung hängen zusammen), aber auf falschen Prämissen beruht (der »konventionellen« Sichtweise) und ferner problematische konzeptuelle Annahmen trifft (»constrained« versus »pure«). Zum zweiten zeigt sie, wie ein Verzicht auf diese restriktiven Annahmen zugunsten der Aussagen der vorangegangenen Kapitel neue Perspektiven eröffnen und den Weg bereiten kann für alternative Prämissen, die erstens eine ähnliche Schlussfolgerung zulassen (Emotion als bidirektionale Vermittler zwischen Handlung und Struktur) und zweitens aufgrund ihrer soliden Verankerung in der aktuellen interdisziplinären Emotionsforschung deutlich aussagekräftiger und weit reichender sind.

4.1.1 Grenzen der (begrenzten) rationalen Wahl

Das Modell des zweckrational handelnden Akteurs hat sich eine Reihe von Soziologen- und Ökonomen generationen zu Eigen gemacht und dadurch eine Vielzahl soziologischer Theorien beeinflusst. Die Möglichkeit, »frei« entscheiden und handeln zu können, setzt in der Regel zwei oder mehrere Handlungsoptionen voraus, zwischen denen sich ein Handelnder entscheiden kann. Da man in der Regel davon ausgehen kann, dass ein Handelnder nicht endgültig weiß, welche Handlungsoption zu welchen (distinkten) Konsequenzen führt (andernfalls bestünde kein Entscheidungsproblem), hat man es in der Regel mit Entscheidungen unter *Unsicherheit* zu tun. Die Rational-Choice (RC) Theorie gilt als Inbegriff dieses Akteurmodells und damit auch des methodologischen Individualismus. Dabei ist sie aber nur die Spitze des Eisbergs der »Rationalitätsfiktionen« (Schimank 2005) innerhalb der Sozialwissenschaften, die ihre axiomatischen Annahmen entsprechend deutlich und zumeist verhältnismäßig kompromisslos ins Feld führt.

Grundlegend für diese Modelle ist die Annahme, dass Akteure zwischen zwei möglichen Alternativen aufgrund der erwarteten Erwünschtheit beziehungsweise des erwarteten Nutzens einer Option unter Berücksichtigung der jeweiligen Eintrittswahrscheinlichkeit dieser Konsequenzen entscheiden. Die normative Natur dieser Werterwartungstheorie zeigt sich an einer Reihe axiomatischer Annahmen über die Natur solcher Entscheidungen: Entscheidungshandeln ist am subjektiv erwarteten Nutzen orientiert und strebt nach der Maximierung desselben; Nutzen wiederum hängt von der Präferenzordnung der Akteure ab, die als transitiv angenommen wird und individuell verschieden ist; der subjektiv erwartete Nutzen bezieht auch die Eintrittswahrscheinlichkeit von Handlungsfolgen mit ein; die Ressourcen, die ein Akteur zur Erreichung seiner Ziele, das heißt zur Maximierung seines Nutzens, einsetzen kann, sind begrenzt; es gilt das Prinzip des abnehmenden Grenznutzens, das heißt, der Nutzenzuwachs nimmt mit zunehmender Zielerreichung ab; durch die Verfolgung von Zielen entstehen Opportunitätskosten derart, dass die Anzahl der potenziell verfolgbaren Ziele begrenzt ist; und Akteure neigen dazu, den unmittelbaren Nutzen einem in der Zukunft liegenden Nutzen vorzuziehen (Flam 1990a; Loewenstein/Lerner 2003; Schimank 2000; Srubar 1992).

Im deutschen Sprachraum kommt ein solches – in den Wirtschaftswissenschaften weithin als Standard geltendes – Rationalitätspostulat in der modernen Soziologie wohl am ausdrücktesten durch Essers (1996)

Konzept der »Logik der Selektion« zum Tragen. Dabei handelt es sich um ein Modell der rationalen Wahl, das Entscheidungen der Akteure in oben dargestellter Art auf den subjektiv erwarteten Nutzen einer Entscheidung zurückführt. Dementsprechend ist das diesem Entscheidungsmodell zu Grunde liegende Akteurmodell auch als RREEMM-Modell (*restricted, resourceful, expecting, evaluating, and maximizing man*) bekannt. Der Terminus *restricted* deutet bereits an, dass es sich bei diesem Modell nicht unbedingt um ein den ursprünglichen Modellen rationaler Wahl verbundenes Modell handelt, sondern um eine abgeschwächte Variante, die der Konzeption »begrenzter« Rationalität folgt (*bounded rationality*) und den Anforderungen von imperfekten Informationen, Komplexität, Unsicherheit, Zeitdruck und Risikolage gerecht zu werden sucht. Dabei integriert es in ersten Ansätzen auch Restriktionen im Sinne von normativen Handlungserwartungen und gesellschaftlichen Zwängen und bewegt sich ein Stück weit auf den Homo Sociologicus und dessen normorientiertes Verhalten zu.

In Essers Modell sind die Handlungsmöglichkeiten in sozialen Situationen vor allem durch materiell-strategische, kulturelle und normative Verbundenheiten reguliert (vgl. Greshoff/Schimank 2003). Materiell-strategische Verbundenheiten bilden die Grundlage sozialer Situationen und zeigen die Ressourcenallokationen³³ auf, deren Veränderung hin zu einem erwarteten subjektiven Nutzenzuwachs als primärer Motivator des Handelns angesehen wird. Materiell-strategische Verbundenheiten sind wiederum in kulturelle und normative Verbundenheiten eingebettet, die im Sinne der bereits erwähnten Ansätze der Mikrostrukturierung als kognitive Strukturen bezeichnet werden können, die sich aus Überzeugungen, Ansichten, Einstellungen, sowie Normen, Regeln und Konventionen zusammensetzen.

Diese Kognitionen werden also sowohl zur subjektiven Definition der Situation herangezogen als auch zur Handlungswahl. Die subjektive Definition der Situation ist nach Esser (1999) ein mehrstufiger Prozess: Akteure geraten mit einem mehr oder weniger konsistenten Selbstkonzept, mit Überzeugungen, Ansichten, Zielen, Wissensstrukturen und –repräsentationen und Emotionen sowie daraus resultierenden Erwartungen in eine soziale Situation. Die sensorische Wahrnehmung und Interpretation von Akteuren, Objekten, Handlungen und Ereignissen mündet in der Rah-

³³ Essers fasst den Ressourcenbegriff sehr weit und dehnt ihn auf Materielles wie Immaterielles aus: Geld, Wissen, Liebe, Zeugnisse, Kooperationsbereitschaft, Schlagfertigkeit oder Humor (Esser 1999: 38).

mung und Kategorisierung der Situation (*framing*), die dann mit gespeicherten Situationsschemas abgeglichen wird, anhand derer sich die Position des Akteurs innerhalb der Situation und seine Sichtweise der Situation definieren. Insofern ist Essers Sicht auch an die in Abschnitt 3.3 dargestellten kognitiven Prozesse anschlussfähig. Die Auswahl eines Rahmens (Frames) beziehungsweise einer Kategorie entspricht der inhaltlichen Definition einer Situation und der Identifikation eines übergeordneten situationsspezifischen Ziels, dem Zweck der Situation, der wiederum funktionale, normative und kulturelle Codes sowie Bewertungen von möglichen Handlungen bestimmt. Neben der Passung mit einem geeigneten Situationsmodell wird in der Regel auch ein der Situation entsprechendes Handlungsschema (Skript) aktiviert, das typische, an dieser Kategorie orientierte und von anderen Akteuren erwartete Handlungssequenzen repräsentiert (vgl. Greshoff/Schimank 2003: 17; Kron 2004: 187f).

Entscheidend nicht nur für die Inkorporation von Emotion in dieses Modell der Situationsdefinition, sondern auch für dessen soziologische Aussagekraft, ist die Art und Weise, wie bestimmte Kategorien und Schemas aktiviert, in Essers Terminologie »selektiert«, werden. Esser (1999) unterscheidet diesbezüglich zwei *Modi der Informationsverarbeitung* die in der Folge zu unterschiedlichen Formen der Entscheidungsfindung führen. Erstens die »spontan-automatische« (fallbasierte) Selektion eines Situations- und Handlungsschemas und zweitens die »reflexiv-kalkulierte« (regelbasierte) Wahl derselben (vgl. auch Abschnitt 3.2.2).

Welcher der beiden Modi aktiviert wird, hängt bei Esser von der Genauigkeit der Passung wahrgenommener Situationseigenschaften und vorhandener Schemas ab. Je genauer diese Passung ausfällt, desto weiter verlagert sich die Informationsverarbeitung in Richtung spontan-automatisch. Im Idealfall der vollständigen Übereinstimmung greifen Akteure unbewusst und unreflektiert automatisch auf ein bereits vorhandenes Situationsschema und ein dazugehöriges Handlungsschema zurück – dies ist in nahezu allen Fällen des Alltagshandelns der Fall. Sowohl die Selektion des Informationsverarbeitungsmodus als auch die Passung von Situationswahrnehmung und gespeicherten Schemas stimmen mit den in Abschnitt 3.2.2 dargestellten Modellen der Verarbeitung von Einschätzungen überein.

Treten im Prozess des Abgleichens zwischen intern repräsentierten Situationsmodellen und wahrgenommenen Situationseigenschaften Inkonsistenzen, Störungen oder Probleme auf oder existiert schlicht kein Modell,

dann sind Akteure zur Interpretation und zum bewussten und reflexiven Umgang mit der Situation gezwungen: entweder wird auf diese Weise ein mehr oder weniger passendes Modell gefunden, oder ein neues Modell muss gebildet werden.³⁴ Die Selektion des Modus der Informationsverarbeitung geschieht Esser zufolge unbewusst und unwillkürlich und kann auch nicht als substantiell rational bezeichnet werden. Der Wechsel zu bewusstem und reflexivem Handeln im Fall einer problematischen Passung entzieht sich ebenfalls der Kontrolle des Akteurs (vgl. Esser 2001: 331ff; Greshoff/Schimank 2003: 19).

Als eigentliche Theorie der Selektion von Handlungsalternativen, die die einzelnen Komponenten einer Situationsdefinition als Nebenbedingungen berücksichtigt (und letztendlich auch bei der Definition der Situation eine Rolle spielt), legt Esser eine Theorie rationaler Wahl, genauer eine Variante der Werterwartungstheorie, zu Grunde. Er sieht die Evaluation von Alternativen anhand der Werterwartungstheorie als ein für alle Individuen gleichermaßen gültiges Handlungsgesetz an, da sich der zu Grunde gelegte Nutzen an basalen Funktionserfordernissen des menschlichen Organismus orientiert. Die entsprechende biologische Position spiegelt sich dabei in zwei Grundbedürfnissen wider, von denen der Nutzen abhängt: »soziale Wertschätzung« und »physisches Wohlbefinden« (vgl. Esser 1999: 91–110, 1996: 141ff; Greshoff/Schimank 2003: 12).

Entscheidungen nach der Werterwartungstheorie können prinzipiell bewusst oder unbewusst ablaufen. Aus diesem Grund eignet sich Esser zufolge die Werterwartungstheorie auch zur Erklärung von Situationsdefinitionen. Die Selektion von Informationsverarbeitungsmodi, die ausschließlich unbewusst abläuft, sowie die von Frames und Skripten, die bewusst oder unbewusst ablaufen kann, sind Esser zufolge formal äquivalent zur Selektion von Handlungsalternativen. Dabei wird akteurintern lediglich zwischen zwei Alternativen »entschieden«. Diese Sicht legt den Schluss nahe, dass Esser das »Entscheiden« nicht im Sinne einer bewussten »entschließenden Willenserklärung« versteht, sondern lediglich als eine *Auswahl* zwischen Optionen (vgl. Kron 2004: 190). Dieser Perspektive zufolge ist nahezu jeder biologische Organismus (von der Amöbe bis zum Homo sapiens), der das Ziel der Aufrechterhaltung seiner Integrität und der Homöostase verfolgt, zu »Entscheidungen« befähigt. Essers Theorie

34 Dieser Prozess ist wiederum von den Bedingungen »Motivation«, »Opportunitäten« und »Aufwand« abhängig, soll jedoch hier nicht weiter verfolgt werden (vgl. Esser 2000b: 143; Kron 2004: 188).

greift damit (wie auch schon angesichts der Grundbedürfnisse »soziale Wertschätzung« und »physisches Wohlbefinden) im Kern axiomatisch auf biologische und evolutionstheoretische Grundannahmen zurück (Esser 1996: 185ff).

Mit diesen Annahmen stimmt auch Essers Rationalitätskonzept weitgehend überein, das sich stets auf die Selektion des Handelns bezieht, nicht aber auf die Randbedingungen der Situation (beispielsweise Überzeugungen, Absichten oder Erwartungen). Das Konzept zielt darauf ab, dass Akteure die Konsequenzen des Handelns bedenken und dieses Bedenken im Sinne der Nutzenmaximierung Eingang in die Handlungswahl findet (Esser 1999: 248f; Greshoff/Schimank 2003: 13). Das Bedenken der Folgen und die Berücksichtigung derselben in der Handlungsselektion (also die Bedingungen für Rationalität) können aber auch unbewusst ablaufen, so dass rationale Entscheidungen vom Organismus auch »autonom«, zum Beispiel aufgrund basaler biologischer Verhaltensprogramme wie etwa »Annäherung« und »Abwehr« getroffen werden können.

Somit ist das »Handeln [...] bei Esser immer eine Konsequenz mindestens einer »Entscheidung, denn selbst für das Nicht-Entscheiden-Wollen muss man sich »entscheiden« – nach den Regeln der Wert-Erwartungstheorie« (Kron 2004: 190). Auf die Probleme des infiniten Regresses, die sich aus dieser Auffassung von Rationalität ergeben, ist mehrfach aufmerksam gemacht worden (Kappelhoff 2004; Kron 2004: 196f).

Die eigentliche soziologische und für Mikro-Makro-Fragen zentrale Erklärung findet dann durch die Anwendung von »Transformationsregeln« statt, die logisch erklären sollen, wie die individuellen Effekte zu kollektiven Aggregaten führen. Transformationsregeln stellen keine empirischen Gesetze dar, sondern sind analytische Instrumente zur Überführung und Skalierung vom Individuellen zum Kollektiven, so dass das Kollektive nicht lediglich als Summe der einzelnen Teile verstanden werden muss (siehe dazu Abschnitt 2.1).

Essers Theorie der rationalen Wahl erscheint vor allem aus zwei Gründen problematisch:

1. Zum einen reduziert sie Entscheidungen und Rationalitätspostulate in letzter Konsequenz auf biologische Regulationsmechanismen zur Aufrechterhaltung einer Spezies und trägt somit eher konsequentialistischen als rationalen Mechanismen Rechnung.
2. Zweitens erklärt sie mit Hilfe der Transformations- und Aggregationsregeln Struktur bildende Effekte. Wenn jedoch Entscheidungen in

letzter Konsequenz anhand basaler, biologischer Funktionserfordernisse eines Organismus getroffen werden (können), bleibt die Frage unbeantwortet, wie soziale Strukturen wiederum Einfluss auch auf diese basalen Ebenen des Entscheidungsverhaltens ausüben können (wenn diese doch biologisch determiniert sind).

Für die Soziologie sind aber vollkommen autonom entscheidende Organismen schlicht nicht von Interesse, obgleich auch diese »Staaten« und »Gesellschaften« aufbauen, wie zum Beispiel Ameisen und Bienen. Wenn man grundlegende Entscheidungsprozesse auf der Ebene des individuellen Akteurs wie Esser argumentativ überaus schlüssig in einem soziologischen Theoriekontext verortet und dabei zwar zu der Schlussfolgerung gelangt, dass die Anwendung einer Theorie der rationalen Wahl und des subjektiv erwarteten Nutzens autonome »Entscheidungen« zulässt, die sich möglicherweise an einem Nutzenwert orientieren, der allen Akteuren gemein ist (Homöostase), und deren Rationalität sich auf diesen mittelbaren oder unmittelbaren Nutzen bezieht, aber gleichzeitig eine weitergehende und detailliertere Erforschung eben dieser Entscheidungsmechanismen mit dem Argument ablehnt, Soziologie sei keine Psychologie, dann erscheint diese Vorgehensweise aus originär *soziologischer* Perspektive und den oben genannten Gründen wenig gewinnbringend oder sogar hinderlich (weil in letzter Konsequenz nicht *aussagefähig*) und verspielt wesentliches Erkenntnispotenzial.

Ähnlich argumentiert auch Ilija Srubar (1992), der Esser vorwirft, er lasse Routinen und Relevanzstrukturen inklusive deren Eigenlogiken als *habits* und *frames* unter der Annahme zu, die Entscheidung zur Anwendung derselben erfolgten im Prozess der rationalen Wahl.

»Damit aber wird die eingeschränkte Erklärungsfähigkeit des RC-Modells klar ans Licht gebracht. Im Fall der *habits* bedeutet die Annahme, ihre Ausführung gehe auf eine rationale Wahl zurück, entweder, daß man sich entscheiden muß, über den Handlungsverlauf nicht zu entscheiden, oder sie führt dazu, daß eine »unreflektierte Wahl« angenommen werden muß [...]. Was auch immer empirisch der Fall sein mag, erkenntnistheoretisch wird klar, daß die Annahme einer RC-Selektionslogik hier keinen Erklärungswert mehr hat« (Srubar 1992: 163f).

Wie das normative Paradigma auch, ist die Annahme des (begrenzt) rational handelnden Akteurs, der Entscheidungen anhand des subjektiv erwarteten (individuellen oder kollektiven) Nutzens trifft, aus vielfältigen Gründen von ebenso vielen Seiten kritisiert worden, so dass der *Homo Oeconomicus* bereits 2001 von seinem eigenen Hausblatt, der *Financial Times*

Deutschland, für tot erklärt wurde (Häring 2001). Diese Kritik geht zu großen Teilen auf empirische Anwendbarkeitsprobleme insbesondere außerhalb der Theorie der rationalen Wahl beziehungsweise auf eine zu starke Abstraktion und Modellvereinfachung zurück, aber ebenso auch auf die Ambivalenz des Konzepts *Rationalität*. Es hat sich vielfach gezeigt, dass das Akteurshandeln von Anomalien gekennzeichnet ist, die wesentlich von den postulierten Axiomen der rationalen Wahl abweichen (Camerer/Fehr 2006; Collins 1993; Thaler 1991). Vor diesem Hintergrund zählen zu den grundsätzlichen empirischen Anwendbarkeitsproblemen der Theorie der rationalen Wahl zum Beispiel auch individuelle wie kollektive Messbarkeitsprobleme des Nutzens, die Bildung und die Ontologie von Präferenzordnungen, zeitliche Beschränkungen und Projektionen im Entscheidungsprozess, Beiträge zur Bereitstellung öffentlicher Güter, das Wahlparadoxon oder (reziproker) Altruismus.

Diese Kritik bezieht sich auch auf Aussagen rationaler Entscheidungstheorien, die die Entstehung und Befolgung sozialer Normen abdecken. Sie hebt beispielsweise hervor, dass sich die Befolgung sozialer Normen mitunter als irrational in dem Sinne herausstellt, dass die Kosten für die Befolgung ihren Nutzen bei weitem übersteigen, wie etwa im Fall von Konventionen und Benimmregeln, die auch in Abwesenheit anderer Akteure befolgt werden (vgl. ausführlich Collins 1993; Eichener 1989; Elster 1999; Flam 1990a; Frank 1993; Kappelhoff 2004; Srubar 1992). Robert Frank (1988/1993) macht in diesem Zusammenhang eine weitere Klasse von Rationalitätsproblemen im klassischen Rational-Choice Ansatz aus, die er vor allem im Hinblick auf Kooperationssituationen als Bindungs- oder Verpflichtungsprobleme (*commitment problems*) bezeichnet. Diese Probleme treten immer dann auf, wenn Vertrauen in sozialen Interaktionen von hoher Bedeutung ist, wenn Abschreckung und die Androhung von Sanktionen nötig sind und wenn es zu Problemen in Austauschsituationen kommt (vgl. dazu Abschnitt 5.2.3).

Experimentelle Studien aus der verhaltensorientierten Mikroökonomie und der Spieltheorie zeigen, dass die Annahme rational handelnder Akteure ganz besonders in sozialen Interaktionen, die durch Koordinations- und Kooperationsprobleme gekennzeichnet sind, nicht haltbar ist und von der Empirie nicht gestützt wird. Zwei bekannte spieltheoretische Forschungsdesigns, das Ultimatum-Spiel und das Diktator-Spiel, verdeutlichen, dass rationale, den materiellen Nutzen maximierende Strategien, keinesfalls die Regel sind. Stattdessen legen die Spiele die Vermutung nahe,

dass soziale Normen in diesen Situationen eine entscheidende Rolle spielen – die jedoch nicht in erster Linie aus rationalen Erwägungen eingehalten oder durchgesetzt werden, sondern auf emotionalen Mechanismen basieren (siehe Abschnitt 5.2.3).

Als weiteres Beispiel verdeutlicht Volker Eichener im Hinblick auf empirische Probleme in der Migrationsforschung, dass rationale Modelle des Handelns die Realität oft nur unzureichend abbilden. Eine realitätsadäquatere Erklärung würde hingegen eine Theorie erlauben, die die »Steuerung menschlichen Handelns nicht als anthropologische Konstante, sondern als abhängige Variable thematisiert«. Eine solche Theorie muss sich demnach nicht lediglich auf *einen* Modus der Verhaltenssteuerung (das rationale Kalkül) konzentrieren, sondern könnte unterschiedliche Modi des Handelns integrieren, wodurch auch die übliche Unterscheidung zwischen Handeln und Verhalten obsolet würde (Eichener 1989: 348). Eichener deutet eine solche Integration von Emotion, Konditionierung und Kognition bereits an, die auch von neueren soziologischen Arbeiten aus dem Bereich der Rational-Choice Theorie in ersten Ansätzen aufgegriffen wird (Esser 2006; Schnabel 2005).

Abgesehen von diesen generellen Kritikpunkten an RC-Modellen sollen die sozialen Strukturen der Emotionen und die folgenden Abschnitte vor allem zeigen, wie sich mit der Berücksichtigung von Emotionen in der Rational-Choice Theorie und in anderen Handlungstheorien das Problem der automatischen, letztendlich auf biologischen Funktionserfordernissen basierenden Handlungs- und Situationswahl entschärfen lässt. Gezeigt wird dabei vor allem, dass bei der Wahl von Informationsverarbeitungsmodus, Skripten und Frames die Affekte und Emotionen eine wesentliche Rolle spielen. Und zwar in einer Art und Weise, die ihre soziale Struktur sowie die soziale Situiertheit und Historizität des Akteurs widerspiegelt und nicht lediglich biologische beziehungsweise anthropologische Erfordernisse.

4.1.2 »Emotional ›Man« revisited

Das Akteurmodell des »Emotional Man« unterscheidet zunächst zwischen zwei Untertypen, dem »pure emotional man« (PEM) und dem »constrained emotional man« (CEM) (Flam 1990a). Für Flam stellt der PEM den Idealtypus des »rein« emotionalen Akteurs dar, der in der Realität jedoch kaum vorkommt. Darauf baut der CEM auf, dessen Handlungsantriebe zwar

immer noch in Emotionen bestehen, die jedoch stark durch normative und rationale Einflüsse bestimmt sind. Der CEM dient Flam deshalb auch als Verbindungsglied zum Homo Sociologicus und Homo Oeconomicus.

Ganz in der Tradition des konventionellen Ansatzes stehend beschreibt Flam den PEM in Abhängigkeit von und im Kontrast zum rational handelnden Akteur als unfrei, inkonsistent und kostenindifferent (Flam 1990a: 43). Der PEM ist insofern unfrei, als dass er seine Emotionen nicht frei wählen kann und von ihnen überwältigt wird – sie unterliegen nicht der willentlichen Kontrolle. Dieses Primat der Emotionen legt Flam insbesondere im Hinblick auf die Interaktion mit anderen Akteuren zu Grunde: Emotionen stellen »ungefragt« Beziehungen zwischen Akteuren auch »gegen deren Willen« her, im Fall negativer wie auch bei positiven Emotionen (Flam 1990a: 43). Darüber hinaus ist der PEM gegenüber den Kosten seiner Emotionen indifferent, das heißt er stellt keine (willentlichen) Kalkulationen über die Angemessenheit, den möglichen Nutzen oder die Kosten seiner Emotionen an.

Ferner konzeptualisiert Flam den PEM als inkonsistent in dem Sinne, als dass seine Emotionen nicht wie Ansichten und Überzeugungen im rationalen Handeln konsistent sein müssen. Stattdessen ist es durchaus möglich, miteinander nicht vereinbare Emotionen zu erleben, zum Beispiel Hassliebe oder Neid und Bewunderung (Flam 1990a: 44; Schimank 2000: 112). Flam nimmt ebenfalls an, dass der PEM aufgrund seiner sprichwörtlichen »Wechselhaftigkeit der Gefühle«, die im Gegensatz zu steten Präferenzen stehen, unstet und unvorhersehbar agiert. Als unbestimmt bezeichnet Flam den »pure emotional man« deshalb, weil man bestimmten Emotionen keine eindeutigen Handlungstendenzen zuschreiben kann beziehungsweise weil im Fall inkonsistenter Emotionen nicht klar ist, welche Emotion vorrangig handlungsleitend ist (ebd.).

Flam geht davon aus, dass der PEM mit diesen Eigenschaften und ohne jegliche Handlungsorientierung an normativen und rationalen Standards vor allem aufgrund seiner Unvorhersehbarkeit »ein permanentes Störrisiko« (Schimank 2000: 113) für die soziale Ordnung darstellt, »it is both the subjectivity and the unpredictability of ›pure‹ emotional action that makes it the foe of the social order« (Flam 1990a: 44f). Vor allem die Variationen in Valenz und Intensität der Emotionen, die sich je nach Individuum unterscheiden, stehen einer positiven Rolle der Emotionen als Basis sozialer Ordnung im Wege.

In der empirischen Realität hingegen beschränken kulturelle Besonderheiten, Status- und Machtbeziehungen, sowie strategische Überlegungen den »pure emotional man«. Der in seiner Emotionalität stark eingeschränkte »constrained emotional man« ist dementsprechend nicht »frei« in seinen Gefühlen. Soziale Normen und Nutzenerwägungen kanalisieren die Emotionen des CEM und bestimmen dabei sowohl die Intensität, den Ausdruck sowie das Gefühl selbst. Der primäre Mechanismus einer solchen Kanalisierung ist die auf Hochschilds (1979) Konzept basierende Emotionsarbeit beziehungsweise das Emotionsmanagement, die ausführlich noch in Kapitel fünf illustriert werden.

Die auf diesem Weg ausgeübte Kontrolle über und die Konstruktion von Emotionen lassen sich auf das Individuum ebenso wie auf soziale Gruppen oder die institutionelle Organisation beziehen. Flam konzeptualisiert auch diese – ihrer Meinung nach für die Entstehung sozialer Ordnung konstitutiven – Mechanismen sozialer (Emotions-)Kontrolle als internalisiert, willentlich und intentional und stets auch durch höhere kognitive Prozesse der Selbstreflexion, Selbstkontrolle und Selbstkritik begleitet (vgl. dazu Gray 2004; Ochsner/Gross 2005). Die Entstehung sozialer Ordnung umfasst zumindest in Teilen auch das Vorhandensein von Erwartungsstrukturen, die die Komplexität, Kontingenz, und Unsicherheit der sozialen Welt reduzieren. Diesen Erwartungsstrukturen müssen sich Flam zufolge eben auch Emotionen anpassen, um in größeren sozialen Ordnungsbildungsprozessen von Bedeutung sein zu können.

In Anlehnung an die eingangs erwähnten sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien geht Flam weiter davon aus, dass Akteure die sozial vorgeschriebenen Emotionen bewusst produzieren, um den geltenden Regeln sowie den gesellschaftlichen Erwartungen gerecht zu werden. Anlass zur Emotionskontrolle geben nicht nur soziale Normsysteme, sondern auch hierarchische Strukturen und strategische Überlegungen, die gemeinsam Anreize zur Kontrolle der Emotionen darstellen, die dann wiederum die vorhandene soziale Ordnung bestätigen und stärken (vgl. Flam 1990a; Hochschild 1979; Kemper 1978a). Flam zieht dabei im Rückgriff auf Durkheim auch in Ansätzen die Möglichkeit in Betracht, dass Normen nicht nur als Ursache für Emotionsarbeit in Frage kommen, sondern dass auch Normverletzungen zu emotionalen Reaktionen führen, die als Sanktionen für abweichendes Verhalten dienen (Flam 1990a: 46f).

Insofern liegen den Handlungen des CEM zum einen Aspekte des PEM in Form des »Ausgangsmaterials« roher, ursprünglicher und »unso-

zialisierter« Emotionen zu Grunde. Zum zweiten bestimmen normative Elemente in Form von Regulationszielen und situationalen Erwartungshaltungen die Handlungen des CEM. Drittens spielt rationales Kalkül im Hinblick auf die Selbstpräsentation und die Angemessenheit sowie den strategisch-voluntaristischen Einsatz von Emotionen in der sozialen Interaktion eine Rolle.

Damit stellt Flam über den »constrained emotional man« eine Verbindung zwischen rationalen und normativen Akteurmodellen her, wobei der CEM aufgrund seiner normativen und rationalen Eigenschaften wesentlich konsistenter, konstanter und vorhersagbarer ist als der PEM. Die Erklärung von Handlungen lässt sich beim CEM als »Kombination von »pure emotional man« und Homo Sociologicus beziehungsweise Homo Oeconomicus« verstehen (Schimank 2000: 116). Insofern stellt Flam den Bezug zu Fragen des Mikro-Makro-Link vor allem über eine Verortung rationaler und normativer Aspekte im emotionalen Handeln her, wobei Emotionen *als solche* in ihrer Eigenschaft als rationalitätskonträr nicht in Frage gestellt werden. Der »Emotional Man« beruft sich in seiner Aussagekraft zu Problemen der Wechselwirkung von Handlung und Struktur in erster Linie auf Normen und Rationalität, die über Emotionen ihren Ausdruck im Handeln finden.

»It can be argued indeed that individuals combine the normative, rational and emotional action logics when they try to express their feelings but exercise self-control, become cost-conscious, pursue consistency and also engage in emotion work and emotion management in order to comply with norms. The success of their self-expressive efforts is predicted upon the presence of a stable system which not only produces internally consistent and predictable expectational structures, but also provides the means for their realisation« (Flam 1990a: 47–48).

Am Modell des »Emotional Man« lassen sich einige der zentralen Schwachstellen soziologischer Emotionskonzepte im Allgemeinen und sozialkonstruktivistischer beziehungsweise handlungszentrierter Modelle im Besonderen veranschaulichen. Angesichts der in Kapitel drei diskutierten Grundlagen der Emotionsentstehung erscheint die Dichotomie zwischen »pure emotional man« und »constrained emotional man« das vorrangige Problem zu sein, das auch stellvertretend für viele sozialkonstruktivistische Emotionstheorien steht (vgl. Kemper 1981).

Zwar deutet Flam selbst an, dass der PEM ein theoretischer Idealfall ist, der in der empirischen Realität kaum vorkommt, gleichzeitig nimmt sie dessen Existenz aber doch als integralen Bestandteil des CEM an. Anders

formuliert: Ohne den »pure emotional man« existiert auch kein »constrained emotional man«. An anderer Stelle weist sie darauf hin, dass der PEM dann auch hinter jedem CEM »lauert« und quasi nur darauf wartet, die Vorherrschaft im Handeln zu übernehmen (Flam 1990a: 44f), womit sie zwar die basale Funktionsweise des PEM deutlich in Rechnung stellt, ihn aber nicht ohne die rationale und normative Leine auf die Menschheit loslassen will, weil er eben doch empirisch vorkommt, wenn auch nur unerkannt unter dem Deckmantel des CEM.

Inwieweit eine solche Dichotomie, die sich letztendlich auch auf die Natur der Emotionen selbst bezieht, problematisch ist, hat Cas Wouters (1989) in seiner Kritik an Hochschilds Emotionstheorie verdeutlicht. Die sowohl von Flam als auch zum Teil von Hochschild (1983) verfolgte »zwei-in-eins« Konzeptualisierung von Emotionen als »authentische«, grundlegende und basale Phänomene, die den Akteur als unfrei, inkonsistent und kostenindifferent erscheinen lassen sowie die sozialisierten Emotionen, die sozialen Normen, gesellschaftlichen Anforderungen und dem rationalen Nutzenkalkül gleichermaßen gehorchen, hinterlässt neben forschungslogischen Problemen auch ein soziologisches Erklärungs- und Erkenntnisvakuum hinsichtlich des »pure emotional man«.

Die vielfältigen Möglichkeiten des Einflusses des Sozialen auf die Entstehung von Emotionen, die in Kapitel drei ausführlich dargestellt wurden, lassen eine Annahme *nicht* zu: nämlich die, es gäbe überhaupt so etwas wie einen »pure emotional man«, dessen Handlungsantrieb aus »ursprünglichen«, der Sozialisation wie der gesamten sozialen Umwelt vollständig entzogenen Emotionen besteht. Emotionen, wie im Fall des PEM unterstellt, sind *immer schon* Ergebnis der Interaktion des Akteurs mit seiner sozialen Umwelt und drücken auf unbewusster und automatischer Ebene bereits die Kontingenzen zwischen Individuum und Gesellschaft aus. Ebenso wie die kognitiven Kapazitäten sich in Abhängigkeit der sozialen Umwelt entwickeln, sind auch Emotionen – die zum Teil auf eben diesen Kognitionen basieren – das Produkt der Wechselwirkungen zwischen Individuum und sozialer Umwelt. Es mag zwar sein, dass diese Mechanismen des sozialen Einflusses hinter den Wirkungsweisen des CEM im Hintergrund und weitgehend unbewusst bleiben (und deshalb von der Forschung schwer zu untersuchen sind); das allein lässt jedoch keine Rückschlüsse auf ihre Rolle im Handeln und Verhalten der Akteure zu.

Die gesellschaftlichen Einflüsse, die dem »constrained emotional man« in Form von bewussten, normativen und rationalen Handlungsorientierun-

gen zugestanden werden, existieren dementsprechend in Ergänzung zu den Einflüssen, die bereits auf der Ebene der unbewussten und automatischen Informationsverarbeitung beziehungsweise des impliziten Gedächtnisses stattgefunden haben. Ohne Zweifel übernehmen diese bewussten Kontrollmechanismen eine bedeutende Funktion, aber sie allein vermögen kaum zu klären, wie und warum soziale Ordnung aus individuell motiviertem Handeln entsteht. Flam (1990a) zieht hier das eigentliche Problem (die blinden Flecken des Homo Sociologicus und des Homo Oeconomicus im Hinblick auf die Mikro-Makro-Problematik) zur Erklärung desselben heran: Emotionen werden in dieser Hinsicht erst salon- und erklärungsfähig, wenn sie von sozialen Normen und rationalem Kalkül gebändigt werden. Aber gerade diese Probleme, die sich aus Normen und Rationalität ergeben, will Flam ja mit dem Rückgriff auf Emotionen erklären. Abgesehen von der Zirkularität des Arguments blendet sie das eigentliche Explanans (die Emotionen des »pure emotional man«) weitgehend aus und konzentriert sich stattdessen in ihren Ausführungen auf das Explanandum. Das eigentliche Potenzial der Emotionen als eigenständige »Modi der Weltaneignung« (Gerhards 1988a: 72) – als die sie ja auch von Flam erkannt werden – auch bei der Klärung von Fragen zu berücksichtigen, warum Akteure überhaupt soziale Normen befolgen und wie sie mit rationalem Entscheidungsverhalten interferieren, wird von Flam nicht berücksichtigt.

Neben dem Dichotomie- und dem Zirkularitätsproblem ist der »Emotional Man« aber auch Ausdruck eines ausgeprägt traditionellen Verständnisses des Wechselspiels von Rationalität und Emotionen. Im Fall des »pure emotional man« zeigt sich dieses Verständnis vor allem in den Eigenschaften der Inkonsistenz, Unbeständigkeit, Unterdeterminiertheit, Kostenneutralität und Unfreiheit. Ruft man sich die dieser Arbeit zu Grund gelegte (sozial-evolutionäre) Perspektive auf Emotionen ins Gedächtnis, die empirisch und experimentell vergleichsweise gut abgesichert ist, lässt sich in Emotionen eine andere Determinante des Handelns finden, die nur in verschwindend geringem Maß unterdeterminiert und kostenin-different ist.

Kapitel zwei hat soziologische Forschungsergebnisse illustriert, die zeigen, dass kognitive Strukturen dem Einfluss der sozialen Umwelt unterliegen und soziale Strukturen widerspiegeln beziehungsweise konstituieren. Kapitel drei hat verdeutlicht, dass diese kognitiven Strukturen zentral für die Entstehung von Emotionen sind. Im Mittelpunkt der Betrachtung stand dabei auch, dass Emotionen nicht nur im Anschluss an ihre Entste-

hung sozial geformt werden und – wie im Fall des »Emotional Man« – mittels sozialer Normen und rationalem Kalkül zur gesellschaftlichen Ordnungsbildung beitragen, sondern dass bereits ihre *Entstehungsgrundlagen selbst* Gegenstand sozialer Prägung und damit wichtige Bausteine der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung sind. Die Differenzierung der kognitiven Grundlagen der Emotionsentstehung anhand unterschiedlicher Automatizitätsniveaus sowie die ansatzweise Verortung ihrer neuronalen Grundlagen hat gezeigt, inwieweit soziale Strukturen bereits Einfluss auf die basalen Mechanismen der Emotionsentstehung – also auf den *pure emotional man* – ausüben.

Insgesamt leistet der »Emotional Man« zwar einen wichtigen Beitrag zur Verortung von Emotionen im Zusammenhang von individuellem Handeln und sozialer Ordnung, wie nicht zuletzt auch Schimanks (2000) Rezeption zeigt. Allerdings lässt sich das Modell angesichts des aktuellen Stands der Emotionsforschung in unterschiedlichen Disziplinen noch deutlich erweitern und empirisch besser untermauern, um damit zu zeigen, wie sehr auch der »pure emotional man« bereits sozialisiert ist und zur sozialen Ordnungsbildung beiträgt. Dazu leisten die folgenden Abschnitte in Ergänzung zu Kapitel drei einen Beitrag, in dem zunächst der Einfluss von Emotionen auf kognitive Strukturen und Prozesse analysiert wird, die auch dem rationalen Entscheidendehandeln zu Grunde liegen, um dann einige ausgewählte Einflüsse von Emotion auf Vernunft und Rationalität genauer zu untersuchen.

4.2 Emotion, Kognition und Rationalität

Geht man vor dem Hintergrund der Mikro-Makro-Problematik der Frage nach, welche Wirkung Emotionen auf das Handeln ausüben, dann bietet es sich an, zunächst das Wechselspiel von Emotionen und den dem Handeln zu Grunde liegenden Kognitionen näher zu untersuchen, wobei Kognitionen sowohl mentale Inhalte und Repräsentationen als auch Informationsverarbeitungsprozesse umfassen.³⁵ Die Frage lautet dann: welche Wir-

35 Hierbei werden Kognitionen im Sinne des von Barbalet (1998) genannten »kritischen« Ansatzes der Emotionsforschung als zwar distinkte aber von Emotionen nicht unabhängige Kategorie angesehen. Diese Sichtweise ist allerdings insofern als konservativ zu bezeichnen, als dass sie in Kognitionen und Emotionen die beiden zentralen Phäno-

kungen üben (sozial strukturierte) Emotionen auf die kognitiven Strukturen und Prozesse und damit auf das Handeln der Akteure aus?

Wie die vorangegangenen Abschnitte gezeigt haben, wurde diese Frage, zumindest in Bezug auf das als soziologisch besonders relevante rationale und normative Handeln, bislang traditionell vergleichsweise eindeutig beantwortet: Affekte und Emotionen üben einen ganz wesentlichen Einfluss auf Kognitionen und besonders auf das rationale Handeln aus. Aber welcher Natur sind diese Aus- beziehungsweise Rückwirkungen genau und kann darüber hinaus plausibel die Annahme vertreten werden, dass sie ein weiteres aussagekräftiges Glied in der Argumentationskette als Vermittler zwischen Handlung und Struktur darstellen? Bestehen die Wirkungen von Emotion auf Kognitionen tatsächlich ausschließlich darin, dass sie geordnete kognitive Prozesse unterbrechen und auf diese Weise zu »suboptimalen« individuellen und sozial dysfunktionalen Rationalitäts- und Handlungsergebnissen führen (wie im Fall des »pure emotional man«), oder lassen sich auch andere Wirkungen feststellen, die möglicherweise für eine »strukturfunktionale« und adaptive Wirkung sprechen?

Wenn sich solche Wirkungen finden lassen, dann liegt angesichts der neuronalen und kognitiven Grundlagen der Entstehung von Emotionen und ihrer sozialen Konstruktion und Strukturierung die Vermutung nahe, dass diese strukturellen Regelmäßigkeiten der Emotionsentstehung sich (womöglich sogar ausschließlich) *mittels Emotionen* auch wiederum in den Bereich der Kognitionen fortpflanzen. Das würde zunächst für eine reziproke Wechselwirkung zwischen Emotion und Kognition mit dem Effekt der Verstärkung der strukturellen Integrität beider Phänomene sprechen.

Sofern man zeigen kann, dass kognitive Strukturen soziale Strukturen repräsentieren beziehungsweise konstituieren (wie in Abschnitt 2.1 illustriert) und ebenso strukturierte Emotionen erzeugen, und dass diese Emotionen wiederum wesentlich dazu beitragen, eine soziale Strukturierung der Kognition und damit auch des Handelns überhaupt erst zu erreichen, wäre ein weiterer bedeutender Schritt in Richtung der Prüfung der Hypothese getan.

mene des menschlichen Seins und Handelns verortet, wobei der Kognitionsbegriff hier ganz bewusst sehr weit und sowohl strukturell wie auch prozessual gefasst wird und neben »höheren« Phänomene wie Denken, Planen, Entscheiden, Vorstellen, Urteilen auf prozessualer und Ansichten, Wünschen, Motiven, Intentionen, Absichten und Überzeugungen auf struktureller Ebene prinzipiell auch »niedere« Phänomene beispielsweise der sensorischen Wahrnehmung, der Aufmerksamkeit und ganz allgemein der Informationsverarbeitung beinhaltet.

Die Frage könnte vor diesem Hintergrund also ebenso gut lauten: wie prägt das Soziale die Emotionen und wie beeinflussen diese sozial geprägten Emotionen wiederum die Kognitionen, die dann wiederum die Entstehung der Emotionen mit bedingen und über Handeln und Verhalten in den sozialen Raum zurückwirken? Diese Frage ist sehr viel einfacher zu beantworten, wenn man die Antworten nicht als sich einander ausschließende Alternativen annimmt. Vor allem die verschiedenen Prozessmodalitäten der Einschätzung haben gezeigt, dass das Soziale stets gleichartig auf unterschiedlichen Ebenen vorzufinden ist, das heißt, die soziale Umwelt übt Einfluss auf rudimentäre Repräsentationen in nicht-deklarativen Gedächtnissystemen ebenso aus wie auf propositionale Schemas im deklarativen Gedächtnis. Emotion und Kognition sind also – wie bereits erwähnt – sich *wechselseitig beeinflussende* Systeme, von denen weder das eine noch das andere bevorzugter Gegenstand sozialer Prägungen ist.

Ein anderer Grund zur Betrachtung der Wirkungen von Emotionen auf Kognitionen ist die Frage der *Funktion* von Emotionen, sowohl im Hinblick auf soziale Zusammenhänge als auch – notwendigerweise – im Hinblick auf das Individuum. Die überwiegende Mehrzahl der kognitionspsychologischen Theorien geht heute davon aus, dass Emotionen eine allgemein adaptive Funktion zukommt, die sich aus mehreren spezifischen Funktionen auf der intraindividuellen Ebene zusammensetzt und auf den unterschiedlichen Komponenten einer Emotion, wie etwa physiologischen, motorischen, phänomenalen oder eben kognitiven, basiert. Diese adaptive Funktion der Emotionen wird hier sowohl für den Bereich des persönlichen Wohlergehens als auch für die sozialen Interaktionen und die soziale Strukturation und Ordnungsbildung postuliert (Frijda/Mesquita 1994; Keltner/Gross 1999; Keltner/Haidt 1999; LeDoux 1996: 27; Levenson 1999).

Insofern erscheint es also durchaus gewinnbringend, an dieser Stelle noch einmal den umgekehrten Pfad der Wechselwirkung zwischen Emotion und Kognition zu beschreiben, zu dem zwar zum Teil uneinheitliche Interpretationen der vorhandenen experimentellen Daten vorliegen, aber keine grundsätzlichen Zweifel an der wechselseitigen Einflussnahme bestehen, wie Clore und Kollegen (1994: 369) feststellen:

»An individual's affective state may influence each and every step of the information processing sequence, from selective attention to information, to the encoding of information and its subsequent retrieval from memory. In addition, affective

states may influence evaluative judgments and individuals' choice of heuristic or systematic processing strategies.«

Dieser emotionale beziehungsweise affektive Einfluss auf Kognitionen lässt sich – entsprechend der Unterscheidung der Verarbeitung von Einschätzungen – ebenfalls in Struktur- und Prozessannahmen unterteilen. Zum einen üben Emotionen einen Einfluss darauf aus, *was* Individuen denken, beziehungsweise *welche* Informationen sie verarbeiten, und zum anderen beeinflussen sie, *wie* Informationen verarbeitet werden (Forgas 2000a: 254). Zwar bestehen kaum Zweifel an der Existenz dieser emotionsbasierten Einflüsse auf Kognitionen, allerdings herrscht wenig Einigkeit über die Bedingungen, unter denen bestimmte Effekte auftreten oder über die exakte Richtung dieses Einflusses. Wie diese Wechselwirkungen im Detail aussehen und wie sie potenziell als akteurinterne Verstärker einer durch die soziale Umwelt erfolgenden Prägung des kognitiven und emotionalen Systems dienen können, soll im weiteren Verlauf näher untersucht werden.

Die im vorangegangenen Abschnitt beschriebenen disruptiven Wirkungen von Emotionen treten empirisch vor allem immer dann auf, wenn es sich um Emotionen von besonders hoher Intensität und physiologischer Aktivierung handelt, die uns etwa »die Sinne rauben«, die jemanden »blind vor Liebe« oder »krank vor Eifersucht« werden lassen, kurz, die uns nicht mehr »klar denken« lassen. Neben diesen starken und subjektiv eindeutig erfahrbaren Emotionen existieren aber noch weitere, oft wesentlich subtilere Emotionen und Stimmungen (*moods*) sowie unbewusste Affekte, die uns zum Beispiel »intuitiv« das Richtige tun lassen, so dass wir unter Umständen zwar »richtig« gehandelt haben, ohne aber letztlich einen rational erklärbaren Grund für unser Handeln benennen zu können. Genauso können wir jemanden auf Anhieb »nicht riechen« oder fühlen uns unwohl an bestimmten Plätzen oder in Situationen, die uns unter »objektiven« Gesichtspunkten keinen Anlass dazu geben. Auch greifen wir im Supermarkt mitunter zu Produkten, für die wir womöglich gar keine Verwendung haben, oder aber wir »entscheiden« uns für die teurere von zwei Alternativen, die uns unter rationalen Gesichtspunkten ohne Zweifel denselben Nutzen bringen (Glimcher 2003). Schwarz und Clore bemerken dazu treffend, dass die unbewusste Emotion im Hinblick auf die Kognitionen und das Handeln oft wesentlich einflussreicher ist als die bewusst erfahrene (Schwarz/Clore 2003: 300).

Diese Phänomene lassen sich zum einen auf neuronaler Ebene mit den bereits dargestellten unbewussten Verarbeitungsprozessen von Emotionen und deren Interaktion mit kognitiven Prozessen erklären, wie etwa anhand der in Abschnitt 4.2.2 dargestellten Hypothese der somatischen Marker, die auf Hirnebene einen Erklärungsansatz zum Zusammenspiel von Emotion und rationalem Entscheidungsverhalten liefert. Diese und vergleichbare Untersuchungen machen vor allem Wechselwirkungen auf funktionaler neuroanatomischer Ebene ausfindig, wobei die Generalisierbarkeit der Ergebnisse in der Regel jedoch begrenzt ist. Deshalb werden zunächst Arbeiten aus dem Bereich der experimentellen psychologischen Emotionsforschung herangezogen, die systematischere Zusammenhänge herausarbeiten und versuchen, allgemein gültige Aussagen über den Einfluss von Emotionen auf Kognitionen zu formulieren.

4.2.1 Affektive Informationsverarbeitung

Die Wirkungen von Emotionen auf Kognitionen lassen sich der relevanten Literatur zufolge vor allem in den Bereichen Gedächtnis, Urteils- und Entscheidungsfindung sowie Informationsverarbeitung verorten. Charakteristisch für den Großteil dieser Untersuchungen ist, dass sie Emotionen nicht in erster Linie als distinkte Phänomene betrachten, sondern zumeist lediglich die positive oder negative affektive Valenz berücksichtigen.

Die Auswirkungen von Emotionen auf die Gedächtnisleistung sind vor allem deshalb von Bedeutung, weil – wie in Abschnitt 3.2 beschrieben – die Speicherung von Repräsentationen in deklarativen und nicht-deklarativen Gedächtnissystemen einen wesentlichen Bestandteil des Einflusses des Sozialen auf die Emotionsentstehung ausmacht. Wenn sich also zeigen ließe, dass vorhandene und bereits sozial strukturierte Emotionen wiederum diese Speicherung in »gerichteter« Weise, das heißt analog zu ihrer sozialen Strukturierung, beeinflussen, ließe sich plausibel ein selbstverstärkender Prozess der sozialen Prägung auch auf Gedächtnisebene postulieren: Bestimmte sozial strukturierte Emotionen würden dann mit ihnen assoziierte Repräsentationen im Gedächtnis aktivieren, die dann wiederum die Entstehung ähnlicher beziehungsweise valenzäquivalenter Emotionen begünstigt. Ähnliche Funktionen werden zum Beispiel auch der Pathogenese bestimmter Formen der Depression zugeschrieben, die im Sinne der

hier vertretenen Argumentation hervorragend von Alain Ehrenberg (2004) analysiert wurde.

Stimmungskongruenz und zustandsabhängiges Erinnern

Hinsichtlich der Bedeutung von Emotionen bei der Aufnahme und Speicherung neuer Informationen heben Clore und Kollegen (1994) zwei wesentliche Perspektiven hervor: zum einen die Rolle der Aufmerksamkeit und zum anderen die Valenz von Emotionen.

Sie gehen davon aus, dass hinreichend starke Emotionen (zunächst ungeachtet ihrer Valenz) die sensorische und phänomenale Aufmerksamkeit eines Akteurs beanspruchen und dadurch die zur Verfügung stehenden Ressourcen für andere, nicht emotionsrelevante Stimuli reduzieren. Clore und Kollegen (1994: 372) kommen im Zuge einer Zusammenfassung der relevanten Literatur zu dem Schluss, dass negative Emotionen die Aufbereitung und Strukturierung von Informationen zum Zeitpunkt der Speicherung verringern und den Abruf dieser Informationen ebenfalls negativ beeinflussen. Dies scheint insbesondere dann der Fall zu sein, wenn es sich um die Speicherung von Informationen handelt, die an sich *emotional neutral* sind (zum Beispiel beim Lernen für eine Prüfung oder beim Memory-Spiel). Bei stark positiv oder negativ besetzten Reizen konnten jedoch sowohl verstärkende als auch abschwächende Wirkungen in Bezug auf die Speicherung und den Abruf solcher Informationen festgestellt werden (ebd.).

Diese mitunter gegenteiligen Effekte werden häufig mit den Konzepten der zweiten Perspektive erläutert, der »Stimmungskongruenz« und des »zustandsabhängigen Erinnerns«. Die Valenz aktuell vorhandener Emotionen kann je nach Übereinstimmung mit der Valenz zum Zeitpunkt der Speicherung von Informationen sowohl zu begünstigenden als auch zu hemmenden Effekten führen (zustandsabhängiges Erinnern). Analoge Effekte werden für die Übereinstimmung der Valenz aktuell vorhandener Emotionen und der Valenz der abzurufenden Gedächtnisinhalte postuliert (Stimmungskongruenz).

Empirische Studien zum zustandsabhängigen Erinnern haben gezeigt, dass der Abruf von Gedächtnisinhalten bei einer Übereinstimmung des Situationskontexts zum Zeitpunkt der Speicherung und zum Zeitpunkt des Abrufs deutlich verbessert wird, wobei insbesondere Emotionen als Indi-

katoren eines bestimmten Kontexts von Bedeutung sind. Dieses zustandsabhängige Erinnern konnte vor allem dann nachgewiesen werden, wenn

- eine Situation zum Zeitpunkt des Erinnerns nur wenige Anhaltspunkte zur Identifikation eines spezifischen Kontexts zur Verfügung stellt;
- die gespeicherten Informationen einen persönlichen Bezug aufweisen und
- zum Zeitpunkt der Speicherung sowie zum Zeitpunkt des Abrufs jeweils relativ intensive emotionale Zustände vorherrschen (vgl. Berkowitz 2000: 67–95; Bless u. a. 2004: 179–183; Clore u. a. 1994: 375; Schmidt-Atzert 1996: 203).

Die Stimmungskongruenz hingegen, die sich der Definition zufolge unabhängig von emotionaler und affektiver Valenz zum Zeitpunkt der Speicherung ergibt und allein aus der Übereinstimmung der Emotion zum Zeitpunkt des Abrufs und der Valenz der abgerufenen *Erinnerung* resultiert, konnte empirisch vor allem für autobiografische Gedächtnisinhalte gezeigt werden. Sie hat sich im Übrigen aber als nur schwer validierbar erwiesen. Eine Reihe von Studien hat zwar gezeigt, dass sich Personen in freudigem Zustand wesentlich besser an positiv gefärbte Erlebnisse erinnern als an negative (und umgekehrt). Jedoch hat sich zum Zeitpunkt der Speicherung eine Unterscheidung der Valenz der gespeicherten Informationen einerseits und des aktuellen emotionalen Zustands andererseits (wie beim zustandsabhängigen Erinnern) als problematisch erwiesen: Man kann davon ausgehen, dass das Auftreten »positiver« Ereignisse eine ebenso positive Emotion zum Zeitpunkt der Speicherung auslöst, so dass die Valenz eines Ereignisses de facto mit dem emotionalen Zustand übereinstimmt und eine Unterscheidung beider Aspekte kaum mehr möglich ist.

Angesichts der inkonsistenten Datenlage lässt sich deshalb lediglich festhalten, dass Stimmungskongruenz dann am zuverlässigsten ausgelöst wird, wenn sowohl die Kriterien der Stimmungskongruenz selbst als auch die des zustandsabhängigen Erinnerns erfüllt sind (vgl. Clore u. a. 1994: 376; Schmidt-Atzert 1996: 202).

Als ebenso klassischer wie häufig kritisierte Erklärungsansatz für die beiden beschriebenen Phänomene gilt das bereits angesprochene Modell assoziativer Gedächtnisnetzwerke (Anderson/Bower 1973; Bower 1981). Darin können Emotionen als »Knoten« repräsentiert werden und als zentrale Schaltstellen zu anderen Knoten des Netzwerks fungieren, die wieder-

rum Ereignisse, physiologische Reaktionen sowie motorische und expressive Komponenten repräsentieren, die mit einer Emotion assoziiert sind.

Informationen, die unter einer bestimmten affektiven Valenz repräsentiert und gespeichert werden, stellen in diesem Modell Verbindungen zu solchen Knoten her, die während des Speichervorgangs bereits aktiv sind, so dass neues Material mit denjenigen Emotionsknoten assoziiert wird, die beim Lernvorgang bereits aktiviert waren. Die Aktivität in einem Teil des Netzwerks kann sich beim Abruf von Informationen deshalb rasch zwischen assoziierten Knoten ausbreiten (*spreading activation*) (vgl. Clore u. a. 1994: 373; Schmidt-Atzert 1996: 204).

Zustandsabhängiges Erinnern wird mit dem Modell assoziativer Netzwerke dadurch erklärt, dass Informationen, die unter einer bestimmten affektiven Valenz gespeichert werden, mit einem jeweils korrespondierenden Emotionsknoten assoziiert sind. Ist dieser Knoten zum Zeitpunkt des Abrufs ebenfalls aktiv, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass die mit diesem Emotionsknoten verbundenen Inhalte des Netzwerks ebenfalls aktiviert und daher einfacher abgerufen werden können als unter anderen Umständen. Stimmungskongruenz wird dadurch erklärt, dass aktivierte Emotionsknoten zum Zeitpunkt des Abrufs von Gedächtnisinhalten weitere Knoten aktivieren, die mit diesem Emotionsknoten assoziiert sind – unabhängig davon, unter welchen affektiven Bedingungen diese Knoten ursprünglich angelegt wurden.

Dementsprechend lassen sich zustandsabhängiges Erinnern und Stimmungskongruenz in Bowers (1981) Modell assoziativer Netzwerke auf konzeptueller Ebene vergleichsweise gut darstellen. Schmidt-Atzert (1996: 205) weist allerdings darauf hin, dass es sich bei dem Modell lediglich um die Übersetzung eines empirisch beobachtbaren Phänomens in die Symbolsprache der Netzwerke handelt, und die Darstellung damit vergleichsweise arbiträr ist.

Darüber hinaus kritisieren Clore und Kollegen (1994: 374) die dem Modell zu Grunde gelegten Repräsentationsmedien. Bower (1981) geht von etwa sechs Basisemotionen aus, die biologisch fest verdrahtet und auf neuronaler Ebene als Emotionsknoten eines Netzwerks repräsentiert sind. Diese Knoten können gleichermaßen physiologische Reaktionen (zum Beispiel als motorische Codes repräsentiert) sowie andere Netzwerkknoten, die etwa auf propositionale, semantische Inhalte verweisen, aktivieren. Jedoch erscheint die Annahme problematisch, dass Emotionen *selbst* in assoziativen Netzwerken repräsentiert sind. Plausibel ist hingegen viel-

mehr, dass die semantischen, *sozial und kulturell konstruierten Konzepte* distinkter Emotionen als Knoten eines solchen Netzwerks repräsentiert sind.

Dieser Perspektive zufolge sind es hier nicht Emotionen *als solche*, die das Erinnern beeinflussen, sondern die Aktivierung entsprechender Emotionskonzepte, also letztendlich propositionale Repräsentationen und deklaratives Wissen (Clore u. a. 1994: 374). Ergänzend muss aber in jedem Fall das emotionale Erinnern betrachtet werden, das in Abschnitt 3.3.1 dargestellt wurde. Dabei ist vor allem die originäre *Entstehung* von Affekten bedeutend, die auf nicht-deklarativen Gedächtnisinhalten basiert und deshalb deutlich für ein positiv-negativ Kontinuum anstatt der von Bower (1981) postulierten Basisemotionen spricht. Damit ließe sich folglich die initiale Aktivierung eines Affekts sowie in der Folge eines semantischen Emotionskonzepts erklären, denen dann die beschriebenen assoziativen Netzwerkeffekte folgen.

Eine solche Sicht auf die Emotionsrepräsentation in assoziativen Netzwerken käme der hier verfolgten Argumentation insofern zugute, als dass sie die Festlegung und Reduktion auf Basisemotionen vermeidet und stattdessen eine der sozialen Kognition angemessene Variabilität der Emotionsrepräsentation zulässt. Auch lassen sich mit dieser Position plausibel bestimmte Prozessannahmen der Einschätzung, die zum Teil ohnehin auf das Modell assoziativer Netzwerke zurückgreifen (Smith/Kirby 2000), theoretisch untermauern.

Automatische Einschätzungen, wie sie auch von Clore und Ortony (2000) sowie von Reisenzein (2001) dargestellt werden, basieren den Konzepten zufolge auf propositionalen wie auch nicht-propositionalen Inputs. Einerseits können diese Inputs Affekte und Emotionen in ihrer Eigenschaft als kontextdiskriminierende Faktoren sein, die der Aktivierung ähnlicher Bestandteile des Netzwerks dienen. Andererseits erlaubt diese Sicht auch, Emotionsknoten als bereits vorhandene schematische Einschätzungen zu betrachten, die ihrerseits wiederum als propositionale Codes vorliegen. Clore und Ortony weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass »[a]ctivated material, be it emotional or not, can be structurally complex and highly organized, so that accessing any part of a structurally complex representation (or schema) may have extensive implications« (Clore/Ortony 2000: 35).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Speicherung und der Abruf von semantischen Informationen in hohem Maß

- von den aktuellen Emotionen und der affektiven Valenz dieser Informationen,
- dem strukturellen Aufbau des Gedächtnisses und
- den jeweiligen Repräsentationsmedien abhängen.

Wie genau diese Verbindungen theoretisch zu konzeptualisieren und empirisch zu validieren sind, bleibt aber eine noch weitgehend ungeklärte Frage, obgleich erste bildgebende Untersuchungen die überwiegend experimentellen Evidenzen und Thesen des assoziativen Modells stützen und entsprechende Mechanismen auf neuronaler Ebene identifizieren konnten (Lewis u. a. 2005).

Für die hier entwickelte Theorie eines Zusammenhangs zwischen Emotionen und sozialen Strukturen scheint jedoch vor allem von Bedeutung zu sein, dass Emotionen ungeachtet der Probleme im experimentellen Bereich ganz offensichtlich eine handlungs- und erfahrungsverfestigende Funktion ausüben können, indem sie der aktuellen emotionalen Situation entsprechende individuelle Erfahrungen und Erinnerungen, etwa für akut vorliegende Entscheidungsprobleme und Handlungskontingenzen, zur Verfügung stellen und in den Vordergrund des Bewusstseins heben. Es kann davon ausgegangen werden, dass Emotionen den an der Entscheidungsfindung und dem rationalen Handeln beteiligten Informationsverarbeitungsprozessen selektiv und vorrangig jeweils solche Informationen zur Verfügung stellen, die in ihrer Valenz mit dem aktuellen emotionalen Zustand übereinstimmen.

Prozesse der Entscheidungsfindung und der rationalen Wahl – und mit ihnen auch Prozesse des Urteilens, Bewertens und Einschätzens – operieren also mit Material (Erinnerungen, Fakten, Wissensbestände, Überzeugungen, Ansichten oder Wünsche), das tendenziell mit der Valenz vorherrschender Emotionen übereinstimmt und aus diesem Grund hoch selektiv und abhängig von *vergangenen Erfahrungen* ist. Geht man weiter davon aus, dass die Emotionen, die diesen Einfluss ausüben, sozial strukturiert sind, dann wirkt sich diese Strukturierung über den Abruf entsprechender Gedächtnisinformationen nicht nur auf das rationale Handeln, sondern eben auch auf die Entstehung weiterer Emotionen aus.

»Mood as Information«

Beziehen sich diese emotionalen Gedächtniseffekte eher auf das, *was* Akteure denken und welche Informationen sie dabei abrufen und verarbeiten,

lassen sich auch Auswirkungen auf die Art und Weise, *wie* Informationen verarbeitet werden, feststellen. Angesichts der skizzierten Gedächtniseffekte ist es naheliegend, dass auch das Urteilen und Bewerten, insbesondere in solchen Situationen, in denen Effekte der Stimmungskongruenz und des zustandsabhängigen Erinnerns auftreten, nicht frei von emotionalen Einflüssen sind. Legt man das Modell assoziativer Netzwerke zu Grunde, bedingen unter anderem Emotionen, welche Gedächtnisinhalte in besonderem Maße zur Verfügung stehen (kongruente), um einem Entscheidungsprozess als Input zu dienen.

Insofern verwundert es auch nicht und entspricht den eigenen Alltagserfahrungen, dass Bewertungen und Entscheidungen im Einklang mit jeweils vorherrschenden Emotionen zu erfolgen scheinen. So bewertet man beispielsweise eine romantische Beziehung positiver, wenn man sich zum Zeitpunkt der Bewertung ebenfalls in positiver Stimmung befindet und kann sich schlecht gelaunt nicht über Witze und Geschichten amüsieren, die andernfalls für Heiterkeit sorgen würden (vgl. Forgas 1995b; Bower 1991). Vergleichbare Effekte konnten in Bezug auf

- die Aktivierung von Stereotypen und die Übernahme von Einstellungen (Bless u. a. 2004: 188),
- die Bewertung von Konsumgütern (Yeung/Wyer 2004) und
- die eigene Lebensqualität oder Leistungsfähigkeit (Clore u. a. 1994)

festgestellt werden. Solche übereinstimmenden Bewertungen und Evaluationen werden oftmals als Evidenz für das Modell der Stimmungskongruenz herangezogen, sie lassen sich aufgrund der konzeptuellen Inkonsistenzen jedoch nur schwer nachweisen.

Eine alternative Erklärung liefert das »Mood as Information« (MAI) Paradigma, das oft auch als eine »How-do-I-feel-about-it?« Heuristik bezeichnet wird. Dieses ursprünglich von Norbert Schwarz und Gerald Clore (1988/2003) entwickelte Modell beruht auf der Annahme, dass Akteure in Entscheidungs- und Bewertungssituationen häufig auf die eigene *Selbstwahrnehmung* als maßgebliche Informationsquelle zurückgreifen und dabei insbesondere ihren aktuellen emotionalen Zustand beziehungsweise die Stimmungslage berücksichtigen.

In diesem Fall wird daher die subjektive Gefühlskomponente einer Emotion als relevante Information (neben möglichen anderen Informationen) in die Entscheidungsfindung mit einbezogen. Die zentrale Aussage des Modells stimmt mit den Postulaten der Stimmungskongruenz überein

und prognostiziert tendenziell positive Bewertungen, sofern Akteure sich in einem positiven emotionalen Zustand befinden und negative, wenn sie sich in einem negativen Zustand befinden (Schwarz/Clore 1988). In neueren Arbeiten werden neben der Valenz als ausschlaggebendem Faktor auch distinkte Emotionen und spezifische Einschätzungstendenzen berücksichtigt (Clore/Storbeck 2006; Lerner/Keltner 2000; Schwarz/Clore 2003).

Das Modell basiert auf der Alltagserfahrung, sich zu fragen, wie man sich in Bezug auf einen bestimmten Aspekt der Umwelt fühlt beziehungsweise welche Emotionen man einem bestimmten Sachverhalt entgegenbringt. Das MAI-Paradigma ist aus der theoretischen Ausarbeitung und empirischen Überprüfung eines Vorgangs entstanden, den man auch als ein »aus dem Bauch heraus entscheiden« oder »auf sein Gefühl hören« bezeichnen könnte. Emotionen und besonders das phänomenale Empfinden in die Entscheidungsfindung mit einzubeziehen, basiert auf der Annahme einer generell heuristischen Informationsverarbeitung, die in der Regel lediglich einen begrenzten Ausschnitt der Wirklichkeit in den Entscheidungsprozess mit einbezieht und statt dessen vielmehr auf »Daumenregeln« als auf der ausführlichen Analyse sämtlicher zur Verfügung stehender Informationen basiert. Die heuristische Informationsverarbeitung kommt in der Regel in verhältnismäßig einfach strukturierten und für die soziale Strukturierung besonders relevanten Situationen des Alltagshandelns vor sowie in Situationen, in denen die Ressourcen und Informationen, die für eine umfassende Analyse notwendig wären, nicht vorhanden sind (vgl. Berkowitz 2000: 124; Bless u. a. 2004: 184; Schwarz/Clore 1988).

Neben der Annahme der heuristischen Informationsverarbeitung besteht eine weitere Einschränkung des MAI-Modells in der Attribution des subjektiven Gefühls auf ein intentionales Objekt. Ist diese Attribution kausal mit den Entstehungsfaktoren der Emotion verknüpft beziehungsweise Bedingung für ihre Existenz im engeren Sinn, so ist das Fehlen eines intentionalen Objekts hingegen oftmals kennzeichnend für eine diffuse und ungerichtete Stimmung. Insofern besteht die Möglichkeit unterschiedlicher Attributionen von Ursächlichkeit, da oft nur schwer zwischen der Reaktion auf ein bestimmtes Ereignis und einer bereits vorhandenen Stimmung anderer Ursächlichkeit zu unterscheiden ist. Man kann sich in einer positiven Stimmung befinden, aber einem erst später auftretenden Ereignis die Ursache für diese Stimmung zuschreiben. Zum einen handelt es sich dabei um eine objektiv falsche Zuschreibung, zum anderen zeigt

eine solche Zuschreibung aber deutlich den Einfluss von Stimmungen auf die Urteils- und Entscheidungsfindung (vgl. Clore u. a. 1994: 381; Schwarz/Clore 1988). Empirisch konnte gezeigt werden, dass MAI-Effekte nicht auftreten, wenn alternative Ursachen als Erklärung für eine vorhandene Stimmung auszumachen sind oder wenn sich keine Verbindung zwischen der Stimmung und dem zu bewertenden Ereignis herstellen lässt (Bless u. a. 2004: 184; Clore u. a. 1994: 381f).

Der Einfluss von Emotionen auf das Handeln und Entscheiden – und hier im speziellen Fall auf das Bewerten und Urteilen – in Übereinstimmung mit aktuell vorhandenen Emotionen und Stimmungen lässt sich also prinzipiell anhand zweier Erklärungsansätze zeigen: Einerseits wird vermutet, dass die Stimmung beziehungsweise die subjektive Gefühlskomponente einer Emotion selbst als hinreichender Anhaltspunkt zur Bewertung eines Ereignisses dient, andererseits steht die Hypothese zur Verfügung, dass Stimmungen und Emotionen den Abruf von und den Zugriff auf Gedächtnisinhalte von ähnlicher Valenz begünstigen, die dann zu einer entsprechend kongruenten Bewertung des Ereignisses beitragen.

»Affect Infusion«

Ein drittes Modell zur Erklärung der Wirkung von Emotion auf Kognition und damit auch auf das Entscheiden und Handeln, nimmt für sich zumindest teilweise in Anspruch, neben prinzipiellen Aussagen über diese Wirkung auch prognostizieren zu können, unter welchen Umständen welche Art der Wirkung eintritt. Das »Affect Infusion Model« (AIM) von Joseph Forgas (1995a/2000a) trifft dabei gleichermaßen Annahmen über den Inhalt und die Struktur von Kognitionen (*was* wird gedacht) sowie über den Modus der Informationsverarbeitung (*wie* wird gedacht). Das Modell postuliert im Kern und zunächst kontraintuitiv, dass emotionale Einflüsse auf das Entscheiden und Urteilen vor allem dann auftreten, wenn Akteure in komplexen, ausführlichen und atypischen Zusammenhängen denken und entscheiden. »The model predicts the *absence* of affect infusion when direct access or motivated processing is used, and the *presence* of affect infusion during heuristic and substantive processing« (Forgas 2000a: 258; Hervorh. im Original).

Forgas unterscheidet zwischen vier Formen der Informationsverarbeitung: direkt, motivational, heuristisch und substanzial (Forgas 2000a: 255). Die ersten beiden Modi lassen kaum Spielraum für den Einfluss emotio-

nalere Faktoren. Die direkte Verarbeitung greift unmittelbar auf bereits existierende Reaktions- und Verhaltensweisen zurück, besonders in vertrauten und sich häufig wiederholenden, stark habitualisierten Situationen. Die enge Kopplung von eingehender Information und dem Abruf einer passenden Reaktion lässt dem AIM-Modell zufolge kaum Möglichkeiten der Beeinflussung durch Emotionen zu. Motivationale Strategien der Informationsverarbeitung sind durch eine besonders ausgeprägte Fokussierung auf ein Objekt oder ein Ziel und eine entsprechend selektive Verarbeitung gekennzeichnet, so dass der Einfluss von Emotionen auch hier eher unwahrscheinlich ist. Allerdings betont Forgas, dass Emotionen ein besonderer *Auslöser* diese Art der Verarbeitung sein können (ebd.).

Bei der heuristischen Verarbeitung findet sich der Einfluss von Emotionen vor allem dann, wenn falsche Zuschreibungen von Ursächlichkeit einer bereits vorhandenen Stimmung auftreten (ähnlich wie im Fall des MAI-Modells). Forgas konnte experimentell zeigen, dass insbesondere die substanzielle, ausführliche und ressourcenintensive Verarbeitung von Informationen, die der seitens der Einschätzungstheorien postulierten regelbasierten, nicht-schematischen Verarbeitung entspricht, in besonderem Maße offen für den Einfluss von Emotionen und Stimmungen ist (vgl. Forgas 1995a/1995b/2000a).

Dieser Einfluss tritt häufig in komplexen sozialen Situationen, bei strategischem Verhalten in Koordinations- oder Kooperationssituationen, unerwarteten Interaktionsverläufen oder bei Kommunikationsproblemen auf (Forgas 2000b/2006). Darüber hinaus trifft das AIM-Modell auch Aussagen über die Effekte der affektiven Valenz in der Informationsverarbeitung. Positive Emotionen und Stimmungen begünstigen dem Modell zufolge eine top-down orientierte, schematische und heuristische Verarbeitung, wohingegen negative Affekte eine aufmerksame und Detailgetreue bottom-up Verarbeitung bewirken.

Generierung versus Konservierung von Wissensstrukturen

Eine alternative Sicht auf die Bedeutung der affektiven Valenz in der Informationsverarbeitung führen Norbert Schwarz, Herbert Bless und Klaus Fiedler ins Feld. Sie schließen sich grundsätzlich der Position an, dass positive Emotionen tendenziell dazu führen, vergleichsweise oberflächliche und einfache Heuristiken beim Problemlösen zu verwenden, statt tiefergehende analytische Betrachtungen zu befördern (Schwarz/Bless 1991).

Aus diesem Grund führen positive Emotionen in Situationen, die eher eine analytische, detailorientierte Herangehensweise erfordern, zu vergleichsweise schlechten Ergebnissen, in Situationen hingegen, die innovative Lösungen erfordern, zu besseren Ergebnissen (vgl. auch Isen 2004). Schwarz und Bless beziehen sich in ihren Überlegungen auf das MAI-Modell und erweitern es um eine Valenzkomponente dahin gehend, dass positive Emotionen als Hinweise auf eine verhältnismäßig sichere und konventionelle Situation beziehungsweise Umgebung dienen, wohingegen negative Emotionen problematische und unsichere Situationen signalisieren (Schwarz/Bless 1991: 59).³⁶

Geht man angesichts einer positiven Grundstimmung davon aus, sich in einer sicheren und unproblematischen Situation zu befinden, werden einfache, ressourcenschonende Heuristiken zum Entscheiden und Handeln gegenüber analytischen Strategien der Informationsverarbeitung bevorzugt.

»Specifically, we suggest that *positive moods* are likely to elicit a processing strategy that relies heavily on the use of simple heuristics, and that is characterized by a lack of logical consistency and little attention to detail [...] In contrast, we suggest that negative moods are likely to elicit an analytical mode of information processing that is characterized by considerable attention to detail [...] and a high logical consistency, although probably associated with a lack of creativity« (Schwarz/Bless 1991: 56; Hervorh. im Original).

Eine für die soziologische Perspektive besonders interessante Interpretation und Erklärung dieser These liefert Bless (2000/2001). Er geht davon aus, dass positive Stimmungen zunächst *allgemeine Wissensstrukturen* (*general knowledge structures*; die in der Regel in Schemas repräsentiert sind) aktivieren und Handlungen sich deshalb in »sicheren« Situationen an bewährten Mustern und allgemein gültigen Situationskonzeptionen (am Alltagshandeln) orientieren, die sich in der Vergangenheit bereits bewährt haben (top-down Verarbeitung). Negative Emotionen hingegen, die problematische Situationen signalisieren, verringern offenbar die Bereitschaft, sich an allgemeinen Wissensstrukturen, Situationsrepräsentationen, Schemas und Skripten zu orientieren, da diese in komplexen und unterdeterminierten Problemsituationen möglicherweise weniger geeignet sind. Diese Annahmen werden von einer Reihe empirischer Studien zur Anwendung von

³⁶ In diesem Zusammenhang ist die grundsätzlich bestehende Möglichkeit der falschen Attribution von Ursächlichkeit, die kennzeichnend für das MAI-Modell ist, zu beachten.

Skripten, Stereotypen und Heuristiken gestützt (Bless u. a. 1996; Bless 2000: 204ff).

Damit weichen Bless und Kollegen bis zu einem gewissen Grad von ihrer eigenen, früheren Konzeption des Einflusses von Emotionen auf Kognitionen ab. Sie hatten bei positiven Stimmungen eine verringerte Bereitschaft der Akteure gesehen, eine ressourcenintensive kognitive Verarbeitung zu initiieren und als Folge die verstärkte Bezugnahme auf einfache Heuristiken beziehungsweise allgemeine Wissensstrukturen postuliert (Schwarz/Bless 1991). Die aktuelle Position verzichtet jedoch auf diesen motivationalen Aspekt von Stimmungen und Emotionen und besagt lediglich, dass der Modus der Informationsverarbeitung als eine *Folge* der ausgeprägten Bezugnahme auf allgemeine Wissensstrukturen anzusehen ist, die wiederum durch positive Stimmungen verursacht wird (Bless 2000: 209).

Negative Stimmungen hingegen veranlassen Akteure dazu, solchen Informationen besondere Aufmerksamkeit zu schenken und verstärkt zu verarbeiten, die der *aktuell* sensorisch wahrgenommenen Situation immanent sind (bottom-up Verarbeitung). Man kann also davon ausgehen, dass positive Affekte tendenziell dazu führen, im Handeln und Entscheiden auf allgemeine Wissensstrukturen zurückzugreifen und hingegen die einer aktuellen Situation immanenten Informationen zu vernachlässigen.

Mit den weitergehenden Auswirkungen dieser beiden grundsätzlichen Verarbeitungsstrategien auf das kognitive System befasst sich Bless gemeinsam mit Klaus Fiedler (Fiedler/Bless 2000). Fiedler und Bless argumentieren, dass die Aktivierung von und die verstärkte Bezugnahme auf allgemeine Wissensstrukturen aufgrund positiver Stimmungen wiederum dazu führt, dass wahrgenommene Informationen aus der unmittelbaren Umwelt in hohem Maße durch diese allgemeinen Wissensstrukturen moduliert und transformiert werden. Negative Stimmungen hingegen, die eine Fokussierung auf aktuell zur Verfügung stehende Informationen (aus der Umwelt oder dem Arbeitsgedächtnis) bedingen, führen hingegen zu einer konservativen, detailgetreuen Verarbeitungsstrategie und lassen kaum Einflüsse durch vorhandene Wissensbestände zu.

Diese Prozesse der sozialen Kognition bestehen in der Regel aus zwei Komponenten: Einerseits der bloßen Wahrnehmung eines Ereignisses, die die Ausgangslage für Prozesse des Bewertens oder Urteilens darstellt (*conservation*). »Conservation means keeping a record of whatever data input is perceived in the external world or retrieved from internal memory« (Fiedler/Bless 2000: 147). Andererseits besteht soziale Kognition auch aus der

Transformation solcher Daten durch bereits bestehende kognitive (Wissens-)Strukturen (*active generation*). Fiedlers und Bless' Kernthese lautet deshalb, dass »[p]ositive emotional states facilitate active generation, whereas negative emotional states support the conservation of input data«, wobei sie ihren theoretischen Rahmen auf Jean Piagets (1954) dialektische Beziehung zwischen den beiden adaptiven Regulationsprozessen »Assimilation« und »Akkommodation« zurückführen (Fiedler/Bless 2000: 147; Hervorh. im Original).

Die aktive Nutzung von vorhandenen Wissensstrukturen entspricht der Strategie der Assimilation, einem top-down Prozess, bei dem das Wahrgenommene an bereits bestehende Modelle und Strukturen angepasst wird. Assimilation spiegelt somit ein adaptives »Selbstbewusstsein« sowie ein grundsätzliches »Vertrauen« in die vorhandenen Wissensstrukturen, Normen, Werte oder Verhaltensstrategien wider (Fiedler/Bless 2000: 145). Die konservierende Strategie entspricht hingegen der Akkommodation, die wiederum durch die Bereitschaft gekennzeichnet ist, zuverlässig auf externe (und als unveränderbar angenommene) Anforderungen und Ereignisse zu reagieren und dabei die internen, bereits vorhanden Wissensstrukturen umzustrukturieren, zu aktualisieren und an neue Gegebenheiten anzupassen.

»People in negative states should be more cautious, suspicious and careful than elated people in judging [...]. The emphasis they place on conservation should lead to a detailed observation process, longer hesitation before making a decision, a final decision that is highly predictable from the stimulus input, and a rather systematic diagnosis. Conversely, decisions made in a positive mood should be faster, more detached from stimulus-constraints, and more prone to knowledge-based inferences« (Fiedler/Bless 2000: 148).

Die empirischen Belege vor allem aus den Bereichen der Skripte, Schemas und Stereotypen, die Fiedler und Bless (2000) anführen, stimmen zu großen Teilen mit denen überein, die auch Bless (2000/2001) angibt. Es handelt sich bei dem Modell von Fiedler und Bless, wie sie selbst betonen, vielmehr um eine weiterführende Reinterpretation der Daten, die sie durchaus in Übereinstimmung mit den Arbeiten sowohl von Forgas (2000c) als auch von Bless (2000/2001) betrachten. Beide nehmen damit Stellung zu einem grundlegenden Problem, das sowohl von handlungstheoretischer soziologischer (Esser 1996/1999) als auch von einschätzungstheoretischer Seite nach wie vor ungelöst ist, nämlich der Frage, wann und warum welcher Modus der Informationsverarbeitung initiiert

wird und welche weitergehenden Folgen die Wahl eines Modus für das Entscheiden und (rationale) Handeln hat.

Wichtig zu betonen ist, dass dieses Modell in der Erklärung des Einflusses von Emotionen auf Kognitionen vor allem bei der Interpretation sozialer Situationen auf allgemeine Wissensstrukturen zurückgreift. Diese Wissensstrukturen sind wiederum Ausdruck und Spiegelbild der sozialen Strukturen, innerhalb derer sie entstehen, sie sind entsprechend sozial strukturiert beziehungsweise konstituieren die eigentlichen sozialen Strukturen. Mit Blick auf die in Abschnitt 2.1 dargestellten Theorien kann also angenommen werden, dass soziale Strukturen beziehungsweise ihre kognitive Repräsentation den Einfluss von Emotionen auf Kognition maßgeblich mitbestimmt.

Zusammenfassung

Bezieht man diese Ergebnisse wiederum auf die Rolle der Kognitionen bei der *Entstehung* von Emotionen, ergibt sich ein Bild, das weitgehend durch rekursive Abhängigkeiten und Rückkopplungen gekennzeichnet ist. Die in Abschnitt 3.2 dargestellten Einschätzungsprozesse, die sich ebenfalls in automatische und kontrollierte Prozesse unterteilen lassen, sind ihrer Definition nach zunächst herkömmliche kognitive Prozesse, die sich auf das subjektive Wohlergehen eines Akteurs beziehen. Sie *beurteilen* und *bewerten* demzufolge auf verschiedene Art und Weise Ereignisse in Abhängigkeit bereits vorhandener kognitiver Strukturen. Wie die in diesem Abschnitt illustrierten Arbeiten zeigen, kann man davon ausgehen, dass auch Einschätzungsprozesse als spezifische kognitive Prozesse dem Einfluss von Stimmungen und Emotionen unterliegen.

Wie Abschnitt 3.1 bereits andeutet, lassen sich diese Abhängigkeiten und Wechselwirkungen von Emotionen und Kognitionen auch auf neuronaler Ebene zeigen. Ralph Adolphs (1999/2003) illustriert in einer Zusammenfassung des gegenwärtigen Forschungsstands, dass Emotionen neben den höheren Kognitionen auch basale und konzeptuelle Wahrnehmungsprozesse – insbesondere sozial relevanter Stimuli – maßgeblich beeinflussen. Die in diesem Abschnitt auf der kognitiven Ebene dargestellten Wirkungen von Emotionen auf das Urteilen und Bewerten werden auf neuronaler Ebene vor allem auf die Aktivität der Amygdala zurückgeführt (Adolphs u. a. 1998).

In Anlehnung an die dargestellten Modelle erscheint es deshalb plausibel anzunehmen, dass bereits vorhandene positive Stimmungen und Emotionen tendenziell dazu beitragen, dass Einschätzungen zum einen auf allgemeinen Wissensstrukturen und Situationsschemas basieren und dementsprechend zügig und automatisiert ablaufen, und zum anderen selbst als generalisiertes Wissen vorliegen und mit entsprechend hoher Wahrscheinlichkeit aktiviert werden. Des Weiteren werden – sofern man den genannten Theorien folgt – wahrgenommene Informationen an bereits vorhandene Umweltmodelle angepasst (Assimilation), so dass auch Einschätzungsprozesse zumindest teilweise (das heißt in propositionalen Repräsentationsmedien) auf moduliertem Input basieren.

Für diese Sicht würden zudem auch die Thesen der Stimmungskongruenz und des zustandsabhängigen Erinnerns sprechen, die den Einschätzungsprozess wiederum valenzorientiert hoch selektiv mit gespeicherten Informationen versorgen, das heißt die aktivierten allgemeinen Wissensstrukturen korrespondieren – zumindest hinsichtlich der Valenz – mit dem aktuell vorhandenen emotionalen Zustand (Fiedler/Bless 2000: 149). Negative Emotionen hingegen führen tendenziell dazu, dass Einschätzungen detailgetreu, reflexiv und nicht-automatisch stattfinden, also mit hoher Wahrscheinlichkeit aktiv berechnet und nicht schematisch abgerufen werden. Dabei basieren Einschätzungsprozesse unter Einwirkung negativer Emotionen überwiegend auf den unmodulierten Informationen, die aus der Umwelt aufgenommen werden und weniger auf vorhandenen Strukturen. Dafür spricht im Übrigen auch, dass Effekte der Stimmungskongruenz vor allem bei positiven Emotionen auftreten.

Abgesehen von den Auswirkungen subkortikaler Einschätzungsprozesse, die initiale affektive Reaktionen hervorrufen, stellt also nicht nur die wahrgenommene Passung von Situationsparametern mit vorhandenen Schemas und kognitiven Strukturen eine Determinante für den Modus der Einschätzung dar, sondern auch bereits vorhandene Stimmungen und Emotionen tragen dazu bei, Informationen auf eine bestimmte Art und Weise zu verarbeiten. Letztendlich bedingen also nicht nur die verschiedenen Einschätzungsdimensionen die Entstehung von Emotionen, sondern auch bereits bestehende Emotionen und Stimmungen bedingen über ihren Einfluss auf das kognitive System die weitere Entstehung derselben.

Handlungs- und Entscheidungstheorien, deren zentrale Annahmen an die Arbeitsweise des kognitiven Systems – insbesondere an die Selektion unterschiedlicher Modi der Informationsverarbeitung – geknüpft sind,

bleiben vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse unvollständig, sofern sie nicht auch die Funktion der Affekte und Emotionen berücksichtigen. Insofern können auch die Probleme in Essers (1996/1999) Modell weiter spezifiziert und zum Teil einer Lösung zugeführt werden: Esser legt nur vage dar, aus welchen Gründen und auf welchen Mechanismen basierend ein Wechsel der Informationsverarbeitungsmodi stattfindet. Er führt zwar an, dass ein solcher Wechsel von der Passgenauigkeit der wahrgenommenen Situationseigenschaften abhängt, dass jedoch der Abruf entsprechender Situationsmodelle ebenso wie der Wechsel des Verarbeitungsmodus maßgeblich mit aktuellen Affekten und Emotionen zusammenhängt, lässt Esser weitgehend unberücksichtigt. In einer neueren Arbeit (Esser 2006) weist Esser zwar auf diese Einflüsse hin, vernachlässigt jedoch das eigentliche soziologische Erklärungspotenzial, das grundsätzlich in der sozialen Strukturierung der Emotionen und dem Einfluss dieser strukturierten Emotionen auf die Kognitionen liegt.

Die dargestellten Wirkungen von Emotionen auf Kognitionen leisten damit nicht nur einen zentralen Beitrag als Ergänzung zu Rational-Choice Modellen und anderen Handlungstheorien, sondern tragen wesentlich zum weiteren Verständnis der Zusammenhänge von Emotionen und sozialen Strukturen bei. Sie zeigen deutlich, wie die soziale Prägung der Emotionen sich auch auf Kognitionen auswirkt, die den vielfältigen Formen des Handelns – vor allem aber dem rationalen Handeln – zu Grunde liegen. Damit sind auch die Voraussetzungen geschaffen, um weiter der Frage nachzugehen, wie sozial strukturierte Emotionen durch die Handlungen der Akteure in die soziale Welt zurückwirken, sie ordnen und strukturieren.

Insofern konzentriert sich der folgende Abschnitt auf eine spezifische Komponente insbesondere des rationalen Handelns: *das Entscheiden*. Entscheidungen basieren in der Regel auf Kognitionen wie Ansichten, Ziele und Überzeugungen, die als Argumente einer Entscheidung zwischen möglichen Alternativen dienen. Dass diese Kognitionen maßgeblich von strukturierten Emotionen beeinflusst werden, ist deutlich geworden. Welche Rolle Emotionen im eigentlichen Entscheidungsprozess spielen, zeigt der folgenden Abschnitt anhand der Hypothese der somatischen Marker.

4.2.2 Somatische Marker

Neben den Erkenntnissen zum Einfluss von Emotionen auf die Informationsverarbeitung und damit auch zum Verhältnis von Emotion und Rationalität lassen sich – ähnlich wie bezüglich der Entstehung von Emotionen – auch die neuronalen Grundlagen dieses Einflusses in die Argumentation mit einbeziehen. Eines der prominentesten Modelle findet sich in Antonio Damasio's Hypothese der somatischen Marker (Damasio 1994). Die Hypothese lässt sich im Bereich der in Abschnitt 3.1.2 beschriebenen Mechanismen sekundärer, sozialer und durch kortikale Verarbeitung geprägter Emotionen verorten und besagt im Grundsatz, dass Entscheidungen ein Prozess ist, der von Emotionen unterstützend geleitet wird (Bechara 2004: 30).

Damasio entwickelt seine Hypothese anhand zweier prominenter Fälle der Medizingeschichte, deren Pathogenese hier aber nur kurz angesprochen werden soll: der Fall »Phineas Gage«³⁷ gegen Ende des 19. Jahrhunderts sowie der Fall des Patienten »Elliot« (Damasio 1994). Gage hatte einen Unfall erlitten, bei dem ihm ein Metallstab durch Teile des Stirnhirns getrieben wurde.³⁸ Elliot hingegen litt an einem Tumor in Bereich des Stirnhirns und dessen notwendig gewordene Entfernung hatte Areale geschädigt, die in Ausmaß und Lokalisation weitgehend mit den Verletzungen Gages übereinstimmten.

Gage hatte den Unfall vergleichsweise gut überstanden. Seine Sinne waren intakt und er hatte weder Probleme im Umgang mit Sprache noch mit Lähmungserscheinungen oder der Feinmotorik. Kurze Zeit nach dem Unglück wurden jedoch gravierende Änderungen im Verhalten offensichtlich. Wurde Gage zuvor als ruhige, ausgeglichene und überlegte Persönlichkeit beschrieben, verkehrten sich die Beschreibungen nach dem Unglück nahezu in ihr Gegenteil. Sein Verhalten insbesondere gegenüber anderen, auch gut bekannten Personen, wurde als unhöflich, verletzend, beschämend, unkoordiniert, unbelehrbar und generell wenig mitfühlend und empathisch, dafür aber emotional umso impulsiver und drastischer geschildert. Gage war ferner nicht mehr in der Lage, persönliche Entscheidungen beispielsweise hinsichtlich der eigenen beruflichen Zukunft zu

³⁷ Einen kritischen Überblick über die Validität von (neurologischen) Studien, die sich auf Phineas Gage als Modellfall beziehen, liefert Macmillan (2000).

³⁸ Für eine detaillierte Darstellung vgl. Damasio u. a. (1994).

treffen oder Pläne für die eigene Zukunft zu schmieden, geschweige denn solche Pläne tatsächlich im Handeln umzusetzen (Damasio 1994: 7–10).

Bemerkenswert an Gages Situation sind zwei Phänomene, die aus soziologischer Perspektive und angesichts der nach wie vor vorhandenen kognitiven Fähigkeiten wie der Aufmerksamkeitssteuerung, der Wahrnehmung, des Gedächtnisses und der Sprache ungeteilte Aufmerksamkeit verdienen: Zum einen die Veränderung seines vormals unauffälligen sozialen Verhaltens, seiner Anpassungsfähigkeit, der Kenntnis und Befolgung sozialer Normen und Konventionen sowie der Übernahme von Verantwortung hin zu einer deutlichen Abkehr von diesen Grundlagen des Sozialverhaltens kurze Zeit nach dem Unglück. Bemerkenswert ist zum zweiten seine Unfähigkeit, *rationale Entscheidungen im Bereich des persönlichen, sozialen Wohlergehens* bei gleichzeitig vollständigem Desinteresse gegenüber den persönlichen und sozialen Folgen dieser Entscheidungen – auch für andere Menschen – zu treffen. »Gage lost something uniquely human, the ability to plan his future as a social being« (Damasio 1994: 19).

Die Rekonstruktion und Lokalisation der verletzten Hirnareale gab zwar Aufschluss über die neuropathologische Situation von Gage, jedoch ließen sich die Auffälligkeiten im Verhalten vor dem Hintergrund seiner nach wie vor guten kognitiven Performanz und mentalen Verfassung nicht abschließend klären. Dieses Erklärungsdefizit konnte durch die Untersuchung von Elliot entschärft werden. Elliots Krankheitsbild wies vergleichbare Symptome zu denen Gages auf: Er war nicht in der Lage, zwischen verschiedenen Anforderungen und Aufgaben des Arbeitsalltags zu wechseln, ohne dabei eines von mehreren miteinander konkurrierenden Zielen aus den Augen zu verlieren; er konnte seine Zeit nicht selbstständig einteilen; Texte nicht anhand bestimmter Kriterien klassifizieren oder allgemein Prioritäten erkennen und setzen – trotz eines vollständig intakten deklarativen Wissens über diese Vorgänge. Elliot war, ähnlich wie Gage, nicht in der Lage, Entscheidungen zu fällen, Pläne für die eigene unmittelbare oder auch längerfristige Zukunft zu schmieden oder die Glaubwürdigkeit anderer Menschen einzuschätzen.

Neuropsychologische Tests führten zu dem Ergebnis, dass Elliots Wahrnehmungsfähigkeit, Aufmerksamkeit, das Erinnern und Lernen, das Arbeitsgedächtnis, die Sprache sowie sämtliche logisch-mathematischen Fähigkeiten vollkommen intakt waren (Damasio 1994: 41). Darüber hinaus erreichte Elliot bei speziellen, auf sein Krankheitsbild bezogenen Testverfahren durchweg normale Ergebnisse. Elliots Unfähigkeit, im alltäglichen

Leben rationale Entscheidungen für sein persönliches und soziales Wohlergehen zu treffen, konnte demzufolge *nicht* unter experimentellen Bedingungen repliziert werden. Weitere Untersuchungen konzentrierten sich deshalb auf Elliots zwar wenig offensichtliche aber doch fundamentalen emotionalen Auffälligkeiten: Emotionale Reaktionen auf die eigene Situation waren nicht zu beobachten und seine Reaktion auf persönliche Fehlschläge waren kühl, neutral und gänzlich unemotional, so als nähme Elliot vielmehr die Rolle eines distanziierten Beobachters denn des Protagonisten ein. Diese emotionale »Gleichgültigkeit« war aber auch kein Fall bewusster Emotionsregulation, sondern die zu erwartenden Emotionen waren offenbar schlicht nicht vorhanden (Damasio 1994: 45).

Die Ergebnisse weiterer Untersuchungen spiegelten die kognitive Leistungsfähigkeit in imaginären sozialen Zusammenhängen wider:

»Elliot had a normal ability to generate response options to social situations and to consider spontaneously the consequences of particular response options. He also had a capacity to conceptualize means to achieve social objectives, to predict the likely outcome of social situations, and to perform moral reasoning at an advanced developmental level« (Damasio 1994: 48f).

Die Schädigung führte in diesem Fall also weder zum Verlust des deklarativen Wissens über soziale Normen und Konventionen, noch zum Verlust der Zugriffsmöglichkeiten auf dieses Wissen oder die grundlegenden Fähigkeiten des rationalen Denkens, der Aufmerksamkeitssteuerung oder der Verarbeitung dieser Informationen im Arbeitsgedächtnis. Das Defizit manifestierte sich offenbar in den letzten Phasen eines Entscheidungsprozesses, genau zu dem Zeitpunkt, zu dem Entscheidungen in Handlungen übergehen, an dem eine Entscheidung sich letztendlich in der Ausführung einer Handlung manifestiert.

Die beiden skizzierten Fälle zeigen ebenso wie Untersuchungen von Patienten mit vergleichbaren Verletzungen (Kringelbach/Rolls 2004: 351f), dass eine aus diesen Schädigungen resultierende »Verringerung« der Emotionalität – vor allem im Bereich sozialer Emotionen – offenbar mit der Unfähigkeit korreliert, in bestimmten Situationen rationale Entscheidungen zu fällen und in Handlungen umzusetzen. In alltäglichen Situationen, die Entscheidungen und Handlungen in Bezug auf die persönliche und soziale, unmittelbare oder ferne Zukunft erfordern, scheint die fehlerfreie Funktion der für diese kognitiven Fähigkeiten zuständigen kortikalen Hirnareale auf die Funktion der grundlegenden Mechanismen insbesondere sozialer

Emotionen angewiesen zu sein (Bechara 2004; Bechara u. a. 2000; Hornak u. a. 2003).

Zur Erklärung dieser empirisch beobachteten und gut dokumentierten Fälle hat Damasio die weithin bekannte »Hypothese der somatischen Marker« zur Diskussion gestellt, die im Grundsatz postuliert, dass die Fähigkeit, in persönlichen und sozialen Bereichen rationale Entscheidungen zu treffen, in engem Zusammenhang der Fähigkeit steht, sekundäre Emotionen zu empfinden. Weiter besagt die Hypothese, dass im Prozess des Entscheidens bereits *vor* einer möglichen bewussten kognitiven Entscheidungsfindung im Sinne einer rational-deliberativen Abwägung oder einer Kosten-Nutzen Analyse, die möglichen Konsequenzen, die sich aus einer bestimmten Handlungsoption ergeben, mit einer unmittelbaren physiologischen Reaktion, die unter Umständen – aber nicht notwendigerweise – als positives oder negatives subjektives Gefühl wahrgenommen wird (etwa dem sprichwörtlichen »Bauchgefühl«), gepaart werden. Diese autonome physiologische Reaktion (beziehungsweise deren Wahrnehmung als subjektives Gefühl) hebt bestimmte Konsequenzen einer möglichen Handlungsoption hervor und reduziert so die möglichen Alternativen für einen weitergehenden deduktiven Entscheidungsprozess.

Somatische Marker ermöglichen dieser Hypothese zufolge eine schnellere und effizientere Entscheidungsfindung, ihr Fehlen hingegen reduziert die Effizienz von Entscheidungsprozessen beziehungsweise macht sie unter Umständen sogar unmöglich.

»[...] somatic markers are a special instance of feelings generated from secondary emotions. Those emotions and feelings have been connected, by learning, to predicated future outcomes of certain scenarios. When a negative somatic marker is juxtaposed to a particular future outcome the combination functions as an alarm bell. When a positive somatic marker is juxtaposed instead, it becomes a beacon of incentive. This is the essence of the somatic-marker hypothesis« (Damasio 1994: 174; Hervorh. im Original).

Somatische Marker ersetzen dieser Definition zufolge keineswegs die rational-deliberativen, deduktiven Entscheidungsfindungen, sondern fungieren als eine Art Gewichtungsmechanismus für Handlungsoptionen, der zusätzliche Informationen zur Evaluation des in sozialen und persönlichen Situationen besonders weit reichenden Spektrums möglicher Handlungsoptionen und -konsequenzen bereitstellt (Hinson u. a. 2002). Prinzipiell lässt sich diese Funktion als das neuronale und weitgehend unbewusste Äquivalent des »Mood as Information«-Paradigmas betrachten.

Die Funktion somatischer Marker basiert einerseits auf den neurophysiologischen Grundlagen primärer Emotionen, die – wie in Kapitel drei illustriert – bestimmte Eigenschaften von Stimuli mit bestimmten physiologischen (affektiven) Reaktionen kombinieren. Andererseits basieren somatische Marker auf der Funktion sekundärer Emotionen, die Damasio Modell zufolge aus der Paarung von sozial erlernten Stimulus-Kategorien mit primären Emotionen entstehen. Damasio geht es bei der Differenzierung primärer und sekundärer Emotionen nicht in erster Linie um die Fragen der Basisemotionsdebatte (siehe Abschnitt 2.2.2), sondern um die Art der Repräsentationen, auf denen Emotionen basieren. Primäre Emotionen basieren demnach auf angeborenen Repräsentationen bestimmter Eigenschaften eines Reizes, zum Beispiel einer bestimmten Bewegung, Größe, Lautstärke oder Unvermitteltheit, und nicht auf kategorialen semantischen Repräsentationen.

Sekundäre Emotionen zeichnen sich hingegen dadurch aus, dass sie auf erlernten Repräsentationen basieren, die mit bestimmten Komponenten einer oder mehrerer primärer Emotionen gekoppelt sind. Dieser Sichtweise zufolge werden somatische Marker also vor allem während der Sozialisation und der regelmäßigen Interaktion in stabilen sozial strukturierten Umgebungen internalisiert, indem sie *bestimmte Klassen von (sozialen) Stimuli mit bestimmten Klassen somatischer (affektiver) Zustände* koppeln (vgl. Damasio 1994: 177).

Entscheidend für die Funktion und den erfahrungsgeleiteten Erwerb somatischer Marker ist demnach das Zusammenspiel eines auf basalen Funktionserfordernissen und angeborenen Repräsentationen basierenden Affektsystems mit entsprechenden »primären Präferenzen« und der sozialen Umwelt. Die soziale Umwelt wird dabei sowohl physisch (Bauwerke, Artefakte, Symbole) als auch kognitiv (Überzeugungen, Normen, Ansichten, Moralvorstellungen) in Rechnung gestellt.

Das von Damasio angeführte basale Affektsystem, das ebenso wirksam in komplexeren sozialen Situationen arbeitet, unterstützt auf basaler Ebene die Homöostase des Organismus und ist in Bezug auf Emotionen vergleichbar mit Rolls' (1990/1999) Belohnungs- und Bestrafungswertsystem und mit Cacioppo's Annäherungs- und Abwehrsystem (Cacioppo/Larsen u. a. 2004) (siehe Abschnitte 3.1.2 und 2.2.2). Insbesondere lässt sich ein Vergleich zwischen den von Rolls angeführten primären und sekundären Verstärkern und Damasio's Affektsystem primärer Präferenzen und sekundärer Emotionen herstellen.

Die soziale Umwelt in Entscheidungssituationen, das heißt vor allem unterschiedliche Handlungskontingenzen und -optionen, die die Konsequenzen bestimmter Handlungsoptionen in Relation zum jeweiligen Kontext setzen, als auch die mit den Ergebnissen einer gewählten Optionen einhergehenden unmittelbaren und langfristigen Belohnungs- und Bestrafungswertfaktoren, konstituieren den Einfluss auf das Belohnungswertsystem. Die Entstehung somatischer Marker ist dabei nicht nur abhängig von der unmittelbaren Situation, sondern wird auch von solchen Akteuren ermöglicht, die eine Vermittlerposition zwischen verschiedenen Stimulus-Verstärker Kontingenzen innehaben, indem sie *institutionalisierte* Verhaltenskodizes repräsentieren und gemäß dieser agieren:

»Early in development, punishment and reward are delivered not only by the entities themselves, but by parents and other elders and peers, who usually embody the social conventions and ethics of the culture to which the organism belongs. The interaction between an internal preference system and sets of external circumstances extends the repertory of stimuli that will become automatically marked« (Damasio 1994: 179).

Empirisch konnte die Hypothese mit Hilfe des »Gambling Task« überprüft werden (Bechara u. a. 1994/1997/2000). Mit diesem Testverfahren, das methodisch den Instrumenten und experimentellen Untersuchungen der verhaltensorientierten Mikroökonomie und der Spieltheorie nahe steht, können im Gegensatz zu den meisten übrigen neuropsychologischen Testverfahren Alltagssituationen insbesondere im Hinblick auf das Entscheiden unter Unsicherheit sowie die möglichen, daraus resultierenden Belohnungs- und Bestrafungswertfaktoren (also aversive und appetitive Konsequenzen) untersucht werden.

Die Ergebnisse sprechen zum einen für die Gültigkeit der Hypothese somatischer Marker und zeigen zum anderen auch deren wahrscheinliche neuronale Korrelate auf. Für die Funktion und Entstehung somatischer Marker zeichnen sich der Hypothese zufolge vor allem bestimmte Areale im präfrontalen Cortex verantwortlich, die Informationen von nahezu jeder sensorischen Modalität – einschließlich der somatosensorischen – empfangen, unabhängig davon, ob die Wahrnehmung dieser Informationen aufgrund interner (mentaler oder physiologischer) oder externer Ereignisse angestoßen wird. Darüber hinaus empfangen bestimmte Regionen des präfrontalen Cortex Informationen über bioregulative Prozesse wie etwa die Ausschüttung von Neurotransmittern, die Aktivierung der Amygdala oder des Hypothalamus. »[prefrontal cortices] receive signals about

existing and incoming factual knowledge related to the external world; about innate biological regulatory preferences; and about previous and current body state as continuously modified by that knowledge and those preferences« (Damasio 1994: 181).

Ferner ist für die Funktion somatischer Marker von Bedeutung, dass bestimmte Regionen des Stirnhirns neben der Verarbeitung von Informationen aus nahezu jedem körperlichen wie mentalen Bereich vor allem auch *Verknüpfungen* herstellen zwischen den im deklarativen und impliziten Gedächtnis gespeicherten Repräsentation von Situationen, deren Teil ein Akteur im Laufe der Ontogenese war, und den für Emotionen charakteristischen physiologischen Zuständen, die mit diesen Situationen assoziiert sind. Diese Verknüpfungen repräsentieren gewissermaßen *Klassifikationen von Kontingenzen in der (emotionalen) autobiografischen Erfahrung eines Akteurs*. In dieser Eigenschaft kann der präfrontale Cortex als Konvergenzzone bezeichnet werden, in der Informationen unterschiedlichster

- Quellen (sensorisch, mental),
- Modalitäten (Prozessierung, Repräsentationen) und
- Historizitätsstufen (Gedächtnisabruf, Verarbeitung eingehender sensorischer Informationen)

in Form von somatischen Markern miteinander verknüpft werden.

Angesichts dieser Funktion des präfrontalen Cortex für die Entstehung und Funktion somatischer Marker ergibt sich ein Bild des Entscheidungsprozesses, das maßgeblich die Ontogenese des Akteurs berücksichtigt und auf neuronaler Ebene verdeutlicht,

- wie Kategorien sozialer Situationen mit bestimmten und für Emotionen charakteristischen physiologischen beziehungsweise affektiven Zuständen und Reaktionen verknüpft sind,
- welche Auswirkungen diese Paarungen für den Akteur in der Vergangenheit hatten und
- welche Auswirkungen daher für zukünftige Handlungen und Entscheidungen zu erwarten sind.

Verfolgt man diese Sicht weiter, zeigt sich, dass neben den beschriebenen Mechanismen vor allem auch entsprechende Konzepte des Arbeitsgedächtnisses und der Aufmerksamkeit notwendig sind, um die Hypothese zu stützen. Ferner liegt auch die Vermutung nahe, dass die Funktion physiologischer Reaktionen im Modell der somatischen Marker ebenso durch

kognitive *Repräsentationen* solcher Reaktionen ersetzt werden kann, die sich im Laufe der Ontogenese entwickeln und möglicherweise als Ressourcen schonendes Substitut einer tatsächlichen physiologischen Reaktion dienen (Damasio 1994: 196ff, 184; Bechara 2004: 38; Bechara u. a. 2000: 295ff).

Damasios Hypothese somatischer Marker liefert folglich eine stichhaltige Erklärung dafür, warum Personen mit Schädigungen bestimmter Regionen des Stirnhirns und daraus resultierenden Defiziten in der Emotionalität in Bezug auf soziale und persönliche Problemdomänen offenbar nicht in der Lage sind, trotz anderweitig weitgehend normaler kognitiver Fähigkeiten und exekutiver Funktionen für sich (und andere) möglichst vorteilhaft und rational zu entscheiden. Dadurch stellt die Hypothese eine allgemein gültige Verbindung zwischen dem rationalen Entscheiden und Handeln unter bestimmten Bedingungen und den emotionalen Reaktionen auf bestimmte Komponenten und Argumente her, die im Entscheidungsprozess eine Rolle spielen.

Die Hypothese postuliert jedoch nicht, wie von Kritikern immer wieder behauptet (Panksepp 2003b; Sloman 1998; Elster 1999: 295), dass Emotionen eine grundsätzlich notwendige Bedingung für rationales Entscheiden darstellen. Im Gegenteil: Damasio beschränkt die Gültigkeit seiner Hypothese explizit auf bestimmte Problemdomänen (Entscheidungen in Bezug auf soziale und persönliche Gegenstandsbereiche) und hebt den *unterstützenden* und keinesfalls den *notwendigen* Charakter von Emotionen im Prozess des rationalen Entscheidens hervor.

Die Hypothese zeigt vor diesem Hintergrund auch einen möglichen Ausweg aus dem Dilemma der Theorien rationaler Wahl auf. Die Hypothese basiert grundsätzlich auf einer Kritik dieser Theorien, nach der rationale Entscheidungen einen theoretischen Idealfall darstellen, der in der Realität nur in den seltensten Fällen anzutreffen ist. In Bezug auf Handlungen im rein ökonomischen Kontext mag eine Entscheidung nach Kriterien des subjektiv erwarteten Nutzens noch praktikabel erscheinen, aber selbst unter restriktiven ökonomischen Modellbedingungen mit einer stark begrenzten Zahl möglicher Entscheidungsalternativen ergeben sich unter Umständen Probleme, die für den Entscheidenden zu suboptimalen Lösungen oder zur Unlösbarkeit führen, beispielsweise imperfekte Informationen, Unsicherheit oder Risiken.

Diese Störfaktoren fallen umso stärker ins Gewicht, je deutlicher sich die Entscheidungsdomäne in den sozialen und persönlichen Kontext des Entscheiders verlagert, in der zu den genannten Problemen auch die der

Vergleichbarkeit des erwarteten Nutzens, des exakten Nutzenwerts, der Anzahl der möglichen Optionen, der Zeitbeschränkung, der externen Effekte oder der nicht intendierten Folgen einer Entscheidung kommen.

»You are, in fact, faced with a complex calculation, set at diverse imagery epochs, and burdened with the need to compare results of a different currency for the comparison to make any sense at all. [...] At best, your decision will take an inordinately long time, far more than acceptable if you are to get anything else done that day« (Damasio 1994: 171f).

Folgt man dieser Perspektive auf das Zusammenspiel von Emotion und Kognition, dann ergibt sich in Ergänzung zur neuronalen und kognitiven Plastizität und den im vorangegangenen Abschnitt dargestellten Wirkungen von Emotionen auf Kognitionen ein Bild, das die Zusammenhänge von Emotionen und Entscheidungshandeln zusätzlich in Verbindung setzt zur sozialen Prägung und Strukturierung der Emotionen. Die Arbeiten von Damasio und Kollegen zeigen nicht nur, dass zentrale Zusammenhänge zwischen rationalem Handeln und Emotionen bestehen, sondern sie weisen dabei auch ausdrücklich auf die Abhängigkeit dieser Zusammenhänge von der sozialen Umwelt hin. Damasio's Modell ist deshalb aus soziologischer Sicht so interessant, weil es nicht von angeborenen oder statischen Affekten (primären Verstärkern) ausgeht, die diese Zusammenhänge in erster Linie ausmachen, sondern von sekundären Emotionen, die im Zuge der Sozialisation erlernt und internalisiert werden. Somatische Marker als Verbindungsglied zwischen Entscheidungshandeln und Emotionen entstehen aus vergangenen Erfahrungen. Sie spiegeln die Eigenschaften einer strukturierten sozialen Umwelt wieder und projizieren die darin vorherrschenden Stimulus-Verstärker Kontingenzen (zum Beispiel die Grundlagen eines emotionalen Klimas) auf das Handeln und Entscheiden der Akteure in eben solchen Situationen, die für eine soziologische Analyse besonders bedeutend sind, nämlich Situationen des Alltagshandelns.

Die Hypothese beschreibt damit die gegenseitige Einflussnahme von biologischen Prädispositionen (den Mechanismen primärer Emotionen) auf der einen und sozialen Einflussgrößen (Kategorien sozialen Wissens) auf der anderen Seite, ohne in einen Dualismus von »Natur versus Kultur« zu verfallen. Sie ermöglicht damit eine Mikrofundierung bestimmter Aspekte soziologischer Konzepte des Akteurshandelns, die biologische Prinzipien und Beschränkungen berücksichtigt und auf dieser Ebene auch gleichzeitig die für soziologische Erklärungen notwendigen Variabilitäten

zulässt, wie sie in anderen soziologischen Handlungstheorien, etwa bei Flam (1990a) und Esser (1996), nicht vorgesehen sind.

Indem somatische Marker als Resultat der eigenen Erfahrung und des Lernens bestimmte Klassen sozialer Stimuli mit bestimmten Klassen basaler (primärer) physiologischer Zustände koppeln, legen sie auf neuronaler Ebene auch einen Grundstein für die soziale Prägung und Strukturierung von Emotionen, wie Abschnitt 3.3.1 zeigt. Wenn nun darüber hinaus diese (sozial strukturierten) Emotionen das rationale Handeln der Akteure maßgeblich beeinflussen, dann kann plausibel angenommen werden, dass sich die Strukturen des Empfindens auf die eine oder andere Art auch im rationalen Handeln (in bestimmten Problemdomänen) widerspiegeln. An dieser Stelle werden die Strukturen des Empfindens folglich zu Strukturen des Handelns – zum emotionalen Handeln. Auch Damasio deutet diese herausragende gesellschaftliche Funktion somatischer Marker bereits an, in dem er auf die Unterschiede zwischen einer fehlerhaften Funktion somatischer Marker aufgrund pathologischer Indikationen und einer ethisch-moralisch beziehungsweise normativen »Fehlfunktion« somatischer Marker hinweist. Letzteres sei beispielsweise dann der Fall, wenn eine soziale Umwelt oder ein emotionales Klima der Genese solcher somatischer Marker Vorschub leistet, die in modernen Gesellschaften geltenden Norm- und Wertesystemen widersprechen, beispielsweise im Nationalsozialismus und anderen totalitären Systemen (vgl. Damasio 1994: 177ff).

4.2.3 Emotionales Handeln

Vor dem Hintergrund der empirischen Arbeiten zu den Wirkungen von Emotionen auf Kognitionen können die dargestellten Einflüsse wiederum in Beziehung gesetzt werden zu den eingangs geschilderten soziologischen Determinanten des Akteurhandelns. Das Bild, das Emotion und Rationalität als vor allem distinkt und einander störend zeigt, muss jedoch durch die angemessene Berücksichtigung der empirischen Ergebnisse im Hinblick auf die postulierten Strukturen der Emotionen dahin gehend revidiert werden, dass es eine neue und vor allem auch soziologisch aussagekräftige Sicht auf das Akteurhandeln ermöglicht, die die Schwächen einer »Emotional Man« oder der Rational-Choice Theorie zu überwinden vermag.

Betrachtet man das Rationalitätskonzept, das sowohl der Rational-Choice Theorie als auch letztendlich dem »Emotional Man« zu Grunde

liegt, lassen sich drei Optimalitätsbedingungen hervorheben, die erfüllt sein müssen, damit ein in diesem Sinne rationales und am subjektiv erwarteten Nutzen orientiertes (instrumentelles) Handeln vorliegt vgl. (Elster 1999: 285; Elster 2004a: 41; Flam 1991: 40):

- Entscheidungen und Handlungen müssen optimal in dem Sinne sein, dass sie, die Ansichten und Überzeugungen des Akteurs vorausgesetzt, dessen Ziele und Wünsche in idealer Weise realisieren.
- Die Ansichten und Überzeugungen des Akteurs müssen angesichts der zur Verfügung stehenden Informationen rational oder zumindest gut begründet, das heißt konsistent sein.
- Die Investitionen des Akteurs, die zur Aneignung benötigter Informationen zur Ausformung von Ansichten und Überzeugungen dienen, müssen ebenfalls optimal sein.

Legt man diese Optimalitätsbedingungen an die Entscheidungen der Akteure an, die im besten genannten Sinne »rational« sein sollen, dann ergeben sich potenziell folgende Rationalitätsprobleme (vgl. Elster 1999; Loewenstein/Lerner 2003):

1. Erstens können Brüche in der Kette der drei genannten Optimalitätsbedingungen auftreten;
2. zweitens können Probleme aus der Unbestimmtheit und der Underdeterminiertheit von Situationen entstehen und
3. drittens sind Probleme in Bezug auf die Beschaffung, die Güte und die Konsistenz der zur Entscheidung nötigen Informationen denkbar.

Angesichts dieser Kriterien und potenziellen Probleme lässt sich gut dokumentieren, dass das Zusammenspiel von Rationalität und Emotionen sich keineswegs in der gegenseitigen Störung erschöpft: So besteht erstens grundsätzlich die Möglichkeit, Emotionen selbst anhand der drei Optimalitätsbedingungen zu bewerten, sie also wie Handlungen anhand rationaler Kriterien zu messen, etwa im Fall von intentional herbeigeführten Emotionen.

Zweitens kann man andererseits anstelle der Rationalitätskriterien des Handelns solche Kriterien heranziehen, die auch zur Bewertung von Ansichten und Überzeugungen gebraucht werden.³⁹ Als Beispiel ließe sich

³⁹ Der Unterschied zwischen rationalen Ansichten beziehungsweise Überzeugungen einerseits und rationalen Handlungen andererseits besteht darin, dass man seine Ansichten und Überzeugungen in der Regel nicht frei wählen kann – sie entwickeln sich.

Nationalstolz anführen: man kann nach rationalen Kriterien nicht auf etwas stolz sein, zu dem man nichts oder vergleichsweise wenig beigetragen hat. Im Gegensatz lässt sich sehr wohl ein *motivational* bedingter Nationalstolz feststellen.

Drittens können Emotionen als Bestandteil der Präferenzordnung eines Akteurs angesehen werden, deren Eintreten oder Vermeidung einen möglichen Nutzenzuwachs bedeutet (»Heute Abend will ich es mit gut gehen lassen!«). Andererseits können viertens rationale Entscheidungen dadurch beeinflusst werden, dass bestimmte Handlungsoptionen mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit zu bestimmten Emotionen führen (»Wenn ich das mache, werde ich nur noch wütender!«). Fünftens erlauben Emotionen unter Umständen, Entscheidungen zwischen zwei Alternativen zu treffen, die nach rationalen Gesichtspunkten entweder den gleichen (maximal möglichen) Nutzenzuwachs versprechen oder aber deren Nutzenzuwachs (zum Beispiel aufgrund von Verzögerung) nicht vergleichbar ist, also in Fällen von Unsicherheit und Unterdeterminiertheit. Ferner kann man davon ausgehen, dass Emotionen die Entstehung von Ansichten und Überzeugungen beeinflussen, indem sie als Informationen berücksichtigt werden und die kognitiven Prozesse, die der Entstehung von Ansichten und Überzeugungen zu Grund liegen, beeinflussen (Elster 1996: 1391f).

Ein Großteil der Kritik an Rational-Choice Theorien bezieht sich auf die erste Problemzone, also auf die Unterminierung der Rationalität selbst, die wiederum auf Brüche in der Kette der Optimalitätsbedingungen zurückzuführen ist und dementsprechend zu irrationalen Handlungen, Ansichten und Informationen führt. Brüche in der Kette der Optimalitätsbedingungen resultieren aus kognitiven Informationsverarbeitungsprozessen, die den genannten Kriterien nicht gerecht werden. Eine Ursache für diese im Hinblick auf die Rationalitätskriterien fehlerhafte Informationsverarbeitung sind ohne Zweifel Emotionen, ganz im Sinne der einführend genannten konventionellen Sicht auf Emotionen als »sand in the machinery of [rational] action« (Elster 1999: 284).

Dabei kann auch und insbesondere die Rationalität von Ansichten und Überzeugungen als Bestandteil der genannten Optimalitätsbedingungen durch Emotionen unterminiert werden, beispielsweise in Bezug auf Wahrscheinlichkeits- und Glaubwürdigkeitsurteile (zum Beispiel bei Liebe und

Insofern wäre die Aussage, »sich dazu entscheiden, etwas bestimmtes zu glauben«, widersprüchlich. Rationale Ansichten und Überzeugungen basieren dementsprechend auf Gründen und nicht auf Motiven (vgl. Elster 1996: 1392; de Sousa 1997: 287f).

Eifersucht), die Verzerrung von Einschätzungen der Folgen des eigenen Handelns (wie im Fall von Stolz und Übermut), realitätsfremdes Verhalten wider besseren Wissens (etwa bei Trauer) oder das Verlangen nach aversiven und intrinsisch negativen Emotionen (Eifersucht, Schuld, Sühne). Dabei ist jedoch festzustellen, dass diese Art des Einflusses besonders häufig bei verhältnismäßig intensiven, unmittelbar auftretenden Emotionen zu beobachten ist (Elster 2004a: 32f; 1999: 285f; vgl. auch Frijda u. a. 2000; Oatley 1992; Oatley/Johnson-Laird 1987; Simon 1967).

Betrachtet man die zweite und dritte Möglichkeit der Interferenz zwischen Emotion und Rationalität, steht hingegen eine andere Dimension des Einflusses im Vordergrund, die nicht in erster Linie auf eine Störung von rationalem Entscheiden hinausläuft, sondern im Gegenteil auf dessen Unterstützung und Ermöglichung. In Bezug auf die zweite Domäne, also Rationalitätsprobleme, die aus Unbestimmtheit und Unterdeterminiertheit entstehen, hat schon die Hypothese der somatischen Marker verdeutlicht, welche Wirkungen unmittelbar auftretende Emotionen auf das rationale Entscheiden und Handeln haben können. Hinsichtlich des dritten Problembereichs – der Informationsbeschaffung als Voraussetzung für rationales Handeln und Entscheiden – sind es vor allem subjektiv erwartete Emotionen, das heißt die Antizipation der emotionalen Konsequenzen einer Entscheidung, die das rationale Handeln beeinflussen (Kuhnen/Knutson 2005; Loewenstein u. a. 2001; Winkielman u. a. 2007).

Den Einfluss dieser erwarteten Emotionen ziehen auch soziologische Emotionstheorien ausführlich in Betracht. Sowohl Turner (1999a) als auch Collins (1984) gehen davon aus, dass ein grundlegender Motivator der sozialen Interaktion im Streben der Akteure nach positiven Emotionen und der Vermeidung negativer Emotionen liegt. Akteure richten ihr Handeln dementsprechend an den jeweils erwarteten Emotionen aus, so dass möglichst viele positive und möglichst wenige negative Emotionen entstehen. Ähnlich argumentiert auch Giddens (1991), für den die Furcht vor dem Verlust der eigenen »ontologischen Sicherheit« und dem vertrauten »Gefühl der Kontinuität« ein maßgeblicher Motivator sozialen Handelns ist. In diesem Sinne wird die emotionale Gratifikation (Genugtuung beziehungsweise Befriedigung) von Collins (1984) und Hammond (1990) auch für *direkt skalierbar* auf größere soziale Zusammenhänge gehalten. Grundlage dieser Annahme ist eine größtenteils *homogen strukturierte und sozial verteilte* Gratifikationsbasis, das heißt eine biologisch bedingte Bevorzugung positiver Emotionen und eine Aversion gegenüber negativen Emotionen.

Aufbauend auf dieser Gratifikationsbasis ergeben sich solide Ketten von Interaktionsritualen, die wiederum zur Entstehung größerer sozialstruktureller Zusammenhänge beitragen (Collins 1981/2004a) (siehe Abschnitt 2.1).

Mit den klassischen Postulaten der rationalen Wahl und des subjektiv erwarteten Nutzens ist folglich auch unter soziologischen Gesichtspunkten am ehesten die Annahme zu vereinbaren, dass *subjektiv erwartete Emotionen* rationale Entscheidungen *systematisch* und nicht arbiträr beeinflussen. Oft wird Kritik an Rational-Choice Theorien in Bezug auf die Berücksichtigung von Emotionen dadurch relativiert, dass Emotionen als ein Teil der Präferenzordnung und somit auch als eine Komponente des Nutzens darstellbar sind, etwa nach der Devise »wenn ich mich für den grünen Pullover entscheide bin ich glücklicher als mit dem roten Pullover«. Loewenstein und Lerner (2003) kritisieren diese Sicht zu Recht als konsequentialistisch, also als lediglich auf das absolute Resultat *nach* einer Entscheidung bezogen. Dass die Einflüsse erwarteter Emotionen auf das Entscheiden deutlich vielfältiger und regelmäßiger sind, lässt sich vor allem anhand zweier Gegenstandsbereiche verdeutlichen: Entscheidungen unter Unsicherheit und intertemporale Entscheidungen.

Die Annahme, Akteure trafen Entscheidungen anhand des erwarteten Nutzens zu einem Zeitpunkt, der *nach* der eigentlichen Entscheidung liegt, kann in dieser Art kaum aufrechterhalten werden. Realistischer ist hingegen vielmehr die Annahme, dass Akteure stärker emotional auf die relative Veränderung ihrer eigenen Situation reagieren als auf die absoluten Folgen ihres Handelns, und dass diese emotionale Reaktion im Entscheidungsverhalten berücksichtigt wird. Steht zum Beispiel jemand, der bereits 100.000 Euro besitzt, bei einem Spiel vor der Wahl, mit je fünfzigprozentiger Wahrscheinlichkeit 100 Euro zu verlieren oder 200 Euro zu gewinnen, kann man davon ausgehen, dass die Entscheidung *nicht* zwischen dem alternativen Nutzen von sicheren 100.000 Euro auf der einen, und dem mit je fünfzigprozentiger Wahrscheinlichkeit eintretenden Nutzen von 100.200 Euro beziehungsweise 99.900 Euro auf der anderen Seite erfolgt. Stattdessen wird eine Entscheidung realistischweise zwischen den Optionen »100 Euro verlieren« und »200 Euro gewinnen« sowie den damit zusammenhängenden emotionalen Reaktionen gefällt (Loewenstein/Lerner 2003: 622).

Eine weitere wichtige Komponente im Entscheidungsprozess sind solche Emotionen, die aus kontrafaktischem Denken entstehen, also aus dem Nachdenken über etwas, das jedoch nicht der Fall ist, aber potenziell hätte

sein können. Solche Einflüsse treten immer dann auf, wenn Akteure die Konsequenzen einer getroffenen Entscheidung mit denen einer möglichen alternativen Entscheidungsoption ex post vergleichen. Aus diesem Vergleich kann prinzipiell entweder Erleichterung oder aber Bedauern angesichts der tatsächlich getroffenen Entscheidung resultieren. Die Möglichkeit, eine dieser Emotionen als Konsequenz des vorliegenden Entscheidungsproblems zu empfinden, lässt sie wiederum selbst zu einem Teil des vorliegenden Entscheidungsproblems werden. Erleichterung und Bedauern sind dabei besonders in Bezug auf das Selbstwertgefühl und das Selbstbewusstsein von Bedeutung.

Im Gegensatz zu diesen Varianten des Entscheidens unter Unsicherheit lassen sich die Einflüsse von erwarteten Emotionen auf intertemporale Entscheidungen nicht eindeutig von den Wirkungen unmittelbar auftretender Emotionen abgrenzen. Intertemporale Entscheidungen zeichnen sich dadurch aus, dass ein in der Zukunft liegender Nutzen ähnlich wie im monetären Bereich diskontiert wird, das heißt in Anlehnung an den erwarteten Zeitpunkt des Nutzeintritts »verzinst« wird. Generell wird davon ausgegangen, dass Akteure weniger Wert auf einen verzögerten als auf einen unmittelbaren Nutzen legen. Klassischen Modellen intertemporaler Entscheidungen zufolge – die sich auch in sozialwissenschaftlichen Rational-Choice Modellen wiederfinden – wird zum Beispiel ein um zwei Monate verzögerter Nutzenzuwachs als Alternative zum sofortigen Zuwachs genauso diskontiert wie eine Verzögerung, die einen Nutzenzuwachs nicht nach 21, sondern erst nach 23 Monaten mit sich bringt.

Konträr zu diesen Annahmen liefern empirische Studien robuste Hinweise darauf, dass Akteure die Zeit nicht auf diese Art und Weise diskontieren. Zeitliche Verzögerungen im Nutzenzuwachs einer Entscheidung tangieren Akteure deutlich stärker, wenn sie in naher und nicht in ferner Zukunft liegen. Das Konzept der hyperbolischen Diskontierung beschreibt dementsprechend das Phänomen, dass Akteure ihre Zukunft nicht mit konstanter (wie zumeist angenommen), sondern mit *abnehmender* Rate diskontieren (Loewenstein/Lerner 2003: 625). Resultat einer solchen abnehmenden Diskontrate können spontane und impulsive Handlungen sein, wobei in klassischen Modellen nach wie vor ungeklärt ist, bei welcher Art von erwartetem Nutzen spontane Handlungen auftreten. Loewenstein und Lerner sehen in diesem Bereich sowohl den Einfluss von erwarteten als auch von unmittelbar auftretenden Emotionen, da impulsive Handlungen oftmals in ausgeprägten motivationalen und emotionalen Zuständen auf-

treten (vgl. auch Elster 1996/1999; Frijda 1986; Kuhnen/Knutson 2005; Winkielman u. a. 2007).

Weitere Wirkungen von Emotionen auf intertemporale Entscheidungen liegen im Bereich von Vorlieben und Geschmäckern. Normative Entscheidungstheorien postulieren, dass einer Entscheidung immer der Geschmack und die Vorlieben zu Grunde liegen, die bei Eintritt der Konsequenzen einer Entscheidung vorherrschen werden. Tatsächlich lässt sich jedoch zeigen, dass Geschmäcker mit der Zeit variieren und Akteure deshalb systematische Fehler bei der Vorhersage ihrer eigenen Präferenzen und Vorlieben zum Zeitpunkt des Eintritts der Konsequenzen begehen. Für diese Vorhersagefehler werden in erster Linie unzutreffende Einschätzungen der eigenen Anpassungsfähigkeit sowie eine Überschätzung der hedonistischen Bedeutung eines Ereignisses als Erklärung angeführt (Loewenstein/Lerner 2003: 626).

Diese kurze Darstellung des Einflusses von erwarteten Emotionen auf das rationale Entscheiden deutet bereits an, dass Emotion und Rationalität sich keineswegs stets diametral gegenüber stehen. Vielmehr liefern diese Zusammenhänge Hinweise darauf, dass systematische Verknüpfungen nicht nur zwischen den (konsequentialistisch) antizipierten Emotionen als Bestandteil des subjektiv erwarteten Nutzens bestehen, sondern dass erwartete Emotionen auch in den eigentlichen Entscheidungsprozess eingreifen, indem sie

- zu einer Bewertung der Optionen relativ zur Situation des Akteurs und nicht zu einer absoluten Bewertung der Konsequenzen führen;
- mit Blick auf das kontrafaktische Denken nicht nur den Nutzen einer bestimmten Option, sondern auch die Konsequenzen einer Option im Hinblick auf die eigene Kompetenz in Rechnung stellen und
- indem sie zu einer abnehmenden Diskontierung zeitlicher Verzögerungen beitragen.

Für die hier verfolgte Argumentation hinsichtlich der Zusammenhänge von Emotion, rationalem Handeln und sozialer Strukturierung haben jedoch die Einflüsse der *unmittelbar auftretenden* Emotionen noch eine deutlich größere Aussagekraft und werden aus diesem Grund auch im Rückgriff auf die Ergebnisse der beiden vorangegangenen Unterabschnitte im Folgenden ausführlich dargestellt. So deutet die Hypothese der somatischen Marker darauf hin, dass die Wirkung von erwarteten Emotionen das Potenzial der Emotionen in Bezug auf das Entscheiden nur unzureichend abdeckt, denn

die skizzierten Studien legen nahe, dass gerade auch defizitäre unmittelbar auftretende Emotionen zu Problemen im vermeintlich rationalen Handeln und Entscheiden führen.

Die Wirkungen von unmittelbar auftretenden Emotionen auf das Entscheidungsverhalten lassen sich in direkte und indirekte Effekte unterteilen, wobei die direkten Effekte noch eingehender in Bezug auf die Intensität einer Emotion differenziert werden können (Loewenstein/Lerner 2003). Indirekte Effekte beziehen sich auf emotionsinduzierte Veränderungen der Informationsverarbeitung, des Urteilens, oder des Abrufs von Gedächtnisinhalten, wie sie in Abschnitt 4.2.1 bereits ausführlich dargestellt wurden. Die direkten Effekte von Emotionen mit geringer und moderater Intensität (Stimmungen) bildet das »Mood as Information«-Paradigma zutreffend und umfassend ab. Stimmungen und Emotionen von geringer Intensität fließen dementsprechend vor allem als zusätzliche und ergänzende Information in den Entscheidungsprozess ein.

Dass unmittelbar auftretende Emotionen von höherer Intensität rationales Entscheiden oftmals negativ und analog zur konventionellen Sichtweise beeinflussen, wurde bereits erwähnt. Allerdings bedeutet diese Art des Einflusses nicht, dass sie in Bezug auf die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung unwirksam und deshalb nicht von soziologischem Interesse ist. Die Soziologie der Emotionen hat sich vor allem in Bezug auf abweichendes Verhalten und soziale Bewegungen ausführlich mit den Auswirkungen intensiver und unmittelbar auftretender Emotionen befasst, die zeitgleich in vielen Akteuren auftreten und deren Handeln beeinflussen (Barbalet 1998; Flam 1998; Goodwin u. a. 2004; Neckel 1999; Summers-Effler 2002).

Im Folgenden stehen die möglichen *Vorstufen* solcher kollektiven emotionalen Effekte mit der Frage im Mittelpunkt, wie sich die in Kapitel drei analysierte soziale Struktur der Emotionsentstehung, die sich beispielsweise in kollektiven Zusammenhängen in hoher Intensität unübersehbar manifestiert, bereits bei einer deutlich niedrigeren Intensität und von den Akteuren unter Umständen selbst kaum wahrnehmbar im (rationalen) und weitgehend automatisierten Alltagshandeln niederschlägt. Vor diesem Hintergrund konzentriert sich die folgende Betrachtung auf alltägliche Entscheidungssituationen im sozialen und persönlichen Kontext, die aufgrund ihrer Komplexität, ihres unsicheren zeitlichen Horizonts und einer schlechten Nutzenvergleichbarkeit besonders häufig durch Unterdeterminiertheit oder sogar Indifferenz gekennzeichnet sind. Die entscheidende

Frage lautet also, welche Rolle unmittelbar auftretende Emotionen in Bezug auf das rationale und normative, bereits als gesellschaftlich wirksam identifizierte Handeln ausüben und ob diese Handlungskonzepte ohne die Betrachtung von Emotion überhaupt im angenommenen Maße gesellschaftlich erklärungsfähig sein können.

Wie die empirischen Arbeiten der vorangegangenen Abschnitte gezeigt haben, ist rationales Entscheiden, das immer auch auf kognitiven Informationsverarbeitungsprozessen und dem Abruf von bereits gespeicherten Informationen basiert, in den seltensten Fällen frei von emotionalen Einflüssen. Die Wirkung von Emotion auf Kognition und somit auch auf am Entscheiden beteiligte Prozesse ist keineswegs chaotisch und arbiträr, sondern lässt bestimmte Ordnungen und Regelmäßigkeiten erkennen.

Die Hypothese der somatischen Marker geht noch einen Schritt weiter und postuliert nicht nur systematische Korrelationen zwischen Emotion und den zum Entscheiden notwendigen Informationsverarbeitungsprozessen, sondern legt auch einen *ursächlichen Zusammenhang* zwischen Emotion und Entscheiden nahe. Der Hypothese zufolge sind die physiologischen Reaktionen als Komponenten von Emotionen vor allem in Situationen von Unterdeterminiertheit und Indifferenz ausschlaggebend für das Entscheiden. Elster (1999: 288f) weist in diesem Zusammenhang jedoch darauf hin, dass es sich bei den genannten Situationen streng genommen nur selten um Situationen der Indifferenz handelt, sondern überwiegend um Entscheidungssituationen, die durch nicht messbare Nutzenalternativen gekennzeichnet sind. Als Beispiel führt Elster einen Kunden an, der sich beim Autokauf nicht zwischen zwei preislich identischen Modellen entscheiden kann. Wäre der Kunde indifferent zwischen beiden Alternativen, müsste ein Preisnachlass von bereits einem Cent den Ausschlag für die Kaufentscheidung geben – empirisch ist dies jedoch kaum der Fall.

Eine Reihe von Autoren vertritt die Position, dass vergleichbare Entscheidungen allein nach rationalen Kriterien nicht getroffen werden können und in solchen Fällen Affekte und Emotionen entscheidungsleitend sind (Damasio 1994: 171f). Ronald de Sousa (1997: 319) sieht die Funktion von Emotionen und subjektiven Gefühlen in diesem Zusammenhang darin, »die Lücken zu füllen, die (bloße Wünsche plus) »reine Vernunft« bei der Festlegung von Handlung und Überzeugung läßt, indem sie die Einkapselung der Wahrnehmung nachahmen: Sie ist eine der Weisen der Natur, das Rahmenproblem der Philosophen zu lösen«. Dylan Evans, der die

Funktion von Emotionen bei solchen durch Unmessbarkeit gekennzeichneten Entscheidungsproblemen mit der »search hypothesis of emotion« erklärt, führt ein vergleichbares Beispiel an:

»So even for a simple decision like arranging an appointment with the doctor, the set of possible outcomes for each action is in principle unbounded. Therefore, listing the possible outcomes of any given action is a potentially endless task. Yet, if I am to make a decision, I must stop listing outcomes at some point [...] At some point, you must stop thinking, and start acting« (Evans 2002: 499).

Johnson-Laird und Oatley (1992) weisen in diesem Zusammenhang auch auf die evolutionäre Funktion von Emotionen hin, bestimmten Kognitionen Prioritäten zuzuweisen, die Aufmerksamkeit auf bestimmte Sachverhalte zu lenken und andere auszublenden und bestimmte Ziele auszuwählen und andere zu späterer Zeit zu verfolgen.

In Bezug auf das angesprochene Rahmenproblem, das vor allem in der sozialphilosophischen Handlungstheorie und der Künstlichen Intelligenz Gegenstand der Debatte ist, führt de Sousa zur Funktion von Emotionen beim (rationalen) Entscheiden aus:

«[T]he number of goals that it is logically possible to posit at any particular time is virtually infinite, and the number of possible strategies that might be employed in pursuit of them is orders of magnitude larger. Moreover, in considering possible strategies, the number of consequences of any one strategy is again infinite, so that unless some drastic preselection can be effected among the alternatives their evaluation could never be completed. This gives rise to what is known among cognitive scientists as the »Frame Problem« in deciding among any range of possible actions, most of the consequences of each must be eliminated from consideration a priori, i.e. without any time being wasted on their consideration. That this is not as much of a problem for people as it is for machines may well be due to our capacity for emotions« (de Sousa 1994: 276; zit. nach Evans 2002: 500f).

Vor diesem Hintergrund kann plausibel angenommen werden, dass Emotionen maßgeblich zur Lösung des Rahmenproblems in Entscheidungssituationen beitragen, indem sie den Prozess der Bewertung möglicher Konsequenzen der zur Verfügung stehenden Optionen zu einem geeigneten Zeitpunkt beenden können. Rational-Choice Theorien führen angesichts dieses Rationalitätsproblems der optimalen Investitionen in Informationen zur Bildung von Ansichten und Überzeugungen das Konzept der begrenzten Rationalität (*bounded rationality*) als mögliche Lösung an. Demnach kann man nicht davon ausgehen, dass Akteure bei der Prüfung möglicher Konsequenzen von Entscheidungen endlose Bewertungen anstellen, son-

dern stattdessen schrittweise nach möglichen Lösungen suchen und sich dabei für die *erste Beste* entscheiden (*satisficing*) (Simon 1954).

Nimmt man folglich lediglich eine begrenzte statt einer perfekten Rationalität im Handeln und Entscheiden an, hat man es nicht mehr mit einem Rahmenproblem, sondern mit einem »Suchproblem« zu tun, nämlich die richtige Strategie zur Suche nach möglichen Lösungen zu finden und gleichzeitig einen geeigneten Test zur Überprüfung von gefundenen Lösungen bereitzustellen. Aber auch hier liegt die Vermutung einer unterstützenden Rolle der Emotionen nahe, die Kriterien zur Bewertung möglicher Lösungen sind und die Suche nach Lösungen zu einem geeigneten Zeitpunkt abbrechen können (Evans 2002: 502f; Ketelaar/Todd 2001).

Die Position, dass Emotionen in bestimmten Entscheidungssituationen und bei Vorliegen der genannten Rationalitätsprobleme Entscheidungen herbeiführen können, ist nicht nur theoretisch und in Bezug auf das Rahmenproblem gut abgesichert, sondern hält auch der empirischen Prüfung stand, wie die im vorangegangenen Abschnitt dargestellten Arbeiten zur Hypothese somatischer Marker zeigen.

Kritik wird diesem Modell vor allem von Elster entgegengebracht, der die Auffassung vertritt, dass der Argumentation eine Sicht auf Rationalität zu Grunde liegt, die (zu) eng an den Vernunftbegriff angelehnt ist: »Some people do indeed have a craving to make all decisions on the basis of just or sufficient reasons. That, however, makes them irrational rather than rational« (Elster 1999: 290). Elster zufolge *wisse* ein rational handelnder Akteur, in welchem Fall eine mechanistische Daumenregel (hier: Emotionen) zum Entscheiden angemessen ist und wann tief greifende analytische Kognitionen (hier: Nachdenken und Abwägen) zum Einsatz kommen sollten.

Das Bild von Emotionen als Unterstützer der Rationalität, die die Lücke zwischen Reflexen und perfekter Rationalität füllen, sei dementsprechend irreführend. Stattdessen schlägt er vor, Emotionen als funktionales Äquivalent derjenigen rationalen Kapazitäten zu betrachten, deren Ablauf sie eigentlich stören. Emotionen führen demnach zu Handlungen, die rationale Entscheidungen – sofern von Emotionen ungestört – ohnehin herbeiführen: »The emotions do solve problems – but problems that are to some extent of their own making. The capacity of the emotions to supplement and enhance rationality would not exist if they did not also undermine it« (ebd.: 291).

Elsters Kritik lässt sich in zwei Teilbereiche zerlegen: Der erste orientiert sich an der Frage, was Emotionen *sind*, also an ihrer Definition, der zweite bezieht sich auf die Frage, was Emotionen *tun*, welche Funktion sie erfüllen (vgl. Evans 2002). Elsters Kritik basiert zum Teil auf einer Antwort auf erstere Frage, die Emotionen als Kontrapunkt zur Rationalität einstuft (Elster 2004a: 33). Nähert man sich der Rolle von Emotionen im rationalen Entscheiden von dieser definatorischen Warte aus und sieht sie entweder als »sand in the machinery of action« oder als Rationalität unterstützende Phänomene an, läuft man unweigerlich Gefahr, Emotionen immer dann als eine Art Strohmännchen aufzustellen, wenn man bei der Erklärung des menschlichen Handelns an Grenzen stößt. Emotionen fungieren dann als bloße semantische Platzhalter für kognitive Vorgänge des Problemlösens (etwa Heuristiken), die bislang lediglich unzureichend erklärt werden können.

Beantwortet man die Frage nach der Definition jedoch auf andere Art und Weise – wie in dieser Arbeit ausführlich im Rückgriff auf psychologische, neurowissenschaftliche und soziologische Theorien geschehen – dann eröffnet sich eine ganz andere Möglichkeit der Annäherung an die Rolle der Emotionen im Handeln und Entscheiden, die darauf zielt, welche *funktionalen* Eigenschaften Emotionen – der zu Grunde gelegten Arbeitsdefinition folgend – im Zusammenhang mit rationalem Handeln aufweisen. Bezüglich der Funktion von Emotionen und somatischen Markern im Entscheidungshandeln, Akteuren mittels physiologischer Reaktionen das Entscheiden zu ermöglichen beziehungsweise Entscheidungen zu optimieren, weist Elster auf die Möglichkeit hin, dass diese Funktion prinzipiell auch von anderen Mechanismen erfüllt werden kann, etwa dem Werfen einer Münze oder anderen Daumenregeln und einfachen Heuristiken, die dabei allerdings eher den Bedingungen des *satisficing* und der begrenzten Rationalität als der Optimierung und der Nutzenmaximierung gerecht werden (Elster 1999).

Elster gibt zwar bei aller Kritik zu bedenken, dass Akteure in komplexen Situationen in der Regel anhand einer Intuition oder eines Bauchgefühls entscheiden, verweist aber gleichzeitig auf empirische Studien, die zeigen, dass Entscheidungen anhand von solchen Daumenregeln tendenziell zu besseren Ergebnissen führen als intuitive Entscheidungen oder solche, die auf einem »Bauchgefühl« basieren (Elster 1999: 295). Elster schließt daraus, dass der Einfluss von Emotionen in solchen Entscheidungssituationen tendenziell arbiträr und nicht systematisch ist. Eine maß-

gebliche Funktion von Emotionen im Sinne des Stimulus-Verstärker Lernens, wie sie auch in Abschnitt 3.1 angenommen wird, sei deshalb eher unwahrscheinlich, da Verstärker unmittelbar und regelmäßig nach einer bestimmten Handlungswahl eintreten und die Handlungen selbst ebenfalls häufig und regelmäßig auftreten müssen. Elster (ebd.) führt dazu eine Reihe von Beispielen für Entscheidungssituationen – vor allem aus der eigenen Erfahrung – an, die zwar in die Kategorie der von Damasio beschriebenen Situationen zu passen scheinen, jedoch gänzlich, so Elster, ohne die Beteiligung von Emotionen auskommen, etwa das Schätzen von Zeitintervallen oder die Bewertung von Aktienkursen.

In dieser Diskussion des Rahmenproblems und der somatischen Marker lässt Elster allerdings zwei wesentliche Aspekte außer Acht: Erstens die Tatsache, dass Damasio selbst den Anspruch auf Gültigkeit seiner Hypothese explizit auf *persönliche und soziale Problembereiche* beschränkt, das heißt sie umgekehrt vor allem auf persönliche Erfahrungen bezieht, die im autobiografischen Gedächtnis repräsentiert sind und die mit rein semantischen, deklarativen Wissensrepräsentationen, wie sie in Elsters Beispielen nahezu ausnahmslos vorkommen, nicht ohne Weiteres vergleichbar sind. Somatische Marker setzen das gleichzeitige Auftreten von subjektiven phänomenalen Erfahrungen und Affekten beziehungsweise Emotionen voraus, wodurch sich der Geltungsbereich der Hypothese auf eben diese Domänen verengt. Allerdings zeigen neuere Studien, dass vergleichbare Funktionen von Emotionen durchaus auch bei der rein semantischen Wissensvermittlung auftreten können, so dass eine Beteiligung von Emotion selbst in den von Elster erwähnten Bereichen nicht ausgeschlossen werden kann (Phelps u. a. 2001) (siehe Abschnitt 3.3).

Der zweite Aspekt, den Elster in seiner Kritik unerwähnt lässt, hängt eng mit der Verknüpfung somatischer Marker mit vergangenen Erfahrungen und Situationen zusammen. Elster behauptet, Emotionen seien im rationalen Entscheiden lediglich eine Art Strohmännchen, der für andere, nicht-emotionsbasierte Mechanismen im Entscheiden, wie etwa Daumenregeln oder andere Heuristiken herhalten müsse. Lässt man aber in diesem Zusammenhang zunächst die Frage nach der Definition von Emotion außer Acht und konzentriert sich stattdessen auf Fragen nach deren Funktion, dann ergibt sich für Emotionen eine Rolle im Entscheidungsprozess, die auf diese Weise von anderen, insbesondere rein kognitiven Mechanismen, nicht wahrgenommen werden kann: *die Verknüpfung von aktuellen Entscheidungs- und Rationalitätsproblemen mit den subjektiven emotionalen Erfahrungen aus*

vergangenen und kategorial vergleichbaren Situationen, die in der Folge zum emotionalen Handeln führt.

Eben diese Verknüpfung stellt in Ergänzung zur sozialen Prägung der Emotionen den zweiten zentralen Baustein der Argumentation dieser Arbeit dar, denn sie projiziert die postulierte soziale Struktur der Emotionen (die »Strukturen des Empfindens«) vor allem in sozialen und die persönliche Zukunft betreffenden Situationen auf das Alltagshandeln und Entscheiden, in dem sich dann wiederum die gleiche soziale Strukturierung widerspiegelt, die bereits in Emotionen selbst zu beobachten ist. Dieses *emotionale Handeln* vollzieht den zweiten Schritt der postulierten Bidirektionalität von Emotionen, nämlich die Wirksamkeit in die soziale Umwelt hinein.

Wie im folgenden Kapitel noch näher zu zeigen sein wird, ist die Grenze zwischen Emotionen und Handeln beziehungsweise Verhalten aufgrund der den Emotionen inhärenten Expressionen und Handlungstendenzen nur schwer zu ziehen, und auch auf dieser Ebene lässt sich bereits eine deutliche Rückwirkung der Strukturen des Empfindens – vor allem über die Face-to-Face-Interaktion – in die soziale Umwelt hinein beobachten. Die Verknüpfung von Emotionen mit dem der Soziologie so wichtigen intentionalen sozialen Handeln nach Weberscher Lesart birgt jedoch noch ein weitaus größeres Potenzial soziologischer Erklärungskraft, liefert sie doch Hinweise darauf, wie das Alltagshandeln, von dem wir annehmen, dass es in der Regel rationalen oder normativen Standards folgt, auf unbewusster Ebene dem Einfluss *bereits sozial strukturierter* Emotionen unterliegt.

Führt man sich angesichts dieser direkten Funktion der unmittelbar auftretenden Emotionen auch noch einmal die indirekte Wirkung von Emotionen auf Kognitionen – und damit auch auf rationales Entscheiden – vor Augen, dann ergibt sich ein umso aussagekräftigeres Bild: Zum einen kann festgestellt werden, dass die Einflüsse von Emotion auf die Informationsverarbeitungsprozesse, die dem rationalen Handeln und Entscheiden zu Grunde liegen und die exemplarisch am Bewerten und Urteilen gezeigt wurden, keineswegs so unregelmäßig und chaotisch sind, wie es die konventionelle Sicht auf Emotion und Rationalität darstellt. Damit ist auch klar, dass Betrachtungen, wie sie Helena Flam bezüglich eines »pure emotional man« anstellt, nicht ohne Weiteres haltbar sind: selbst ein idealtypischer, rein emotionaler Akteur ist in seinem Handeln nicht in dem

Maße inkonsistent und kostenindifferent, wie von Flam (1990a) geschildert.

Ganz im Gegenteil deuten die empirischen Ergebnisse darauf hin, dass die Einflüsse von Emotionen *systematisch* in dem Sinne sind, dass sie

- den Abruf und die Aktivierung von Gedächtnisinhalten, die als Argumente in einem Entscheidungsprozess dienen, in Kopplung mit der jeweils vorherrschenden *Valenz* der Emotion begünstigen.
- Ferner fungieren Emotionen beziehungsweise deren subjektive Gefühlskomponente selbst als *Informationen*, die wie andere Informationen auch in rationalen Entscheidungsprozessen berücksichtigt werden.
- Darüber hinaus sind Emotionen maßgeblich an der Wahl der *Informationsverarbeitungsmodi* beim Entscheiden und rationalen Handeln beteiligt, und zwar in einer Weise, die keinesfalls als kostenindifferent bezeichnet werden kann.

Folglich existieren wenigstens drei Einflüsse von Emotionen auf Kognitionen, die aufgrund ihrer Wirkung auf Informationsverarbeitungsprozesse für das rationale Handeln und Entscheiden von Bedeutung sind. Dies trifft sowohl auf die *Inhalte* der Entscheidungsfindung, das heißt auf das Material, das zur Entscheidungsfindung in Betracht gezogen wird, zu, als auch auf die *Art* der Informationsverarbeitung. Diese Einflüsse allein zeigen bereits, dass das von Verfechtern der konventionellen Sicht gezeichnete Bild so nicht zutreffen kann, und dass Emotionen durchaus eine Verbindung herstellen zwischen hoch sozialisierten, generellen Wissensbeständen (Alltagshandeln und -wissen) und dem individuellen rationalen Denken und Entscheiden. Sie sind damit zweifelsohne von herausragender soziologischer Bedeutung.

Zusammenfassend kann also festgehalten werden: Emotionen beeinflussen das Entscheiden und rationale Handeln auf zwei grundsätzlich soziologisch relevanten Wegen und können als Erklärung für Wechselwirkungen zwischen sozialen Strukturen und individuellem Handeln dienen. Die indirekte Wirkung von Emotionen und Stimmungen auf das Entscheidungsverhalten hängt von der Valenz einer vorhandenen Emotion ab und bestimmt maßgeblich den Modus der Informationsverarbeitung. Positive Affekte als Ausdruck einer als unproblematisch wahrgenommenen Situation des Akteurs führen zu einer Informationsverarbeitung, die auf bereits vorhandenem und bewährtem Wissen beruht und auf einfache Heuristiken und Daumenregeln zurückgreift, also vor allem fallbasiert und schematisch

abläuft. Werden Situationen hingegen aufgrund von negativen Emotionen als problematisch wahrgenommen, findet eine weitaus detailliertere Verarbeitung von Situationsinformationen statt. Situationen, die von bekannten Alltagssituationen abweichen, erfordern mitunter neue und kreative Lösungen und Handlungsstrategien, die vor allem in Bezug auf die neu aufgenommenen Informationen gewonnen werden.

Darüber hinaus besteht die Tendenz, dass zur Entscheidungsfindung selektiv (subjektiv) stimmungskongruente Inhalte des Gedächtnisses verwendet und die aus der Umwelt wahrgenommenen Informationen anhand der vorhandenen Wissensbestände gefiltert werden, so dass eine den Kriterien der objektiven Nutzenmaximierung entsprechende Informationsverarbeitung nicht stattfindet. Die zugleich auftretenden direkten Effekte bewirken, dass die mit dieser Emotion verknüpften somatischen Marker in ihrer Eigenschaft als »Bauchgefühl« eine Entscheidung weiter beschleunigen, und zwar im Rückgriff auf vergangene (positive oder negative) Erfahrungen. Damit wird durch die Abkürzung des rationalen Denkens und Abwägens unter Umständen ein weiteres Rationalitätskriterium verletzt, nämlich das der optimalen Beachtung aller zur Verfügung stehenden Informationen.

Angesichts der dargestellten Rolle von Emotionen als bidirektionale Vermittler zwischen Handlung und Struktur können darüber hinaus Mutmaßungen bezüglich der weiteren Natur dieser Vermittlung angestellt werden. Dabei sei jedoch erwähnt, dass die illustrierten empirischen Ergebnisse noch nicht ausreichen, diese Mutmaßungen grundlegend zu stützen. So weisen Lerner und Keltner (2000) beispielsweise auf unterschiedliche Prognosen über die Natur des Einflusses von Emotionen auf Kognitionen bei valenzbasierten Theorien und Einschätzungstheorien hin. Sie sprechen sich in Abgrenzung zur Valenz als primärem Bestimmungsgrund des Einflusses jedoch für Einschätzungstendenzen (*appraisal tendencies*) als maßgebliche Variable aus und verdeutlichen dies empirisch anhand der Wirkungen von Furcht und Ärger auf die Risikowahrnehmung, zwei Emotionen mit gleicher Valenz (negativ), aber deutlich unterschiedlichem Einschätzungshintergrund.

Trotz allem erscheint es nicht unplausibel anzunehmen, dass der Einfluss von Emotionen auf das soziale Handeln sowohl Struktur verstärkende als auch Struktur schwächende Wirkungen aufweisen kann, insbesondere dann, wenn man davon ausgeht, dass die Einschätzungstendenzen ebenso wie die resultierenden Emotionen sozial strukturiert sind. Für eine

Struktur verstärkende Wirkung im Fall positiver Emotionen spricht, dass Akteure mit der Einschätzung der strukturellen Gegebenheiten ihrer sozialen Umwelt insofern übereinstimmen, als dass andernfalls vermutlich keine positiven Emotionen resultierten. Allgemeine Wissensstrukturen als Ausdruck der erfolgten Sozialisation fungieren in dieser Hinsicht als ein primärer Taktgeber der Informationsaufnahme und des Handelns, der ebenso wie die prägende soziale Umwelt nicht weiter in Frage gestellt wird. Auch der Abruf von entsprechend positiv konnotierten Gedächtnisinhalten und vergangenen Situationseinschätzungen führt dazu, dass sich die Wahrnehmung und Einschätzung der sozialen Umwelt der Valenz dieser Konnotation anpasst – es handelt sich bei diesen Wechselwirkungen also um selbstverstärkende Rückkopplungsprozesse.

Für eine Struktur schwächende Wirkung mag der Umstand sprechen, dass negative Emotionen einer Abkehr von bewährten Handlungsmustern dienen. Informationen aus der Umwelt werden detaillierter wahrgenommen und weniger durch vorhandene Wissensbestände gefiltert. Urteile und Entscheidungen basieren unter dem Einfluss negativer Emotionen weniger auf dem bereits vorhandenen Wissen als auf einer aktiven und unter Umständen kreativen Verarbeitung der eingehenden Informationen, so dass es einerseits zu neuen und innovativen Verhaltensantworten kommen kann, die andererseits aber nicht notwendigerweise mit den strukturellen Gegebenheiten der sozialen Umwelt korrespondieren.

Barbalet (1998) hebt in diesem Zusammenhang beispielsweise die Emotionen Misgunst und Verbitterung hervor, Neckel die Scham und den Neid (1991/1999) und auch in der Literatur zu sozialen Bewegungen wird häufig auf negative Emotionen als Antrieb für sozialen Wandel hingewiesen (vgl. Goodwin u. a. 2004; Flam 1998). Allerdings können negative Emotionen durchaus auch zum Strukturert halt beitragen, wenn Sie zu Inaktivität führen, wie es zum Beispiel im Fall von Angst und Furcht möglich ist. Auch die Scham übernimmt im gesellschaftlichen Kontext eine zentrale Rolle in Bezug auf den Erhalt und die Verstärkung von sozialen Strukturen, jedoch nicht so sehr in Form eines subtilen Einflusses auf das Alltags-handeln, sondern als bewusst wahrgenommener Sanktionsmechanismus, der in Situationen abweichenden Verhaltens die Rückkehr zu normativen Standards forcieren kann (Scheff 2003; von Scheve/von Lüde 2005; von Scheve u. a. 2006).

Die in diesem Abschnitt entwickelte Perspektive verfestigt sich umso mehr, wenn man die bisherige Argumentation wieder verstärkt in Betracht

zieht: geht man nämlich davon aus, dass die Emotionen und Stimmungen, die eben diesen Einfluss ausüben, in sozialen Systemen nicht arbiträr verteilt sind, sondern bestimmte Strukturen und Regelmäßigkeiten aufweisen – Strukturen des Empfindens –, die mit anderen sozialen Strukturen korrespondieren, dann findet in der emotionalen Beeinflussung des (rationalen) Handelns – also im emotionalen Handeln – eine *doppelte Bindung an soziale Strukturen* statt: Sozial strukturierte Emotionen (in diesem Fall vor allem auf die emotionale Valenz bezogen) beeinflussen, welche Inhalte des Gedächtnisses am Entscheidungsprozess und der Handlungswahl beteiligt sind, welche Informationsverarbeitungsmodi aktiviert werden, und zu welchem Grad ebenfalls in sozial strukturierten Zusammenhängen akkumuliertes und ebenso strukturiertes Wissen Verwendung findet. Damit sind Emotionen auch für die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung von herausragender Bedeutung. Das folgende Kapitel befasst sich schließlich mit dem dritten Untersuchungsschritt, den Rückwirkungen der sozial strukturierten Emotionen auf das wechselseitig aufeinander bezogene soziale Handeln: die soziale Interaktion.

5. Emotional strukturierte Interaktionen

Um die in dieser Arbeit vertretene These der Emotionen als bidirektionalem Vermittler zwischen Handlung und Struktur weiter zu stützen, sind die in den vorangegangenen Kapiteln auf der neuronalen und kognitiven Ebene beschriebenen akteurinternen Ursachen und Auswirkungen von Emotionen sowie deren Effekte auf das individuelle Handeln und Verhalten eine unverzichtbare Grundlage. Die Argumentation bleibt jedoch unvollständig, solange nicht auch aufgezeigt werden kann, wie Emotionen dazu beitragen, strukturdynamische Effekte in größeren sozialen Zusammenhängen anzustoßen. Dazu muss eine Analyse der Rolle von Emotionen in einem weiteren zentralen soziologischen Gegenstandsbereich geleistet werden: der sozialen Interaktion. Den entscheidenden Analyserahmen dieses Kapitels stellen also nicht mehr in erster Linie die akteurinternen Mechanismen der Entstehung von Emotionen und des emotionalen Handelns dar, sondern die Eigenschaften sozialer Situationen und Emotionen als deren Bestandteile.

Die soziale Interaktion ist in der soziologischen Theorie auf unterschiedlichste Weise von Bedeutung, vor allem aber als Ort des Austauschs und der Interpretation signifikanter Symbole, wechselseitiger Idealisierungen, der sinnhaften Bezugnahme oder der Präsentation des Selbst (Fiehler 1990: 29ff; Turner 2002: 4–27). Soziale Interaktion wird im Kontext des Mikro-Makro-Link häufig in Gestalt austauschtheoretischer Ansätze berücksichtigt, wie auch Abschnitt 2.1 verdeutlicht. Bemerkenswert dabei ist, dass zwei bedeutende Theorien zur Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung auch gleichzeitig zwei der wichtigsten soziologischen Emotionstheorien sind, nämlich die Arbeiten von Randall Collins und Jonathan Turner. Beide betonen den grundsätzlichen Ritualcharakter sozialer Interaktionen und vermuten in ihm den Ausgangspunkt regelmäßiger Interaktionsketten mit Struktur generierenden Effekten. Diese Regelmäßigkeit kommt vor allem durch den Austausch emotionaler (und anderer) Res-

sources zustande, wobei beide Autoren den Akteuren ein mehr oder weniger biologisch bedingtes Streben nach emotionaler Gratifikation unterstellen (Collins 2004a; Turner 2003; Turner/Collins 1989).

Die in den vorangegangenen Kapiteln beschriebenen Mechanismen der Emotionsentstehung und des emotionalen Handelns lassen sich mit Hilfe solcher (und anderer) Aggregationsmodelle zwar ohne Weiteres auch auf soziale Interaktionen und größere soziale Zusammenhänge skalieren. Jedoch besteht ein zentrales Merkmal von Emotionen – im Gegensatz zu Kognitionen – in ihren vielfältigen und unmittelbaren *Ausdrucksmöglichkeiten*, die dieses Erklärungspotenzial bezüglich der Entstehung sozialer Ordnung noch deutlich erweitern können. Zwar untersucht Turner diese Ausdrucksmöglichkeiten ausführlich anhand evolutionstheoretischer Prämissen und im Hinblick auf die Face-to-Face-Interaktion, bezieht sie jedoch nur bruchstückhaft auf seine Theorie der sozialen Strukturierung (Turner 2002). Deutlich andere Schwerpunkte setzen in dieser Hinsicht sozialkonstruktivistische Emotionstheorien, die sich zwar wiederum nicht explizit auf die Face-to-Face-Interaktion beziehen, aber den Emotionsausdruck als hauptsächlichen Gegenstandsbereich sozialer Konstruktion und als Spiegelbild der sozialen Strukturierung untersuchen (Hochschild 1979; Thoits 2004). In diesem altbekannten soziologischen Spannungsfeld positivistischer und sozialkonstruktivistischer Paradigmen lässt sich ein Großteil der gesamten Forschung zur Expression von Emotion verorten.

Die soziale Interaktionssituation gilt nicht nur als ein primärer Auslöser von Emotionen (Ekman 1997), sondern auch als Arena, in der die zum Beispiel von Collins und Turner postulierten Skalierungsprozesse ihren Ursprung haben. Emotionen erfahren in den meisten Fällen eine physisch wahrnehmbare Repräsentation in Form vielfältiger nonverbaler Reaktionsweisen: dem Gesichtsausdruck, der Stimmfarbe, der Gestik, der Transpiration, der Veränderung der Hautfarbe oder der Körperhaltung. Auf diese Weise werden Emotionen neben den verbalen Äußerungen und den Beschreibungen des subjektiven Zustands zu wesentlichen Teilen einer Interaktionssituation: »Affect dominates social interaction, and it is the major currency in which social intercourse is transacted« (Zajonc 1980: 153).

Wohl kaum jemandem werden verbale Reaktionen auf emotional bewegende Ereignisse fremd sein, etwa wenn man im Straßenverkehr andere Verkehrsteilnehmer beschimpft (oder selbst beschimpft wird), weil man sich unfair behandelt fühlt; der Ärger, dem man freien Lauf lässt, nachdem

die heimische Fußballmannschaft zum wiederholten Mal den Meistertitel nur knapp verpasst hat; die detaillierten Beschreibungen von Situationen, die man einem Gegenüber vermittelt, um die gerade empfundene Wut nachvollziehbar und verständlich zu machen oder aber die Liebesschwüre, die man einem geliebten Menschen direkt oder mittels eines Gedichts oder Lieds überbringt und die den Versuch darstellen, einen internen Gefühlszustand zu vermitteln, verstehbar oder gar nachempfindbar zu machen.

Aber was wären diese Handlungen ohne die nonverbalen Ausdruckszeichen, die zu einer Emotion gehören, die gewissermaßen das »Salz in der Suppe« sind, die einem Ausdruck in erster Linie seine Emotionalität überhaupt erst verleihen? Nicht umsonst gilt es als eine der größten Künste, diese Emotionalität auch ohne die entsprechenden Zeichen zu transportieren, so in der Literatur, der Musik und den bildenden Künsten. Die physischen, nicht-propositionalen Manifestationen von Emotionen sind vor allem deshalb von Bedeutung, weil sie nur bis zu einem gewissen Grad der Kontrolle des Akteurs unterliegen und dem willentlichen Einfluss nicht immer zugänglich sind. Nicht umsonst gelten die Facetten des Emotionsausdrucks weithin als Indikatoren für die »Authentizität« einer Handlung und werden beispielsweise bei Lügendetektoren als Indiz für deren Wahrfähigkeit herangezogen (Ekman 1992b; Ekman u. a. 1999).

Auch kommt es häufig vor, dass man auf seinen Gefühlszustand angesprochen wird, ohne sich einer vorhandenen Emotion oder Stimmung überhaupt bewusst zu sein. Erst nach einiger Reflexion gelangt man (möglicherweise) zu dem Schluss, dass man tatsächlich betrübt oder erfreut ist. Auch die herausragende Bedeutung des *Pokerface* kann in diesem Zusammenhang erwähnt werden, bei dem man mit aller Kraft versucht, jedweden Emotionsausdruck zu unterdrücken, so dass die Mitspieler eben *keine* Rückschlüsse auf die eigene Gefühlslage (oder das Blatt) ziehen können.

Dabei nutzen Akteure Emotionsexpressionen nicht nur, um Rückschlüsse auf den internen Zustand Anderer zu ziehen, sondern ebenso um auf eine damit einhergehende beziehungsweise dafür ursächliche Evaluation eines Ereignisses und auf mögliche Handlungstendenzen zu schließen (beispielsweise die Einschätzung des vorhandenen Blatts beim Pokerspiel und wahrscheinliche weitere Spielzüge). Dieses emotionsbasierte Fremdverstehen ermöglicht Akteuren in sozialen Interaktionen, sich gegenseitig relativ zuverlässig Ansichten, Wünsche und Intentionen zuzuschreiben. Die körperliche Manifestation interner affektiver und mentaler Zustände wird so wiederum zum Bezugspunkt der Wahrnehmung und einer weiter-

gehenden Verarbeitung durch andere Akteure – also möglicherweise auch zum Gegenstand eines Einschätzungsprozesses und somit zur Ursache weiterer Emotionen.

Welche Rolle spielen diese Emotionsexpressionen hinsichtlich der sozialen Strukturierung? Die These, die in diesem Kapitel erarbeitet und an die Ergebnisse der vorangegangenen Kapitel angeschlossen werden soll, lautet zum einen, dass durch den unmittelbaren Ausdruck von Emotionen die durch ein soziales Umfeld geprägten Entstehungsbedingungen sowie die damit zusammenhängenden Einflüsse von Emotionen auf das Verhalten (ohne zunächst die weiterführenden Effekte des *intentionalen* Handelns und der willentlichen Regulation von Emotionen in Betracht zu ziehen) direkt in die unmittelbare soziale Umgebung zurückwirken und somit zugänglich für und erfahrbar durch kopräsente Akteure sind.

Um diese Vorgänge besser zu verstehen, müssen zunächst die Mechanismen der *Enkodierung und Dekodierung* von Expressionen eingehend analysiert werden. Andererseits stellt die Wahrnehmung einer Emotionsexpression in Aussicht, im Rezipienten bewusst oder unbewusst »reaktive« Emotionen (neben anderen Reaktionen) hervorzurufen, die wiederum entsprechend konforme oder konträre Effekte auf das Handeln zur Folge haben können (»emotionale Ansteckung«). Nehme ich zum Beispiel einen wütenden Gesichtsausdruck wahr, reagiere ich mit Furcht oder ebenfalls mit Wut und entsprechenden Handlungen und Verhaltensweisen. Darüber hinaus ist von Interesse, welche *Funktion* Emotionsexpressionen dabei insbesondere auf subsymbolischer, nicht-propositionaler Ebene übernehmen.

Neben diesen Grundlagen der Emotionsexpression, die in Abschnitt 5.1 eingehend erläutert werden, bestimmen *soziale Normen*, welche Emotionen in welchen Situationen als angemessen und sozial erwartet gelten. Emotionen sind dementsprechend gesellschaftlich normiert und wie andere normierte Verhaltensweisen potenzieller Gegenstand und Ausdruck abweichenden Verhaltens. Um den eigenen Emotionsausdruck an gesellschaftliche Erwartungen anzupassen, verfügen Akteure über die Möglichkeit, ihr Ausdrucksverhalten – wie andere Verhaltensweisen auch – zu regulieren. Dass die *Emotionsregulation* im Vergleich zu anderen Regulationsstrategien jedoch einige Besonderheiten aufweist, die auch für die These des Zusammenhangs von Emotionen und sozialen Strukturen von Bedeutung sind, verdeutlicht Abschnitt 5.2.

Das Phänomen der mehr oder weniger intentionalen Kontrolle und Modulation der eigenen Emotionen aber auch der Emotionen Anderer

findet sich auch oft in populärwissenschaftlichen Konzepten wie der »emotionalen Intelligenz«, »emotionalen Kompetenz« und »emotionalen Führung« wieder (Goleman 1995; Goleman u. a. 2002). Die individuelle Emotionsregulation lässt sich unterscheiden vom Emotionsmanagement, also den Regulationsanforderungen durch kollektive, insbesondere korporative, Akteure, das eine wichtige Brückenfunktion zwischen der Ebene des Individuums und der strukturierten Sozialität übernimmt.

Soziale Normen und besonders Emotionsnormen übernehmen – ebenso wie die Emotionsregulation – eine wichtige Funktion der *sozialen Kontrolle*, die gewissermaßen als letzte Kontrollinstanz vor möglicherweise weit reichenden Handlungskonsequenzen ein normkonformes, das heißt Struktur verstärkendes Handeln selbst dann gewährleisten kann, wenn abweichende und nicht normkonforme Verhaltens- und Handlungsimpulse, die sich zum Beispiel an Emotionsexpressionen erkennen lassen, bereits initiiert wurden. Dieses Verhältnis von sozialen Normen und Emotionen lässt sich aber auch ebenso gewinnbringend aus der umgekehrten Perspektive und vor dem Hintergrund der Frage betrachten, welche Rolle Emotionen hinsichtlich der Befolgung, Durchsetzung und letztlich auch Aufrechterhaltung sozialer Normen als wesentlicher Elemente der sozialen Ordnungsbildung spielen. Durch eine Annäherung an diese Frage in Abschnitt 5.2.3 können nicht nur Rückschlüsse auf die grundlegenden Eigenschaften und handlungsleitenden Aspekte sozialer Normen gezogen werden, sondern auch auf ihre Funktion insbesondere in solchen Interaktionen, die für die Entstehung sozialer Ordnung von herausragender Bedeutung sind, nämlich Kooperations- und Koordinationssituationen.

Die genannten und in den folgenden Abschnitten näher untersuchten Phänomene der Emotionsexpression und -regulation weisen einerseits auf die Möglichkeit hin, dass die auf der Mikroebene vermuteten Regelmäßigkeiten der Emotionsentstehung sich in idealtypischer Weise im Bereich sozialer Interaktionen fortpflanzen und auf diese Weise nicht zuletzt auch den interindividuellen Austausch kognitiver und emotionaler Strukturen sichern. Zum anderen deuten sie darauf hin, dass Akteure über Handlungsoptionen verfügen, die Wirksamkeit dieser Regelmäßigkeiten auch (intentional) sicherzustellen: die Regulation von Emotionen und deren Expressionen und die emotionsbasierte Sanktionierung abweichenden Verhaltens sind ein wesentliches Instrument der sozialen Kontrolle, das zur Verfestigung strukturverstärkenden Handelns und Verhaltens beiträgt.

5.1 Expression und Kommunikation von Emotion

In der Forschung zur Emotionsexpression lassen sich zwei wesentliche Positionen ausmachen, die zwischen der biologischen Determiniertheit und der gesellschaftlichen Konstruktion von Expressionen oszillieren (Russell 1995: 382f). Soziologische, anthropologische und kulturpsychologische Untersuchungen zum Ausdrucksverhalten konzentrieren sich zu meist auf den Kontrollaspekt des Emotionsausdrucks und stellen soziale Normen und Regeln, die das mimische Ausdrucksverhalten regulieren und den jeweiligen sozialen Erfordernissen anpassen, in den Mittelpunkt der Betrachtung (vgl. Armon-Jones 1986; Heise/O'Brien 1993). Die Psychologie und Biologie der Emotionsexpression befasst sich in erster Linie mit der Universalität und biologischen Bedingtheit des mimischen Ausdrucksverhaltens (vgl. Brown 1991; Ekman/Friesen 1975).

Die Hypothese der biologischen Determiniertheit und damit der interkulturellen Universalität bestimmter Emotionsexpressionen ist für die weitere Argumentation von besonderer Bedeutung, weil in ihrer Überprüfung das Potenzial liegt, die sozialen Strukturen der Emotionsentstehung nicht nur auf das Handeln, sondern auch auf das Ausdrucksverhalten in der sozialen Interaktion auszudehnen. Die These lautet dann entsprechend, dass sofern Emotionen sozial strukturiert sind und zwischen Emotionen und Emotionsexpressionen eine biologisch bedingte feste und invariable Kopplung besteht, auch Emotionsexpressionen notwendigerweise ebenso sozial strukturiert sind wie die Emotionen selbst.

Nimmt man an, dass entweder ausgelöste Emotionen stets in einem universalen und unmissverständlichen mimischen Code repräsentiert und kommuniziert werden, der deshalb Rückschlüsse auf eine zu Grunde liegende Emotion und damit verbundene Handlungs- und Verhaltenstendenzen zulässt, dann erscheint einerseits der interpersonelle »Transport« und die »Skalierbarkeit« von Emotionen und den damit verbundenen Kognitionen und Situationseinschätzungen auf besonders effektive, das heißt schnelle, unmittelbare und Ressourcen schonende Weise gesichert. Andererseits ließe eine direkte Kopplung von Emotion und Ausdrucksverhalten keinerlei Variabilitäten und soziokulturelle beziehungsweise sozialstrukturelle Besonderheiten zu, die eine weitergehende Differenzierung und eine damit verbundene (mögliche) Effizienzsteigerung im jeweils spezifischen gesellschaftlichen Kontext (zum Beispiel Norbert Elias' (1979) Untersuchung der Affektkontrolle im Prozess der Zivilisation) erlauben würden.

Die Hypothese der Universalität von Emotionsexpressionen, die ihre Ursprünge in den evolutionären Ansätzen von Tomkins (1962) und Izard (1971) sowie in den darauf aufbauenden interkulturellen Studien von Ekman und Kollegen hat (Ekman 1972; Ekman/Friesen 1975), basiert im Wesentlichen auf zwei zentralen Annahmen:

1. Zum einen galt lange als unstrittig, dass spezifische Muster mimischen Ausdrucksverhaltens die *kausale Folge* eines spezifischen emotionalen Zustands sind. Dementsprechend wird ein interner emotionaler Zustand in Form eines entsprechenden mimischen Verhaltens automatisch ausgedrückt, der auf diese Weise unmissverständliche Informationen in die soziale Umwelt übermittelt, die wiederum Rückschlüsse seitens anderer Akteure auf die zu Grunde liegenden Emotionen erlauben.
2. Zum zweiten wird postuliert, dass sowohl diese spezifischen Muster mimischen Ausdrucksverhaltens als auch die Fähigkeit, aus diesen Signalen Rückschlüsse auf zu Grunde liegende Emotionen zu ziehen, *interkulturell universal* sind. Geht man davon aus, dass dies tatsächlich der Fall ist, muss man ferner annehmen, dass die Anzahl distinkter, mimischer Ausdrucksverhaltensweisen ebenso begrenzt ist wie die Anzahl der zu Grunde liegenden Emotionen die sie repräsentieren – eine Sicht, die sich vor allem im Konzept der Basisemotionen wiederfindet.

Obleich beide Aspekte großen Einfluss auf die empirische Forschung der vergangenen 30 Jahre ausgeübt haben, sind sie nicht ohne Kritik geblieben. Insbesondere aus den Reihen sozialkonstruktivistischer Theoretiker ist nachdrücklich darauf hingewiesen worden, dass für die Analyse von Emotionsexpressionen in der sozialen Interaktion nicht in erster Linie mögliche Universalien von Bedeutung sind, sondern vielmehr kulturelle Normen und Regeln, die das Ausdrucksverhalten an soziale Gegebenheiten und Erfordernisse anpassen und kontrollieren. Die Existenz und Bedeutung solcher Ausdrucksregeln wird jedoch auch von Verfechtern der Universalitätsthese nicht bestritten und findet sich vor allem in Ekmans Konzept der »display rules« wieder (Ekman 1972: 225).

Ausführliche Kritik wird aber auch in Bezug auf die eingesetzten Methoden und die aus den Daten gezogenen Schlussfolgerungen vorgebracht (Fridlund 1994; Russell 1994/1995). Geht man davon aus, dass emotionales Ausdrucksverhalten größtenteils sozial konstruiert ist und dazu noch maßgeblich der intentionalen Kontrolle unterliegt, ließe es sich prinzipiell auch nicht mehr von anderen Typen intentionalen sozialen Handelns

unterscheiden. Die sozialkonstruktivistische Position bedeutet auch hier ein Höchstmaß an sozialer und kultureller Variabilität, deckt sich jedoch kaum mit den Erkenntnissen der Emotionsforschung der vergangenen 30 Jahre und ist mit Blick auf die Erklärung der Zusammenhänge von individuellem Handeln und sozialen Strukturen den gleichen Beschränkungen ausgesetzt, die mit Blick auf rationale und normative Handlungsmodelle dargestellt wurden.

Insofern wird an dieser Stelle vielmehr zu zeigen sein, wo zum einen die Grenzen der sozialen Konstruktion von Expressionen liegen und wo das strukturdynamische Potenzial universaler Komponenten zu verorten ist beziehungsweise wie genau beide Pole miteinander in Verbindung treten. Dazu bedarf es zumindest in Bezug auf einige ausgewählte Aspekte einer Integration beider Positionen, die sich vor dem Hintergrund der möglichen Funktionen von Expressionen am besten anhand des Sender- und Empfänger-Schemas erreichen lässt, das heißt zum einen aus der Perspektive des Akteurs, der mimisches Ausdrucksverhalten zeigt (Enkodierung) und zum anderen aus der Perspektive desjenigen, der einen solchen Ausdruck wahrnimmt und interpretiert (Dekodierung).

Der mimische Ausdruck von Emotionen stellt dem Empfänger beziehungsweise dem Rezipienten des Ausdrucks eine Vielzahl von Informationen über den Sender zur Verfügung. Diese Informationen lassen nicht nur Rückschlüsse auf die zu Grunde liegende Emotion, sondern auch auf die einer Emotion zu Grunde liegenden Kognition und Handlungstendenzen zu, die für den weiteren Verlauf einer Interaktion von Bedeutung sind. Ekman (1997: 334) nennt sieben Informationsdomänen, die von Emotionsexpressionen berührt werden: das emotionsauslösende Ereignis, Kognitionen, die Physiologie, sprachliche Metaphern, Intentionen, Erwartungen und eine semantische Emotionsbezeichnung. Emotionsexpressionen sind unter Umständen auch eine Informationsquelle für den Zustand der sozialen Beziehung zwischen Interaktionspartnern, zum Beispiel mit Blick auf das Status- und Machtverhältnis oder den Grad der persönlichen Vertrautheit und Verbundenheit, wie sie beispielsweise von Ärger, Scham oder Verlegenheit angezeigt werden. Dazu gehört auch, dass Emotionen Rückschlüsse auf die soziale Konformität eines Akteurs zulassen, insbesondere dessen Normorientierung und Kooperationsbereitschaft (Frank 2005).

Darüber hinaus stellen Emotionsexpressionen Informationen über andere Ereignisse, Personen und Objekte zur Verfügung, die von Interaktionspartnern wahrgenommen werden können. Auch das als *social referencing*

in der entwicklungspsychologischen Literatur bekannte Phänomen verdeutlicht die Funktion von Emotionsexpressionen in der Interaktion. Es beschreibt, wie weitgehend die Wahrnehmung des Selbst und der (sozialen) Umwelt von den Emotionen anderer – insbesondere signifikanter – Akteure bestimmt wird (Campos/Sternberg 1981; Keltner 2003: 225f; Keltner u. a. 2003: 425f).

Emotionsexpressionen evozieren Emotionen in anderen Akteuren, sofern sie diese wahrnehmen und entsprechend interpretieren beziehungsweise einschätzen. Dies mag auf bewusste und intentionale Weise geschehen, wie etwa im Fall von Schadenfreude oder in vergleichbaren Fällen, in denen Personen emotional auf die Emotionen Anderer reagieren. Andererseits sind auch weniger zugängliche, hoch automatisierte Mechanismen bekannt, mit denen Emotionen als Reaktion auf wahrgenommene Emotionen Anderer ausgelöst werden (»emotionale Ansteckung«). Furcht beispielsweise wird zuverlässig zwischen verschiedenen Akteuren übertragen und kann so zu Phänomenen wie Massenpanik führen, ohne dass der eigentliche Auslöser der Furcht dem Einzelnen bekannt ist (Hatfield u. a. 1994; Keltner u. a. 2003).

Schließlich besteht eine weitere Funktion des mimischen Ausdrucksverhaltens in unterschiedlichen individuellen Anreizmechanismen für soziales Verhalten. Insbesondere der Ausdruck positiver Emotionen wie Freude, Vergnügen oder Zufriedenheit stellt unter Umständen einen Belohnungswert für andere Akteure dar und motiviert auf diese Weise spezifische Verhaltensmuster. Emotionsexpressionen stellen eine eigene Klasse von *primären* Verstärkern beziehungsweise von Belohnungs- und Bestrafungswerten dar, die Akteure zu entsprechenden Reaktionen veranlassen. Auch Collins' (1993) Konzept der emotionalen Energie und Hammonds (1990) austauschtheoretischer Ansatz basieren zum Teil auf dieser Funktion von Expressionen, die sich wiederum auf die Einschätzung und Bewertung von Handlungen anderer Akteure bezieht, so dass Expressionen in der Interaktion eine motivierende oder sanktionierende Funktion übernehmen. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Emotionsexpressionen offenbar weit mehr sind als ein Epiphänomen eines internen emotionalen Zustands.

Dabei ist jedoch keinesfalls unstrittig, ob und inwiefern überhaupt angenommen werden kann, dass der mimische Ausdruck tatsächlich Emotionen *als solche* repräsentiert. Dass sich im menschlichen Gesicht Emotionen im Spiel der Mimik widerspiegeln, gilt nicht nur als alltagstheoretische

Binsenweisheit, sondern auch die Wissenschaft hat diese Sicht spätestens seit Charles Darwins (1872) einflussreichem Werk *The Expression of the Emotions in Man and Animals* nachhaltig geprägt. Bereits der Titel des Darwinschen Werks ist überaus aufschlussreich, wenn es darum geht, die Grundlagen nicht nur von Darwins Emotionsverständnis, sondern auch die der daran anschließenden Arbeiten besser zu verstehen. Allein die Wahl des Terminus »the Emotions« im Gegensatz zu »Emotion« deutet an, dass Darwin davon ausgegangen war, dass spezifische Gesichtsausdrücke Rückschlüsse auf *distinkte* Emotionen zulassen und nicht nur auf vergleichsweise diffuse emotionale Prozesse und Komponenten von Affektprogrammen, die einem Ausdruck zu Grunde liegen (Planalp 1998: 29f).

Darüber hinaus hat Darwin den Begriff »Expression« statt beispielsweise den der »Kommunikation« von Emotion gewählt. Entsprechend dieser Begriffswahl vertrat Darwin die Ansicht, dass Emotionsexpressionen in der Tat Ausdruck eines internen Zustands sind, gewissermaßen die distinkte Folgeerscheinung einer ebenso distinkten Emotion. Bis heute hat sich diese Formulierung weitgehend halten können, obgleich einige wenige Autoren den Begriff der Kommunikation bevorzugen (Buck 1984; Planalp 1998) oder aber die Differenz zwischen beiden erörtern (Ekman 1997; Oatley/Jenkins 1996: 106f).

Des Weiteren lässt sowohl der Titel als auch das gesamte Werk *The Expression of the Emotions in Man and Animals* keine Zweifel an der von Darwin propagierten Evolutionstheorie aufkommen, die in der aktuellen Forschung bis heute große Popularität genießt (Cosmides/Tooby 2000). Die Kontinuität, die Darwin zwischen dem Ausdruck von Emotionen in nichtmenschlichen und menschlichen Säugetieren herstellt, findet sich in der aktuellen emotionstheoretischen Diskussion nicht nur im Hinblick auf den Emotionsausdruck wieder, sondern auch hinsichtlich grundlegender Fragen zur Natur der Emotionen (siehe Abschnitt 2.2.2). Sicherlich bestehen nur wenige Zweifel daran, dass der Mensch zumindest einen Teil der biologischen Grundvoraussetzungen zur Emotionalität ebenso wie deren Funktion mit anderen Tieren teilt.

Diese Fokussierung auf die evolutionäre Kontinuität der Expression von Emotion hat offenbar dazu geführt, dass die Forschung sich vornehmlich dem mimischen – mitunter auch dem stimmlichen und verbalen – Ausdruck von Emotionen zugewendet hat, wengleich auch andere physiologische Ausdrucksformen untersucht werden. Die ausdauernde Suche nach Universalien im Emotionsausdruck hat jedoch diejenigen Mo-

dalitäten in den Vordergrund des Interesses treten lassen, von denen angenommen wird, dass sie nicht zuletzt aufgrund des oftmals unbewussten Ausdrucks das größte Universalitätspotenzial aufweisen, so dass zum Beispiel der verbale Ausdruck von Emotionen, der unbestritten interkulturell hoch differenziert ist, bislang eher eine untergeordnete Rolle spielt (Fiebler 1990/2002).⁴⁰

Die nähere Untersuchung der Expression und Kommunikation von Emotion beschränkt sich aus ähnlichen Gründen ebenfalls auf deren mimischen Ausdruck: Da der Fokus der vorliegenden Arbeit insgesamt auf unbewussten und der intentionalen Kontrolle weniger zugänglichen Mechanismen und Funktionen von Emotionen im gesellschaftlichen Kontext liegt, bietet sich daher unmittelbar die Betrachtung des mimischen Ausdrucks an. Stimmliche und andere grundlegende physiologische Prozesse, die ebenfalls von anderen Akteuren wahrgenommen werden können, werden nur am Rande thematisiert (vgl. Scherer u. a. 2003).

5.1.1 Enkodierung von Emotionsexpressionen

Mimisches Ausdrucksverhalten, das in der Regel in Zusammenhang mit Emotionen und Affekten gebracht wird, tritt in einer Vielzahl von Situationen und unter unterschiedlichen Bedingungen auf – nicht ausschließlich als Folge eines emotionalen Zustands, sondern beispielsweise als Empathieeffekt, als intentionales Kommunikationszeichen oder -symbol, als Epiphanomen, als Folge einer nicht-emotionalen Einschätzung, als Ausdruck kognitiver Aktivitäten (zum Beispiel die »Denkerstirn«) oder als erlerntes Sinnbild, zum Beispiel das Begrüßungslächeln oder hochgezogene Augenbrauen (vgl. Hess 2001; Keltner u. a. 2003: 418f; Scherer 1992:141ff). Der Umstand, dass man Personen in der Regel aufgrund des Gesichtsausdrucks bestimmte Emotionen zuschreibt, führt nicht nur beim Laien zu der Auffassung, dass mimisches Ausdrucksverhalten Emotionen ausdrückt, sondern hat auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Emotionsexpressionen zu einer bemerkenswerten Situation geführt: »Surprisingly few studies have tested *the* basic claim of EEs [expressions of emotion, Anm. d. Verf.]: Emotions cause them« (Russell u. a. 2003: 336; Hervorh. d. d. Verf.).

⁴⁰ Einen Überblick über unterschiedliche Kanäle des Ausdrucks und der Kommunikation von Emotion liefern etwa Buck (1984) oder Planalp (1999).

Dass Emotionsexpressionen (oder -signale, -ausdruckszeichen, -manifestationen) tatsächlich Ausdruck eines ursächlich zu Grunde liegenden emotionalen Zustands sind, wird etwa von Ekman in seiner »neuro-kulturellen« Theorie der Emotionen eindeutig positiv beantwortet (Ekman 1972) und auch von positivistischen soziologischen Emotionstheorien vergleichsweise unkritisch übernommen (Turner 2002: 86). Demzufolge sind distinkte mimische Ausdrücke unmittelbar mit distinkten Emotionen verbunden und werden *automatisch* mit Auftreten der entsprechenden Emotion ausgelöst. Ursächlich für diese automatische Expression sind Ekman (1972) zufolge mimische Affektprogramme, die eine direkte Relation zwischen dem Auslösen und dem Ausdruck einer Emotion herstellen. In diesem Modell ist der distinkte Gesichtsausdruck konstitutiver Bestandteil einer spezifischen Emotion und somit kategorisch mit ihr verbunden. Dieser Sicht zufolge sind Informationen über eine Expression deshalb immer auch Informationen über eine kausale (Basis)Emotion (Carroll/Russell 1996: 206; Elfenbein/Ambady 2003a; Parkinson 1995: 121–127).

Als Argumente für diese Position werden empirische Studien herangezogen, die Korrelationen zwischen einem bestimmten Ausdrucksverhalten, physiologischen Reaktionen und subjektiven Erfahrungsberichten zeigen. Dazu gehören etwa das nach seinem Entdecker Guillaume Duchenne benannte Duchenne-Lächeln, das sich im Gegensatz zu »unechtem« Lächeln durch das Hochziehen der Wangen auszeichnet, der gesenkte oder abgewandte Blick im Fall von Scham und Verlegenheit oder der geöffnete Mund bei freudigem Lachen. Darüber hinaus konnten auch Korrelationen des mimischen Ausdrucksverhaltens mit anderen Komponenten einer emotionalen Reaktion festgestellt werden, etwa mit spezifischen Aktivierungsmustern des autonomen Nervensystems, zum Beispiel einer erhöhten Herzfrequenz und peripheren Durchblutung im Fall von Ärger, Angstschweiß oder der Gänsehaut bei Furcht (Ekman 1999; Ekman u. a. 1983; Keltner u. a. 2003; Levenson 2003; Levenson u. a. 1992).

Weitere Ergebnisse, die für diese Annahmen sprechen, finden sich auch in Studien zur »emotionalen Ansteckung« und zeigen, dass Personen auf bewusst oder unbewusst wahrgenommene emotionale Reize (beispielsweise Emotionsexpressionen oder andere ausdrucksstarke Stimuli) mit einer korrespondierenden Aktivität der für Emotionen relevanten Gesichtsmuskulatur und entsprechendem mimischen Ausdrucksverhalten (wenn auch unter Umständen subtil und unbewusst) reagieren (Dimberg

u. a. 2002). Diesen Studien liegt oftmals das von Ekman und Friesen entwickelte *Facial Action Coding System* (FACS) zu Grunde, eine Methode zur Operationalisierung und einheitlichen Messung und Beschreibung mimischen Ausdrucksverhaltens bei Basisemotionen, die auf der spezifischen Aktivität der Gesichtsmuskulatur aufbaut und heute zu einem der Standardwerkzeuge der experimentellen Emotionsforschung zählt (Ekman/Friesen 1978). Ausschlaggebend für die Annahme, dass mimisches Ausdrucksverhalten Emotionen repräsentiert, sind darüber hinaus aber vor allem subjektive Erfahrungsberichte, denen zufolge die beobachteten mimischen Verhaltensweisen mit bestimmten subjektiven Gefühlen übereinstimmen (Rosenberg/Ekman 1994). Die statistischen Zusammenhänge zwischen Ausdrucksverhalten und subjektiver Empfindung sind zwar relativ gering bis moderat, trotz allem aber signifikant (Matsumoto 1987).

Auch interkulturelle Untersuchungen tragen zur Untermauerung dieser Perspektive bei, denn sofern Menschen unterschiedlicher Kulturen das gleiche mimische Ausdrucksverhalten beim Empfinden einer spezifischen Emotion zeigen, wird dadurch zum einen weiter die These gestützt, dass mimisches Ausdrucksverhalten tatsächlich Emotionen ausdrückt und zum anderen auch die These, dass diese Zusammenhänge zumindest zwischen Basisemotionen und Ausdrucksverhalten biologisch gekoppelt sind, also in allen Kulturen gleichermaßen vorkommen (Ekman 1993). Dies sowie Klarheit darüber, dass mimisches Verhalten in gleicher Weise erkannt, gedeutet und interpretiert werden kann, und dass emotionale Stimuli Kultur übergreifend die gleiche Bedeutung haben, sind wesentliche Voraussetzung für Kultur vergleichende Studien zur *Dekodierung* von Expressionen (siehe Abschnitt 5.1.2).

In einer Übersichtsarbeit zu den vorhandenen empirischen Ergebnissen kommen Keltner und Kollegen zu dem Schluss, dass mimisches Ausdrucksverhalten auch pankulturell zumindest als zuverlässiger Indikator für ursächliche Emotionen angesehen werden kann. Dafür sprechen zum Beispiel interkulturell vergleichende Studien, die mimische Reaktionen auf Stress induzierende Filme untersuchen; die den Ausdruck von Ärger bei Kindern verschiedener kultureller Zugehörigkeiten als Folge körperlicher Beengung analysieren oder die semantische Konzepte des Ausdrucksverhaltens für verschiedene Emotionen vergleichen (Keltner u. a. 2003: 419f).

So deutlich die Zusammenhänge zwischen Emotion und Expression zunächst erscheinen mögen, so komplex und zweideutig erweisen sie sich bei näherer Betrachtung: Freude ist weder notwendige noch hinreichende

Bedingung für ein Lächeln, Gänsehaut weder notwendige noch hinreichende Bedingung für Angst und Furcht und eine rote Gesichtsfarbe weder notwendige noch hinreichende Bedingung für Scham. Kritiker der Universalitätshypothese vertreten stattdessen die Ansicht, dass nicht die biologische Kopplung, sondern der *soziale Kontext* entscheidend dafür ist, ob ein bestimmtes Ausdrucksverhalten gezeigt wird oder nicht (Hess 2001; Kappas 2002a; Ortony/Turner 1990; Russell u. a. 2003).

Als Anhaltspunkte für diese Position führen zum Beispiel Russell und Kollegen (2003) empirische Studien an, die zum Beispiel zeigen, dass Gewinner olympischer Goldmedaillen immer dann besonders häufig lächeln, wenn sie in soziale Interaktionen involviert sind. Auch lächeln Kinder ebenso häufig, wenn sie eine Aufgabe besonders gut gemeistert oder aber dabei versagt haben. Ausschlaggebende Variable ist dabei die Möglichkeit des Augenkontakts mit einer anderen Person (Holodynski/Friedlmeier 2005). Zu ähnlichen Ergebnissen kommen auch Hess und Kollegen, in deren Studie das Vorhandensein beziehungsweise die Intensität des Lächelns beim Verfolgen einer Fernsehkomödie neben der tatsächlich empfundenen Emotion stark vom jeweiligen sozialen Kontext und – spezifischer – von der Art der sozialen Beziehung zu kopräsenten Akteuren abhängt (*audience effect*) (Hess u. a. 1995).

Eine weitere alternative Erklärung bietet Alan Fridlund (1994), der in einem behavioristisch-evolutionären Modell der Expression die Auffassung vertritt, dass sich mimisches Ausdrucksverhalten im Laufe der Evolution in erster Linie als Werkzeug der sozialen Interaktion entwickelt hat und somit vor allem den Absichten und Motiven des Senders dienen sollte, also beispielsweise Aufforderungen zu bestimmten Handlungen, Informationen über den Interaktionsverlauf oder die eigenen Intentionen zu kommunizieren. Fridlunds empirische Studien gehen dementsprechend der Frage nach, ob Expressionen sich in Abhängigkeit von sozialen Situationen ändern. Die Ergebnisse zeigen, dass die subjektiven Erfahrungsberichte der Personen *nicht* mit den Messungen des mimischen Ausdrucksverhaltens korrelieren, und dass Menschen in realen oder imaginierten sozialen Situationen ein deutlich stärkeres expressives Verhalten zeigen als in nicht-sozialen Situationen (Fridlund 1994).

Interessant an Fridlunds Arbeit ist, dass sie sich – wie auch Ekman und Tomkins' Theorien – auf evolutionäre Annahmen stützt, aber zu gänzlich anderen Schlussfolgerungen gelangt. Fridlund argumentiert, dass ausschließlich Handlungsaufforderungen und die Kommunikation von

Intentionen funktional für den Verlauf einer sozialen Interaktion sind – und eben nicht die wechselseitige Kommunikation des emotionalen Zustands der Akteure. Ganz im Gegenteil: Fridlund ist der Ansicht, dass die automatische Kommunikation eines internen kognitiven oder emotionalen Zustands aus evolutionstheoretischer Perspektive möglicherweise sogar negative Folgen haben kann, da sie Rückschlüsse auf die relative Position und Situation (etwa in Bezug auf vorhandene körperliche oder materielle Ressourcen) des jeweiligen Akteurs zulässt (Fridlund 1994; vgl. auch Frank 1988).

Weiter argumentiert Fridlund, dass lediglich der Aufforderungs- und Motivationscharakter des mimischen Ausdrucksverhaltens eine weitere notwendige Bedingung einer evolutionär stabilen Verhaltensweise erfüllt: Nämlich die phänomenale und sensorische Aufmerksamkeit des Rezipienten auf expressive Verhaltensweisen anderer Akteure zu konzentrieren, um so implizites oder explizites Wissen über mögliche Intentionen und Aufforderungen der Interaktionspartner zu erlangen. Mimisches Ausdrucksverhalten findet in der sozialen Interaktion also vor allem deshalb statt, um den Verlauf einer Interaktion zu regulieren, das heißt ihn zu ändern oder beizubehalten, und nicht, um Informationen über den emotionalen Zustand eines Akteurs zu kommunizieren (Fridlund 1994; Horstmann 2003: 151; Schultheiss u. a. 2005).

Die gegensätzlichen Positionen zum Ausdrucksverhalten lassen sich mit den Worten von Arvid Kappas treffend zusammenfassen: »We might be on safer ground than simply insisting, against our better knowledge, that there are fixed links between facial expression and emotions« (Kappas 2002a: 10; zit. nach Russell u. a. 2003: 341). Betrachtet man die überzeugende methodologische Kritik und die ohnehin schwache statistische Signifikanz für einen strengen Zusammenhang von (Basis)Emotionen und entsprechenden Expressionen, erscheinen die Argumente für Ekman's neurokulturelle Theorie auch angesichts der vorhandenen Ergebnisse zu weiteren (etwa verbalen) Expressionsmodalitäten vergleichsweise schwach (Russell 1994; Russell u. a. 2003).

Der Umkehrschluss allerdings, dass mimisches Ausdrucksverhalten in *keiner* Weise mit Emotionen verbunden ist, lässt sich ebenso wenig glaubhaft vertreten. »Of course, there is some association between EEs and emotion; the question is the nature of that association« (Russell u. a. 2003: 341). Eine mögliche Erklärung dieses Zusammenhangs lässt sich unter Umständen mit Hilfe des Komponenten-Modells finden, das Emotionen

im Gegensatz zur Theorie der Basisemotionen nicht als molare, in sich geschlossene Einheiten auffasst, sondern wie in Abschnitt 2.2.2 dargestellt als Phänomen, das aus synchronisierten und koordinierten Veränderungen eines Systems unterschiedlicher Komponenten und Sub-Komponenten besteht, wobei das Ausdrucksverhalten eine dieser Komponenten ist.

Aus der Sicht des Komponentenansatzes kann plausibel angenommen werden, dass mimisches Ausdrucksverhalten erstens keine distinkten Basisemotionen widerspiegelt, sondern aus einer Reihe von Sub-Komponenten besteht, die in ähnlicher oder gleicher Zusammensetzung auch in nicht-emotionalen Situationen auftreten können und im Fall einer Emotion als Ursache mit bestimmten anderen Komponenten dieser Emotion verbunden sind, zum Beispiel mit einer hinreichend starken physiologischen Aktivierung, einer bestimmten phänomenalen Valenz, einer Handlungstendenz oder einer kognitiven Einschätzung (Ortony/Turner 1990). Da die Komponenten einer Emotion in der Regel lose gekoppelt sind, lassen sich einzelne Komponenten in Abwesenheit einer Emotion ausmachen und ebenso können bestimmte Emotionen in Abwesenheit bestimmter Ausdruckskomponenten vorhanden sein (vgl. Russell u. a. 2003).

Der *audience effect* legt ferner die Vermutung nahe, dass Emotionsnormen eine maßgebliche Rolle im Ausdrucksverhalten spielen. Der Verweis auf soziale Normen als Faktoren des Ausdrucksverhaltens wirft dabei zum einen die Frage nach Sozialisierungseffekten auf, etwa wie spezifische Formen mimischen Ausdrucksverhaltens im Laufe der Sozialisation soweit internalisiert werden, dass eine Unterscheidung zwischen biologischen und sozialen Determinanten von Emotionsexpressionen nur schwer zu treffen ist. Zum anderen führt die Annahme sozialer Normen im Ausdrucksverhalten zu der Frage, ob Ausdrucksregeln als Konzept zur Beschreibung der Differenzen zwischen biologischer und sozialer Determiniertheit allein ausreichend sind, da sie die *intentionale* Regulation von Expressionen voraussetzen und damit lediglich einen Teilbereich der Möglichkeiten abdecken (vgl. Fiebler 1990; Hochschild 1979; Shott 1979).

Die Modulation der Enkodierung des emotionalen Ausdrucks durch solche intentionalen kognitiven Techniken (wie zum Beispiel der Emotionsarbeit) bietet in Anlehnung an geltende soziale Normen lediglich bis zu einem gewissen Grad die Möglichkeit, die Emotionsexpression zu regulieren. Auch setzen solche Techniken jeweils unterschiedliche Enkodierungsmuster für Emotionen voraus, die sozial verteilt sind und erlernt werden müssen. Geht man davon aus, dass biologisch bedingte mimische

Ausdrucksmuster im Zuge der Sozialisation oder durch intentionales Regulationshandeln überlagert werden, sind auch diese Überlagerungen vermutlich keinesfalls arbiträr und weisen sozialstrukturelle Regelmäßigkeiten auf, die ein begrenztes, nur in bestimmten sozialen Umgebungen gültiges und sozial akzeptiertes Verständigungssystem darstellen (vgl. Elfenbein/Ambady 2002/2003a/2003b).

Vor dem Hintergrund dieser alternativen Erklärungsansätze liegt es also nahe, auch die kulturellen Unterschiede im mimischen Ausdrucksverhalten näher zu untersuchen. Im Gegensatz zur Analyse der interkulturellen *Dekodierung* von Emotionsexpressionen liegen jedoch erstaunlich wenige Studien vor, die Variationen in der *Enkodierung* selbst untersuchen (Keltner u. a. 2003: 421). Untersuchungen über kulturelle Differenzen im Auftreten von Emotionen, beispielsweise der Intensität und Häufigkeit, dem Vorhandensein unterschiedlicher Emotionskonzepte und entsprechender semantischer Felder sind vor allem in der ethnologischen Forschung bekannt und mit Blick auf die gesellschaftliche Differenzierung auch von der Soziologie gut erforscht (Wierzbicka 1999). Wenig ist hingegen darüber bekannt, ob eine bestimmte Emotion in unterschiedlichen Kulturen tatsächlich auch zu *grundsätzlich* unterschiedlichem expressivem mimischen Verhalten führt, obgleich die im folgenden Abschnitt illustrierten Arbeiten zur Dekodierung zumindest auf moderate Unterschiede hindeuten.

Im Hinblick auf das Zusammenspiel von Emotionen und sozialen Strukturen ist vor allem von Bedeutung, ob und bis zu welchem Grad Regelmäßigkeiten im mimischen Ausdrucksverhalten festzustellen sind und ob diese Regelmäßigkeiten auch ursächlich der sozialen Umwelt zugeschrieben werden können. Geht man davon aus, dass es universale Ausdruckskomponenten gibt, die im Zusammenhang mit bestimmten Affektprogrammen auftauchen und an sich interkulturell universal sind, dann können von der sozialen Umgebung *verursachte* und nach diesen Umgebungen *differenzierte* Regelmäßigkeiten im Ausdrucksverhalten lediglich über die *Emotionsentstehung* stattfinden. Strukturelle Unterschiede und Regelmäßigkeiten im Ausdrucksverhalten wären dann Ausdruck spiegelbildlicher Unterschiede und Gemeinsamkeiten auf der Ebene der zu Grunde liegenden Emotionen.

Geht man jedoch davon aus, dass das Ausdrucksverhalten für *gleiche* Affektprogramme interkulturell stark variabel ist, ist auch das allein kein Grund, auf die Annahme sozialstruktureller Merkmale im Ausdrucksverhalten zu verzichten. Die Frage, die sich bei dieser Annahme vielmehr

stellt, ist die nach den Mechanismen, die den unterschiedlichen Mustern im Ausdrucksverhalten zu Grunde liegen. Ob eben dies allein durch Gefühls- und Ausdrucksregeln gesichert werden kann, wird Gegenstand des weiteren Verlaufs des Kapitels sein und hängt auch stark damit zusammen, auf welche Weise Akteure mimisches Ausdrucksverhalten dekodieren.

5.1.2 Dekodierung von Emotionsexpressionen

Sofern man annimmt, dass bestimmte diskrete Emotionen ein ebenso diskretes mimisches Ausdrucksverhalten zur Folge haben und diese Emotionen und Ausdrucksweisen sowie ihre Kopplung interkulturell universal sind, dann erscheint es ebenso plausibel, dass Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft in diesen Emotionsexpressionen die jeweils zu Grunde liegende (Basis)Emotion zuverlässig erkennen. Die Frage, ob dies auch Kultur übergreifend der Fall ist, hat seit den 1970er Jahren zu einer Reihe interkulturell vergleichender Studien geführt, die auch in der breiten Öffentlichkeit insbesondere mit dem Namen Paul Ekman in Verbindung gebracht werden.

Ekman und Kollegen (Ekman 1972; Ekman/Friesen 1975) haben diese Zusammenhänge in verschiedenen literaten und illiteraten Kulturen untersucht, indem sie die Versuchspersonen eine Reihe von Fotografien betrachten ließen, die – in Übereinstimmung mit den im vorangegangenen Abschnitt genannten Charakteristika – von US-Amerikanern dargestellte prototypische Expressionen bestimmter (Basis)Emotionen zeigen, also zum Beispiel Freude, Furcht, Entsetzen, Ärger, Überraschung oder Traurigkeit. Die Ergebnisse dieser und weiterer Studien (Izard 1971) zeigen übereinstimmend, dass die Wahrscheinlichkeit, die dargestellten Emotionsausdrücke zu erkennen, das heißt sie mit dem der Expression zu Grunde liegenden Emotionswort zu bezeichnen, in allen untersuchten Kulturen zumindest über dem per Zufall erreichbaren Wert lag (zwischen 60 und 80 Prozent Erkennungshäufigkeit im Gegensatz zu den zufällig möglichen Treffern zwischen 17 und 50 Prozent). Ähnliche Resultate wurden in Kultur vergleichenden Studien hinsichtlich der Benennung möglicher auslösender Situationen, deren Einschätzung, denkbarer Reaktionen und den subjektiven Empfindungen gefunden (Ekman 1972/1994; Scherer 1997; Wallbott/Scherer 1986; vgl. Elfenbein/Ambady 2003a: 160; vgl. Keltner u. a. 2003: 420f; vgl. Russell 1994: 108).

Kritik an diesen Studien ist nicht nur in Bezug auf die verwendeten Methoden geäußert worden (vgl. Russell 1994; Haidt/Keltner 1999; Elfenbein u. a. 2002), sondern vielmehr im Hinblick auf die umfassenden Schlussfolgerungen, die insbesondere Ekman und Kollegen aus den Daten gezogen haben (vgl. Ekman 1994). Eben diese »These der kulturellen Universalität« von Emotionsexpressionen, die besagt, dass mimisches Ausdrucksverhalten pankulturell vergleichsweise eindeutig zu identifizieren ist, hat nicht nur Sozialkonstruktivisten und Ethnologen zu ausführlicher Kritik herausgefordert.

Dass mimisches Ausdrucksverhalten mit weiteren physiologischen Komponenten von Emotionen korreliert, scheint relativ sicher; dass aber diese Emotionskomponente auch in isoliertem und künstlich erzeugtem, statischem Zustand (der Fotografie) *hinreichend* ist, um aus ihr zuverlässig Informationen über einen bestimmten, diesem Ausdruck zu Grunde liegenden emotionalen Zustand abzuleiten, ist hingegen strittig. Besonders die These der *facial dominance* ist umstritten, nach der die Dekodierung mimischen Ausdrucksverhaltens nicht nur unabhängig von zur Verfügung stehenden Informationen über den (sozialen) *Kontext* einer Expression erfolgen kann, sondern auch dann noch erfolgreich verläuft, wenn sich Mimik- und Kontextinformationen widersprechen (Izard 1971; Ekman 1972; Carroll/Russell 1996).

Die Varianz der Daten und deren relativ schwache statistische Signifikanz erklären Ekman und Kollegen im Rückgriff auf Emotionsnormen und entsprechende Dekodierregeln, also soziale Normen, die das Ausdrucksverhalten regulieren und zu entsprechenden Erwartungen bezüglich der Dekodierung führen (Ekman 1972). Diese sozialen Normen sollen auch für kulturelle Unterschiede der *Interpretation* einer im Sinne der Universalitätshypothese als »korrekt« identifizierten Expression verantwortlich sein, die besonders hinsichtlich der zugeschriebenen Intensität einer Emotion bestehen. Darüber hinaus konnten auch deutliche Differenzen in Bezug auf die Zuschreibungen und Schlussfolgerungen, die auf einer Expression basieren, festgestellt werden (vgl. Keltner u. a. 2003: 421).

Eine mögliche Erklärung für die trotz aller Widersprüchlichkeiten weit verbreitete Annahme der kulturellen Universalität wird darin gesehen, dass sich die empirischen Arbeiten vor allem auf *Übereinstimmungen* und nicht auf *Unterschiede* zwischen den Kulturen konzentrieren (Elfenbein/Ambady 2002). So zeichnen neuere (Re-)Analysen ein deutlich differenzierteres Bild

und schlagen alternative Konzepte vor (Russell 1994/1995; Elfenbein u. a. 2002):

- die graduelle Dekodierung und Erkennung von Expressionen (Haidt/Keltner 1999);
- deutlich präzisere Dekodierleistungen *innerhalb* sozialer Gruppen und Kulturen (Elfenbein/Ambady 2003a);
- eine begrenzte *situationale* Dominanz im Gegensatz zur *facial dominance* (Carroll/Russell 1996) sowie
- die These der »minimalen Universalität« (Russell/Fernandez-Dols 1997).

Diesen alternativen Konzepten ist gemein, dass sie zwar nicht notwendigerweise weniger Gewicht auf biologisch bedingte Universalien in der Expression legen, sondern diese Universalien lediglich als bestimmte Komponenten einer Expression ansehen und nicht als unveränderbarer Ausdruck einer diskreten Emotion. Dementsprechend gestehen diese Modelle dem mimischen Ausdrucksverhalten eine wesentlich größere Variabilität zu, allerdings ohne einen gewissen universalen Kern einer Expression aufzugeben. Diese Zugeständnisse werfen jedoch zwei Fragen auf: Erstens, welches sind die moderierenden Faktoren, die diese Variabilitäten erzeugen und zweitens, wie wird sichergestellt, dass Emotionsexpressionen zumindest intrakulturell beziehungsweise innerhalb eines sozialstrukturellen Zusammenhangs zuverlässig identifiziert werden können?

Als langfristig moderierende Faktoren für die Differenzierung und Dekodierung von Emotionsexpressionen gelten die Vertrautheit mit beziehungsweise die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kultur, Minoritäten- oder Majoritätenstatus, demografische Faktoren, sozioökonomischer Status, das Geschlecht oder ganz allgemein die soziokulturelle Position. Kurzfristige Moderatoren bestehen neben dem emotionalen Zustand des Rezipienten im situationalen Kontext einer Expression: ob ein Lächeln als Verlegenheitslächeln, höfliches Lächeln oder freudiges Lächeln interpretiert wird, hängt nicht nur von der Aktivität der Gesichtsmuskulatur ab, sondern auch von den situationalen Informationen und insbesondere von dem *sozial geteilten Wissen* über diese Situationen (Elfenbein/Ambady 2002; Keltner u. a. 2003; Russell u. a. 2003). Sofern ein Dekodierer über keine geeigneten Situationsschemas und deren mögliche Implikationen für die Emotionen der beteiligten Akteure verfügt, können Kontextinformationen nur begrenzt dazu beitragen, mimisches Ausdrucksverhalten angemessen zu interpretieren. Zu diesem geteilten Wissen gehört im Besonderen auch

die Vertrautheit mit den bereits erwähnten Emotionsnormen und Dekodierregeln (vgl. Hess 2001).

Wie bleibt angesichts der Vielzahl moderierender Variablen sichergestellt, dass Akteure einander relativ zügig und zuverlässig bestimmte Emotionen zuschreiben können? Wie kann die hohe Präzision und Geschwindigkeit des Erkennens von mimischem Ausdrucksverhalten erreicht werden, das für die Beteiligung biologisch determinierter Mechanismen spricht, während gleichzeitig deutliche kulturelle Unterschiede im Dekodieren von Expressionen zu beobachten sind?

Als mögliche Erklärung dient die Hypothese der »minimalen Universalität«, die darauf aufbaut, dass mimisches (und vokales) Ausdrucksverhalten in allen Kulturen gezeigt wird, dass es mit dem emotionalen Zustand des Senders korreliert, und dass die meisten Menschen in der Lage sind, aus mimischem Ausdrucksverhalten bestimmte Schlüsse über den Sender zu ziehen (Russell/Fernandez-Dols 1997). Die Vermutung liegt also nahe, dass bestimmte »quasi-physikalische« Komponenten einer Expression, wie zum Beispiel nach oben oder unten gezogene Mundwinkel, geöffnete oder geschlossene Augen, gerade oder geneigte Augenbrauen universal als solche wahrgenommen werden können und damit eine notwendige und *im Zusammenhang mit Kontextinformationen* auch hinreichende Bedingung für das zuverlässige Erkennen einer Emotion darstellen (Carroll/Russell 1996; Ortony/Turner 1990; Russell u. a. 2003).

Russell und Kollegen (2003) vertreten diesbezüglich und unter Bezugnahme auf dimensionale Emotionsmodelle die Position, dass besonders die Dimensionen Valenz und Erregungsgrad universal über Expressionen vermittelt werden können. Beide Dimensionen lassen sich zuverlässig aus mimischem Verhalten ablesen und die Fähigkeit, diese Dimensionen zu erkennen, setzt bereits früh in der Ontogenese ein (etwa mit zwei Jahren). Nimmt man an, dass zumindest die Dekodierung dieser beiden Dimensionen biologisch angelegt ist und dementsprechend schnell und unbewusst abläuft, liegt es nahe, dass sie die Zuschreibung zu Grunde liegender Affekte und Emotionen, auch im Hinblick auf zur Verfügung stehende Kontextinformationen, erheblich erleichtert (Carroll/Russell 1996; Russell 1995: 382f; Russell u. a. 2003).

Neben der Hypothese der minimalen Universalität ziehen Haidt und Keltner (1999) eine weitere Erklärungsmöglichkeit in Betracht. Sie schlagen ein graduelles Modell der universalen Dekodierung von Emotionen vor, demzufolge einige Emotionsexpressionen zuverlässig universal deko-

diert werden können, andere wiederum nur schwer. Allerdings gestaltet sich die genaue Bestimmung der universal erkennbaren Emotionen schwierig, da sie je nach verwendeter Methode variiert. Haidt und Keltner konnten zumindest für Ekman's sechs Basisemotionen Ärger, Ekel, Freude, Überraschung, Traurigkeit und Furcht sowie zusätzlich für Verlegenheit Hinweise auf eine interkulturell universale Dekodierbarkeit finden. Andere Ausdruckszeichen hingegen, wie beispielsweise für Scham, Missachtung, Mitleid oder Vergnügen, werden in verschiedenen Kulturen großenteils unterschiedlich interpretiert (Haidt/Keltner 1999: 257). Die graduelle Erkennung kommt sowohl aufgrund von richtigen semantischen Bezeichnungen einer Expression sowie aufgrund von übereinstimmenden Schilderungen möglicher auslösender Situationen zustande. Auffallend an diesem Gradienten ist, dass soziale, sekundäre Emotionen hinsichtlich der interkulturellen Universalität deutlich schlechter abschneiden als Basisemotionen.

Eine weitere Schlussfolgerung von besonderer Relevanz für die hier vertretene These ist, dass Akteure, die dem selben kulturellen Hintergrund zugeordnet werden wie diejenigen Personen, die auf den Fotografien die Emotionsexpressionen darstellen, deutlich bessere Erkennungswerte zeigen als andere Personen (Haidt/Keltner 1999: 261). Die Hypothese der minimalen Universalität und der postulierte Erkennungsgradient deuten vor dem Hintergrund kultureller Unterschiede und der Fähigkeit zum zuverlässigen Erkennen von Expressionen folglich auf bestimmte strukturelle und dimensionale *Kernkomponenten* einer Expression hin, die offensichtlich eine interkulturell universale Basis der Dekodierung darstellen und gleichzeitig kulturell überformt werden können.

Die universalen Eigenschaften, die in Ekman's neurokultureller Theorie der Dekodierung von Basisemotionen zugeschrieben werden, gelten demzufolge vermutlich nur innerhalb bestimmter kultureller und sozialstruktureller Zusammenhänge. Offenbar lassen sich die postulierten Eigenschaften nicht ausschließlich biologisch determiniert in der Empirie zeigen, sondern immer im Zusammenhang mit sozialen und kulturellen Einflüssen. Diese Sicht wiederum wirft die Frage nach den *Ursachen und Strukturen* dieser Variabilitäten auf. Bisher hat sich die Forschung lediglich auf die Suche nach kulturellen Unterschieden – beziehungsweise kultureller Universalität – in der Expression von Emotion konzentriert und die vorhandenen Daten stützen – wie bereits skizziert – die These der Universalität

ebenso wie die der kulturellen Variabilität (Haidt/Keltner 1999; Scherer 1997).

Emotionsnormen und Ausdrucksregeln als mögliche Erklärung beziehen sich jedoch vor allem auf die Enkodierung von Expressionen und treffen weniger Aussagen über die Fähigkeiten der Akteure, Expressionen zu dekodieren (Heise/O'Brien 1993). Da Normen sowohl die Frequenz als auch die Intensität von Expressionen innerhalb ihres Geltungskreises betreffen, kann man davon ausgehen, dass Akteure innerhalb dieses Geltungskreises vertrauter (und damit im Sinne der Expressionsstudien besser) mit diesen normierten und normativ erwünschten Expressionen umgehen als Akteure außerhalb des Einflussbereiches dieser Normen, wobei als Geltungsbereich sowohl intra- als auch interkulturelle Differenzierungssysteme in Frage kommen (Schimmack 1996).

Das verwandte Konzept der *Dekodierregeln* (Buck 1984; Matsumoto 1989) hingegen konzentriert sich auf soziale Normen, die zumindest das öffentliche Ansprechen oder Thematisieren vor allem von negativen Emotionen regulieren beziehungsweise sanktionieren. Neben den zu erwartenden methodologischen Verzerrungen etwa bei Befragungen, vermutet Matsumoto (1989), dass negative Emotionen die Gefährdung sozialer Bindungen beziehungsweise existenter sozialer Strukturen anzeigen und aus diesem Grund in hoch differenzierten beziehungsweise stark vertikal stratifizierten Gesellschaften tendenziell zunehmend bruchstückhaft wahrgenommen werden. Ähnlich argumentiert Scheff (1988) im Hinblick auf die Scham, die er als Indikator für die Gefährdung sozialer Bindungen ansieht und deren Expression und Dekodierung aus diesem Grund in modernen Gesellschaften reglementiert ist.

Eine weitere Erklärung verspricht die Betrachtung der horizontalen Differenzierung, aus der Elfenbein und Ambady (2002/2003b) die Möglichkeit eines ausgeprägten *in-group* Effekts bei der Dekodierung von Emotionsexpressionen ableiten. Sie schließen aus einer Metaanalyse von 165 interkulturell vergleichenden Studien, dass die *kulturelle Nähe* beziehungsweise *Distanz* zwischen Enkodierern und Dekodierern das ausschlaggebende Kriterium für die erfolgreiche und zuverlässige Dekodierung von Expressionen ist. Zentral ist demnach also die soziokulturelle »Passung« zwischen Sender und Empfänger (Elfenbein/Ambady 2002, 2003b). Dabei steigt nicht nur die Genauigkeit sondern auch die Geschwindigkeit der Dekodierung mit zunehmender Passung (Elfenbein/Ambady 2003b: 287). Die Differenzierung des *in-group* Effekts lässt in dem Maße nach, in dem

Kulturen einander ähnlicher werden, beispielsweise durch räumliche Nähe oder ausgeprägte Kommunikation zwischen den Akteuren.

Diese innovative Betrachtung der vorhandenen Daten und der gegensätzlichen Auffassungen trägt einerseits dem Umstand Rechnung, dass mimisches Ausdrucksverhalten bei bestimmten Emotionen eine hohe interkulturelle Universalität aufweist, wobei interkulturelle Varianzen einer intrakulturellen Kohärenz gegenüberstehen. Der *in-group* Effekt liefert ein gemäß den Hypothesen der minimalen Universalität und der graduellen Erkennung plausibles Argument für die gleichberechtigte Existenz einer biologischen Grundausrüstung des Enkodierens und Dekodierens von Emotionsexpressionen sowie der Modulierbarkeit und Veränderbarkeit dieser Grundausrüstung in Richtung der Ausprägung von *Expressionsakzenten* (Marsh u. a. 2003), die sich zwar jeweils voneinander unterscheiden – das heißt interkulturell variabel sind – aber innerhalb ihres spezifischen kulturellen und sozialstrukturellen Rahmens die volle Funktionalität – das heißt Genauigkeit, Robustheit und Geschwindigkeit – einer biologischen Universalie entfalten.

Der *in-group* Effekt vereint damit nicht nur das Erklärungspotenzial biologischer und sozialkonstruktivistischer Theorien, sondern trägt wesentlich zu den eingangs formulierten Zielen dieses Kapitels bei. Der empirisch gut dokumentierte Effekt kann als Hinweis darauf interpretiert werden, dass nicht nur die Entstehung von Emotionen und das emotionale Handeln soziale Strukturen widerspiegeln, sondern auch die Eigenschaften der Emotionsexpression und der Dekodierung solcher Expressionen maßgeblich von der sozialen Umwelt der Akteure abhängen. Bemerkenswert dabei ist, dass diese Prägung sich auch in solchen Domänen niederschlägt, die bislang als ausschließlich biologisch betrachtet wurden. Insofern lassen sich auch weitere Parallelen zur sozialen Strukturierung der Emotionsentstehung ziehen, die nicht zuletzt durch die Darstellung ihrer neuronalen Grundlagen beziehungsweise deren sozialer Prägung weiter erhellt werden konnte.

Neuronale Grundlagen der Dekodierung

Ähnlich viel versprechend erscheint deshalb auch die Berücksichtigung der neuronalen Grundlagen der Dekodierung von Emotionsexpressionen, die es erlaubt, das bisher lediglich als »biologisch« Betrachtete auch näher im Hinblick auf den *in-group* Effekt zu spezifizieren. Als Ausgangspunkt kann

dabei die Frage dienen, welche grundsätzlichen Eigenschaften die visuelle Wahrnehmung von Reizen im Allgemeinen und die von mimischem Ausdrucksverhalten im Besonderen aufweist. Im Hinblick auf das Problem der interkulturellen Universalität der Erkennbarkeit von Emotionsexpressionen unterscheidet Ralph Adolphs zwischen den Prozessen der (frühen) Wahrnehmung (*perception*) und des (zeitlich nachgelagerten) Erkennens (*recognition*) (vgl. Adolphs 2002a). Wahrnehmungsprozesse setzen zeitlich bereits sehr früh nach dem Auftreten eines visuellen Stimulus ein und basieren vor allem auf Informationsverarbeitungsprozessen in den sensorischen (in diesem Fall den visuellen) Cortices, die die Eigenschaften eines Stimulus sowie deren Konfigurationen – etwa geometrische Eigenschaften – verarbeiten. Diese Stufe der Verarbeitung würde zum Beispiel die Unterscheidung von zwei gleichzeitig wahrgenommenen Gesichtern erlauben.

Im Gegensatz zur Wahrnehmung eines Reizes, die ausschließlich auf Informationen basiert, die Teil des eigentlichen Reizes sind, bedarf das *Erkennen* eines Stimulus zusätzlicher Informationen, die im Reiz selbst nicht enthalten sind – dazu sind zusätzliches Wissen und ein Gedächtnissystem notwendig. Während die grundlegendsten Formen des Erkennens lediglich auf perzeptuellen Informationen und Repräsentationen basieren, benötigt das »vollständige« Erkennen einer Emotionsexpression wesentlich mehr Informationen, etwa das Wissen über die Zusammenhänge zwischen den Stimulusinformationen und weiteren in der Umwelt präsenten Ereignissen. Dazu gehört zum Beispiel das Wissen darüber, in welchen Zusammenhängen der Ausdruck in der Vergangenheit aufgetreten ist, über das weitere Verhalten der Person, die dieses Ausdrucksverhalten gezeigt hat, über das Verhalten anderer Personen sowie über die soziale Situation (Adolphs 2002a: 22f).

Diese Eigenschaften des visuellen Systems erlauben demnach prinzipiell zwei Arten der Konzeptualisierung und Kategorisierung von Stimulusinformationen: eine wahrnehmungsbasierte und eine erkenntnisbasierte.

»One could categorize stimuli on the basis of their visual appearance or on the basis of what one knows about them. Some findings [...] suggest that the geometric properties of facial expressions may suffice to classify them into categories of basic emotions, whereas some cross-cultural studies in humans have argued that the category of emotion expressed by the face is in the eye (and in the cultural background) of the beholder. Neither the reductionist former position nor the relativism of the latter provides the whole answer: Categories can be shaped both by perception and by recognition, depending on the circumstances. The percept of

a facial expression – how it appears – can be seen as distinct from the concept of that expression – what one knows about it« (Adolphs 2002a: 22).

Legt man diese Verarbeitungsweise des visuellen Systems zu Grunde, dann stellt sich die Frage, zu welchem Zeitpunkt der Verarbeitung welche Art von Information zur Verfügung steht, die durch mimisches Ausdrucksverhalten transportiert wird, also etwa Informationen über Alter, Geschlecht, soziale Identität, Intentionen, Motive oder Emotionen. Dabei gehen einige Modelle davon aus, dass unterschiedliche Klassen von Informationen bereits auf der Wahrnehmungsebene von spezialisierten und distinkten Systemen verarbeitet werden (Haxby u. a. 2000; vgl. Adolphs 2002a). Andere vertreten hingegen die Ansicht, dass Emotionsexpressionen erst in einem späteren, der Wahrnehmung nachgelagerten Stadium verarbeitet werden und zudem bereits konzeptuelle Erkennungsprozesse beinhalten (vgl. Bruce/Young 1986).

Angesichts der im Vorangegangenen geschilderten Debatten um die Universalität von Expression und Dekodierung legen die von Adolphs diskutierten Studien nahe, dass eine bestimmte Anzahl von Komponenten einer Emotionsexpression in unterschiedlichen Kulturen auf der Wahrnehmungsebene auf ähnliche Art und Weise verarbeitet und im Anschluss daran mit jeweils unterschiedlichen, kulturspezifischen Konzepten und propositionalen Wissensbeständen assoziiert wird. Für eine solche Perspektive spricht zudem der Umstand, dass interkulturelle Universalität vor allem in Bezug auf die bloße Unterscheidung und die wahrnehmungsbasierte Kategorisierung von Expressionen festgestellt werden konnte, während kulturelle Unterschiede besonders im Hinblick auf die semantische Konzeptualisierung und symbolische Repräsentation von Expressionen gefunden wurden (vgl. Adolphs 2002a: 26; Adolphs 2002b; Atkinson/Adolphs 2005).

Adolphs (2002a) untermauert diese beiden Möglichkeiten der Verarbeitung von Emotionsexpressionen sowie deren Zusammenspiel auf plausible Weise auf neuronaler Ebene und zeigt dabei vier prinzipielle Möglichkeiten auf, von denen hier drei näher thematisiert werden sollen. Zum einen besteht die Möglichkeit, Erkennen als Bestandteil des Wahrnehmens aufzufassen, so dass man bereits der Kategorisierung von Stimuli etwa anhand ihrer geometrischen Eigenschaften den Status des Erkennens zuschreibt. In Bezug auf mimisches Ausdrucksverhalten würde diese Annahme bedeuten, dass es keinerlei zusätzlichen Wissens bedürfte, um allein aus einem bestimmten mimischen Ausdrucksverhalten Emotionen auszu-

lesen, sie voneinander zu unterscheiden, zu kategorisieren und zu identifizieren. In diesem Fall müssten alle dazu notwendigen Informationen in den visuellen Eigenschaften einer Expression enthalten sein. Diese Sicht würde mit Ekman's (1972) Position auf die Universalität von Emotionsexpressionen übereinstimmen; sie ließe allerdings keinen Spielraum dafür, propositionales Wissen mit einer auf diese Weise »erkannten« Emotion zu assoziieren.

Tatsächlich deuten empirische Studien darauf hin, dass allein die visuellen Eigenschaften bestimmter Emotionsexpressionen prinzipiell hinreichend sind, diejenigen Strukturen hervorzubringen, anhand derer Emotionen gemeinhin kategorisiert werden. Diese Studien zeigen auch, dass bereits die frühe Wahrnehmung von Expressionen *kategorisch* verläuft und Akteure in der Lage sind, auch ähnliche Expressionen zuverlässig einer bestimmten Kategorie zuzuordnen (Adolphs 2002a).⁴¹ Daraus lässt sich die Hypothese ableiten, dass die Kategorisierung von Emotionsexpressionen auf der Wahrnehmungsebene isomorph mit der semantischen Struktur vorhandener Emotions*konzepte* ist, das heißt »the physical, geometric similarity between different facial expressions reflects the structure of our concepts of the emotions« (Adolphs 2002a: 28).

Auf diese Weise können Emotionsexpressionen zwar als subsymbolisches, nicht-propositionales Kommunikationsmedium bezeichnet werden, das gleichzeitig präzise Hinweise auf assoziierte konzeptuelle Wissensbestände liefert. Soziokulturelle Spezifika im Emotionsausdruck basieren demzufolge auf Strukturen, die bereits auf der Wahrnehmungsebene vorhanden sind und setzen diese in Beziehung zu semantischen, in sozialen und kulturellen Zusammenhängen entstandenen Konzepten von Emotionen und Expressionen.

Als Möglichkeit für ein weitergehendes Erkennen von Expressionen im eigentlichen Sinne, das über die in einer Expression liegenden Informationen hinausgeht, führt Adolphs mögliche Zusammenhänge zwischen gro-

⁴¹ Adolphs (2002a: 28) zieht an dieser Stelle auch das häufig von sozialkonstruktivistischer Seite vorgebrachte Argument in Betracht, dass eine Kategorisierung auf der Ebene der Wahrnehmung wiederum stark von semantischen und lexikalischen Zuordnungen und unter Umständen auch konzeptuellem Wissen geleitet sein könnte, schlussfolgert aber mit Verweis auf Studien mit Aphasikern, dass zwar die lexikalische Zuordnung die Kategorisierung von Wahrnehmungen erleichtert, dafür aber keineswegs konzeptuelles Wissen vonnöten ist. Wie jedoch die Existenz lexikalischer Labels ohne entsprechendes konzeptuelles Wissen denkbar ist, lässt Adolphs offen (vgl. auch Atkinson/Adolphs 2005).

ben, wahrnehmungsbasierten Kategorisierungen und semantischem Wissen an. Ähnlich wie auch bei der Entstehung von Emotionen (siehe Abschnitt 3.2) spielen dabei vermutlich vor allem assoziative Gedächtnisprozesse eine entscheidende Rolle, die die frühen Kategorisierungen mit anderen assoziierten Wissensbeständen in Verbindung setzen. Diese Verbindung von Informationen aus unterschiedlichen Repräsentationsmedien in einem Konzept (der Emotion) erlaubt dementsprechend die parallele Aktivierung verschiedener Repräsentationen, die eben nicht nur die visuellen Eigenschaften eines Stimulus repräsentieren, sondern auch weitere Informationen, mit denen der Stimulus in der Vergangenheit gepaart war (Adolphs 2002a: 29).

Die postulierten Prozesse lassen sich bei näherer Betrachtung der neuronalen Grundlagen der Informationsverarbeitung weiter erhellen. Adolphs und Kollegen (Adolphs 2004; Atkinson/Adolphs 2005) beleuchten in diesem Zusammenhang neuronale Strukturen, die in besonderer Weise an der Dekodierung von Emotionsexpressionen beteiligt sind. Dazu gehören das Sehzentrum, die Temporallappen, die Amygdala, der orbitofrontale Cortex, Teile des Scheitellappens sowie die Basalganglien.

Wesentliche Ergebnisse in Bezug auf die subkortikale Verarbeitung von mimischem Ausdrucksverhalten stammen von Menschen mit Rindenblindheit (*blindsight*), einer Art der Erblindung, bei der nicht die Augen sondern Teile der Sehrinde betroffen sind und bei der bestimmte Bereiche des visuellen Feldes keine *bewussten* Sinneseindrücke vermitteln können, visuelle Reize jedoch trotzdem und unter bestimmten Bedingungen Verhaltensreaktionen initiieren können (vgl. Adolphs 2002a). Untersuchungen an Patienten mit Rindenblindheit, bei denen im betroffenen visuellen Feld keine kortikale Verarbeitung der Reize stattfindet, haben entscheidend dazu beigetragen, die Frage zu klären, wie detailliert die (unbewusste) *Wahrnehmung* (im Gegensatz zur bewussten Erkennung) von visuellen Reizen verläuft.

Tatsächlich scheinen Menschen mit Rindenblindheit in der Lage zu sein, bestimmte Emotionsexpressionen im blinden Teil des visuellen Feldes trotz der fehlenden bewussten Wahrnehmung voneinander zu unterscheiden – Ergebnisse, die zusätzlich auch von bildgebenden Verfahren gestützt werden, die auch der Amygdala, insbesondere bei Furcht und negativen Emotionen, eine zentrale Rolle zusprechen (Adolphs 2002b; Adolphs u. a. 2002; de Gelder u. a. 1999; Whalen u. a. 1998). Die Bedeutung der Amygdala hinsichtlich der subkortikalen Verarbeitung visueller

Reize konnte darüber hinaus auch anhand von Läsionsstudien untermauert werden, wobei ihre genaue Funktion in diesen Prozessen weiterhin Gegenstand der Diskussion ist (vgl. Adolphs 2002b).

Obgleich Adolphs die Schlussfolgerung für verfrüht hält, dass die Unterscheidung verschiedener Emotionsexpression zur Gänze in subkortikalen Strukturen stattfindet, scheint diese Art der Dekodierung von mimischem Ausdrucksverhalten doch maßgeblich zu einer schnellen und zuverlässigen Dekodierung von Expressionen beizutragen und möglicherweise auch zur Erklärung einer hohen interkulturellen Universalität der Dekodierung bestimmter Expressionskomponenten.

Damit ist jedoch noch nicht die Frage geklärt, wie diese Diskriminierung in Verbindung steht mit dem Abruf ergänzender propositionaler Repräsentationen – also dem *Erkennen* einer Expression. Die im Sehzentrum und anderen frühen kortikalen Arealen vorhandenen detaillierten (aber lediglich wahrnehmungsbasierten) Repräsentationen eines visuellen Stimulus (etwa 170 Millisekunden nach dessen Auftreten) stehen dem kognitiven System zur Verfügung, um eine Emotionsexpression eingehend zu erkennen. Zum Erkennen einer diskreten Emotion stellen offenbar vor allem die Amygdala und der orbitofrontale Cortex eine Verbindung zwischen der wahrnehmungsbasierten Repräsentation und dem Abruf von konzeptuellem Wissen her (vgl. Adolphs 2002a).

Adolphs (2002a) nennt drei Strategien, wie diese Verbindungen zustande kommen können. Erstens tragen Feedback-Prozesse zum Sehzentrum dazu bei, die Genese der wahrnehmungsbasierten Repräsentationen zu modulieren und gegebenenfalls zu verfeinern. Zweitens können Amygdala und orbitofrontaler Cortex Verbindungen zwischen unterschiedlichen kortikalen Regionen und dem Hippocampus herstellen und auf diese Weise mit einer wahrgenommenen Expression assoziierte konzeptuelle Wissensbestände abrufen. Eine dritte Strategie betrifft Verbindungen zwischen motorischen Arealen, dem für Gedächtnisfunktionen wichtigen Hypothalamus und dem für die vegetativen Funktionen zuständigen Hirnstamm.

Als eine mögliche Reaktion auf eine wahrgenommene Emotionsexpression (wie auch auf andere Ereignisse) aktivieren diese Strukturen Prozesse, die für die Genese einer Emotion unerlässlich sind, zum Beispiel physiologische Veränderungen, Einschätzungen oder Handlungsbereitschaft. Dieser dritte Mechanismus wiederum ist entscheidend für eine weitere Möglichkeit, Informationen über den emotionalen Zustand einer anderen Person zu erlangen, nämlich die der »empathischen Simulation«, auf die im

folgenden Abschnitt noch näher eingegangen wird (vgl. Adolphs 2002a: 53).

Zusammenfassung

Versucht man, die Vielzahl der Forschungsergebnisse zum Thema Dekodierung von Emotionsexpressionen zusammenzufassen, ergibt sich ein Bild, das Tomkins und McCarter bereits 1964 vermutet haben:

»The individual who moves from one class to another or from one society to another is faced with the challenge of learning new ›dialects‹ of facial language to supplement his knowledge of the more universal grammar of emotion« (Tomkins/McCarter 1964: 127; zit. nach Elfenbein/Ambady 2003b: 276).

Als Schlussfolgerung kann festgehalten werden, dass die Expression von Emotionen zwar universale biologische und psychologische Mechanismen aufweist, diese Grundlagen aber je nach kulturellem und sozialem Umfeld auf unterschiedliche Weise gespeist und geformt werden. Die evolutionären Vorteile, die sowohl Fridlund als auch Ekman in einem emotionalen Expressions- und Kommunikationssystem sehen, das Interaktionspartner schnell und zuverlässig über den Zustand einer Interaktion (Fridlund) beziehungsweise über den Zustand eines Akteurs (Ekman) informiert, kann also auch gewinnbringend in Abhängigkeit von und in Bezug auf die soziale beziehungsweise kulturelle Umwelt betrachtet werden.

Folgt man Marsh und Kollegen (2003), dann zeigt sich, dass auf diese Weise ein System der Kommunikation und Verständigung entsteht, das einerseits auf fundamentale Weise von anderen symbolischen Kommunikationsmedien abweicht, sich andererseits aber isomorph zu den symbolischen Kategorien und kognitiven Strukturen (semantischen Emotionskonzepten) verhält, die interkulturell und zwischen unterschiedlichen sozialen Einheiten variieren und innerhalb derselben eine hohe Konvergenz aufweisen. Vergleicht man diese Position mit den Besonderheiten der Sprache, zeigt sich ein Bild von Emotionsexpressionen, die zwar über kulturelle Grenzen und Kriterien sozialer Differenzierung hinweg ähnlich wie sprachliche Dialekte und Akzente verstanden werden können, dabei jedoch an Genauigkeit und Geschwindigkeit der Verständigung einbüßen. Ebenso erklärt sich dadurch, dass bestimmte Emotionskonzepte nur einer begrenzten Anzahl von Akteuren bekannt sind, möglicherweise aber auf mimisches Ausdrucksverhalten zurückgreifen, das wiederum universal bekannt ist, aber mit anderen Konzepten in Verbindung gebracht wird.

Die Ergebnisse zeigen auch, dass die Rolle von sozialen Normen im Ausdrucksverhalten, wie sie in der Soziologie der Emotionen traditionell von Bedeutung ist, sich auf der Ebene des subsymbolischen Ausdrucksverhaltens weiter untermauern lässt, ohne dass dabei der Bezug zur sozialen Konstruktion dieser Ausdrucksmuster verloren geht. Darüber hinaus untermauern sie in Ergänzung zum *in-group* Effekt die These, dass die sozialen Regelmäßigkeiten der Emotionsgenese nicht nur in der sozialen Interaktion erhalten bleiben können und die interpersonelle Kommunikation von Situationseinschätzungen sicherstellen, sondern auch ein wesentliches gesellschaftliches *Differenzierungskriterium* darstellen. Emotionsexpressionen sind dementsprechend ein Mittel der Verständigung, das in hohem Maße resistent gegen vermeintlich individuelle Abweichungen im Verhalten ist und dazu dienen kann, die kognitive und emotionale Konstitution sozialer Strukturen über das Individuum hinweg zu verteilen und zu verfestigen.

Offen ist dabei nach wie vor, ob sich diese Effekte lediglich auf kultureller Ebene feststellen lassen oder beispielsweise auch auf der Ebene von sozialen Klassen, Schichten oder Milieus, wie etwa Tomkins und McCarter (1964) andeuten. Sind möglicherweise die ökonomischen Bedingungen ausschlaggebend für die Art und Weise, wie sich Akzente der Expression entwickeln und welche Form sie annehmen? Welche Rolle spielen bildbasierte Massenmedien bei der Ausprägung solcher Akzente, welche Rolle der Bildungsstand und der sozioökonomische Status?

Für die Argumentation dieser Arbeit bedeuten die Ergebnisse vor allem eines: die Möglichkeit, durch mehr oder weniger automatisches expressives Verhalten anderer Akteure interne Zustände schnell, unbewusst und unmittelbar zu vermitteln und dadurch nicht zuletzt die Einschätzung von Situationen sowie die eigene Reaktion darauf zu transportieren. Diese Möglichkeit impliziert – wenn man die dargestellten sozialen Strukturen des Empfindens voraussetzt – nicht nur die interindividuelle Vermittlung (Kommunikation) von sozial strukturierter Emotionalität, sondern darüber hinaus auch – wie der kommende Abschnitt zeigt – den interindividuellen *Transfer* dieser Emotionalität und damit in gewisser Weise auch des emotionalen Handelns. Bedeutend ist, dass auch hier selbstverstärkende Prozesse im Transfer ausgemacht werden können: dadurch, dass die De- und Enkodierung umso reibungsloser verläuft, je näher sich die beteiligten Akteure in ihrer kulturellen und sozialen Position sind, können die Charakteristika besonders stabiler sozialer Strukturen vermutlich wesentlich

effektiver und effizienter repliziert werden als in vergleichsweise lose gekoppelten sozialen Einheiten.

5.1.3 Emotionale Ansteckung

Emotionen sind ein wesentlicher Gegenstand der sozialen Interaktion – nicht nur in Form von gegenseitig wahrgenommenen Emotionsexpressionen, sondern auch als Gegenstand der Konversation, als alltägliches Thema, über das man sich austauscht und unterhält. Die Künste zeigen seit jeher, dass kaum ein anderes Thema den Menschen so sehr beschäftigt wie Gefühle und Emotionen – insbesondere solche, die aus der sozialen Interaktion entstehen. Dabei sind natürlich nicht nur die Emotionen der jeweiligen Interaktions- beziehungsweise Konversationspartner von Interesse, sondern auch die Emotionen Dritter (Frijda/Mesquita 1994: 80ff).

Emotionen, die im Privaten oder in der Öffentlichkeit thematisiert werden, sind immer auch Gegenstand der Bewertung: sie werden für angemessen oder unangemessen, passend oder unpassend gehalten und als übertrieben (»affektiert«) oder zu sehr unterdrückt (»gefühlskalt«) gebrandmarkt. Man kann die Emotionen Anderer nachvollziehen, in dem man sich ein Bild der möglichen Ursachen macht, oder aber die auslösenden Situationen bleiben für den Betrachter im Dunkeln, so dass man die Emotionen, um die es geht, »nicht nachempfinden« kann. Emotionen bewegen sich innerhalb dessen, was gesellschaftlich normiert und akzeptiert ist, oder sie überschreiten diese Grenzen, sind zu intensiv, zu spontan, und werden mitunter nicht ausreichend reguliert. Emotionen versetzen Menschen in Staunen und Unglauben, etwa wenn man selbst von einer Emotion erfasst und überrascht wird, wenn jemand scheinbar keine Emotionen hat, »gefühlskalt« ist, und vor allem dann, wenn Emotionen sich in öffentlichen Versammlungen und Veranstaltungen rasend schnell »ausbreiten«, ja um sich greifen, und man selbst darüber staunt, wie schnell man in einen solchen »emotionalen Strudel« hineingerät, etwa bei Massenpaniken, Demonstrationen, Aufständen oder Skandalen.

Emotion als gesellschaftliches Thema, als Gegenstand des sozialen Lebens, und die öffentliche »Aushandlung« von Emotionen sind spätestens seit den Arbeiten von Gustave LeBon (1896), Emile Durkheim (1912) oder Norbert Elias (1976) Gegenstand der soziologischen und sozialpsychologischen Analyse. Neben dem bewussten Thematisieren und Verhandeln von

Emotionen standen dabei auch immer unbewusste Prozesse im Vordergrund, die zu den beschriebenen emotionalen Phänomenen beitragen, wie etwa die Internalisierung und Befolgung sozialer Normen bei Elias, die von Durkheim untersuchte Effervescenz oder LeBons Schilderungen emotionaler Massenphänomene. Diese Qualitäten von Emotionen in der sozialen Interaktion sind Gegenstand dieses Abschnitts, wobei der Fokus weder auf den genannten kurzfristigen und vergleichsweise selten auftretenden kollektiven Emotionen, noch auf der verbalen Interaktion liegt, sondern vielmehr auf den nonverbalen Mechanismen der alltäglichen sozialen Interaktion.

Kollektive emotionale Massenphänomene haben schon früh zu der Vermutung geführt, dass bestimmte Mechanismen existieren müssten, die einen schnellen und wirksamen Transfer von Emotionen zwischen Akteuren ermöglichen, der über die rein sprachlich vermittelte Übertragung hinausgeht. Die verbale Übertragung könnte beispielsweise darauf basieren, dass relevante Informationen über den Auslöser einer Emotion kommuniziert werden, die wiederum mit eigenen Erfahrungen, Empfindungen und Wünschen in Verbindung gesetzt werden und so zur Entstehung einer Emotion beitragen. Kollektive Emotionen treten jedoch auch ohne die verbale Vermittlung relevanter Auslösekomponenten auf, so dass weitere Transfermechanismen anzunehmen sind, deren Untersuchung im Mittelpunkt dieses Abschnitts steht (vgl. Fiebler 1990; Rimé u. a. 1991; Smith u. a. 2006).

Auf nonverbaler Ebene existiert eine Reihe alltäglicher Phänomene, die denen der beschriebenen kollektiven Emotionen nicht unähnlich sind, etwa ansteckendes Lachen oder Gähnen. Dass man sich ohne großen Aufwand in andere Personen »einfühlen« kann, also zur Empathie fähig ist und beispielsweise komplexe soziale Emotionen wie »Fremdscham« empfindet, zählt ebenso dazu wie das automatische Rümpfen der Nase, wenn anderen etwas verabscheuungswürdiges widerfährt. Solche und ähnliche Phänomene lassen sich unter dem Stichwort »emotionale Ansteckung« (*emotional contagion*) zusammenfassen.⁴² Damit ist gemeint, dass Akteure in

⁴²Neumann und Strack (2000) merken richtigerweise an, dass im Fall der emotionalen Ansteckung Personen ihren Gefühlen oftmals keine Ursache, kein intentionales Objekt zuschreiben können. Aufgrund der Tatsache, dass ein intentionales Objekt in vielen Emotionstheorien als Definitionselement beziehungsweise konstitutive Komponente einer Emotion angesehen wird, schlagen Neuman und Strack stattdessen den Begriff *mood contagion* vor (vgl. Clore u. a. 1994). Im weiteren Verlauf wird aus Gründen der

der Regel unbewusst, automatisch und oft auch für andere kaum merklich die wahrgenommenen (aber nicht notwendigerweise bewusst erkannten) Emotionsexpressionen anderer Akteure imitieren. Diese emotionale Ansteckung wird von Elaine Hatfield und Kollegen (1992: 153f) im Gegensatz zur elaborierten verbalen Vermittlung als »tendency to automatically mimic and synchronize facial expressions, vocalizations, postures, and movements with those of another person and, consequently, to converge emotionally« definiert.

Die Definition ist bewusst breit gefächert, um für möglichst viele Komponenten einer Emotion Geltung beanspruchen zu können. Dazu gehören die subjektive Empfindung, mimisches Ausdrucksverhalten, zu Grunde liegende physiologische Prozesse, kognitive Einschätzungen, die Handlungsbereitschaft und weitergehende instrumentelle Verhaltensweisen (Hatfield u. a. 1992). Emotionale Ansteckung ist nicht auf einige wenige Parameter beschränkt, sondern umfasst eine Vielzahl verschiedener Mechanismen, die der Übertragung von Emotionen dienlich sind; biologisch determinierte Repräsentationen ebenso wie die erlernte Bedeutung eines Reizes oder die »mentale Simulation« einer Emotion (Fischer u. a. 2004). Insofern kann auch der Effekt der Ansteckung ganz verschiedene Vorzeichen annehmen, etwa als Imitation oder Replizierung, beispielsweise wenn ein Lächeln ein Lächeln hervorruft, oder aber als antagonistische emotionale Reaktionen. Dabei ist der Wirkungskreis emotionaler Ansteckung nicht auf ein Individuum begrenzt, sondern kann viele Akteure gleichzeitig betreffen (ebd.).

Das subjektive emotionale Empfinden, das durch eine solche Ansteckung hervorgerufen wird, kann prinzipiell durch drei Faktoren beeinflusst werden: Erstens durch die Aktivität des zentralen Nervensystems, das in erster Linie für Prozesse der Nachahmung verantwortlich ist. Zweitens durch afferentes Feedback dieser nachgeahmten Expressionen und drittens durch die bewusste Selbstwahrnehmung, auf deren Grundlage Akteure Rückschlüsse auf ihr eigenes emotionales Empfinden und die Emotionsexpressionen Anderer ziehen können (vgl. Hatfield u. a. 1992: 155; Hess u. a. 1998: 511). Bevor im weiteren Verlauf die der emotionalen Ansteckung zu Grunde liegenden Mechanismen genauer betrachtet werden, soll eine kurze Zusammenfassung ihre Funktion in Bezug auf soziologische Fragestellungen verdeutlichen:

Konvention die Bezeichnung *emotional contagion* beziehungsweise »emotionale Ansteckung« verwendet.

»[A]n important consequence of emotional contagion is an attentional, emotional, and behavioral synchrony that has the same adaptive utility (and drawbacks) for social entities (dyads, groups) as has emotion for the individual« (Hatfield u. a. 1992: 153).

Hatfield und Kollegen stellen damit die bedeutende Hypothese auf, dass die adaptive Funktionalität von Emotionen auf der Ebene des Individuums durch Prozesse der emotionalen Ansteckung auch auf größere soziale Einheiten wie Gruppen und möglicherweise auch ganze Gesellschaften skalierbar beziehungsweise übertragbar ist (vgl. auch Totterdell u. a. 1998). Welche Mechanismen der emotionalen Ansteckung lassen sich im Kontext der vorangegangenen Abschnitte und vor dem Hintergrund der Nachahmung mimischen Ausdrucksverhaltens ausmachen und empirisch überprüfen?

Man geht davon aus, dass die emotionale Ansteckung auf ähnlichen Mechanismen basiert wie die motorische Mimikry, die bereits seit langem bekannt und auch empirisch gut dokumentiert ist. Theoretisch basiert die motorische Mimikry auf der Beobachtung, dass die bloße Wahrnehmung eines Verhaltens in einer Person ein vergleichbares Verhaltensmuster im Beobachter auszulösen vermag. Daraus wird oftmals die allgemeine Schlussfolgerung gezogen, dass Verhalten und Handeln eng und mitunter direkt an die Wahrnehmung geknüpft sind (vgl. Bargh 1997; Chartrand/Bargh 1999).

Der in Abschnitt 2.2.2 formulierten Arbeitsdefinition zufolge sind motorische Reaktionen, also auch das mimische Ausdrucksverhalten, zentrale Bestandteile einer Emotion. Der *facial feedback* Hypothese zufolge, die auf die Mechanismen grundlegender Affektprogramme zurückgreift, ist die subjektive Gefühlskomponente einer Emotion in hohem Maße vom afferenten Feedback der Gesichtsmuskulatur abhängig. Bestimmte Muster mimischen Ausdrucksverhaltens als Teil eines Affektprogramms führen dazu, dass zum Beispiel die subjektive Empfindung von Freude auch aufgrund der spezifischen Konfiguration der Gesichtsmuskulatur anders erfahren wird als etwa Trauer oder Niedergeschlagenheit (vgl. Hatfield u. a. 1992: 161f; Hess u. a. 1998: 511).

Nimmt man weiter an, dass motorische Nachahmung auch und insbesondere im Bereich des Gesichts stattfindet und Akteure den mimischen Ausdruck Anderer imitieren, dann besagt die *facial feedback* Hypothese, dass durch die Imitation spezifischer mimischer Ausdrucksmuster auch entsprechende subjektive Gefühlsempfindungen in Abhängigkeit des sozialen

Kontexts in den nachahmenden Akteuren hervorgerufen werden (vgl. Hess u. a. 1999; Hess u. a. 1998: 512; Bourgeois/Hess 2008).

Weitere Hinweise für die Existenz emotionaler Ansteckung liefert die Primatenforschung. Dort wird seit langem die Übertragung von Emotionen zwischen Tieren über den mimischen Ausdruck beobachtet. Diese Übertragung hat erstaunliche Implikationen für die Kooperationsbereitschaft der Tiere (vgl. Hatfield u. a. 1994: 79f). Auch aus der Entwicklungspsychologie gehen deutliche Hinweise auf emotionale Ansteckung hervor, die der Definition von Hatfield und Kollegen zufolge zumindest konzeptuell eng verwandt ist mit Empathie und Sympathie. Emotionale Ansteckung scheint dabei die rudimentärste Form der Übertragung von Emotionen zu sein, da sie ontogenetisch noch vor empathischen und sympathischen Fähigkeiten einsetzt (ebd.: 82).

Untersuchungen zur emotionalen Ansteckung zwischen Eltern und Kindern zeigen, dass die Ansteckung in der Regel bidirektional verläuft. Bereits Neugeborene sind in der Lage, mimisches Ausdrucksverhalten und andere motorische Verhaltensweisen zu imitieren, sowohl das der Eltern als auch das vokale Ausdrucksverhalten anderer Neugeborener. Des Weiteren kann man davon ausgehen, dass einfache Formen der emotionalen Ansteckung auch dem an anderer Stelle erwähnten *social referencing* zu Grunde liegen (Campos/Sternberg 1981).

Neben diesen Hinweisen führen Hatfield und Kollegen (1994) noch eine Reihe empirischer Studien aus der Sozialpsychologie, der klinischen Forschung und der Gruppenforschung an, die illustrieren, dass die Übertragung von Emotionen zwar häufig beobachtet, aber erst seit kurzem als eigenständiges Phänomen aufgefasst und untersucht wird. Mittlerweile existieren daher auch direkte empirische Ergebnisse zur emotionalen Ansteckung, von denen einige im Folgenden kurz dargestellt werden. Die Ergebnisse veranschaulichen, auf welche Weise emotionale Ansteckung die im vorangegangenen Abschnitt thematisierte Dekodierung von Emotionsexpressionen beeinflusst.

Experimentelle Studien konnten emotionale Ansteckung für die Expression von Freude, Traurigkeit beziehungsweise Niedergeschlagenheit, Ärger und Furcht zeigen. Sie verdeutlichen, dass in diesen Fällen sowohl der mimische Ausdruck als auch das subjektive Gefühl von den Rezipienten gezeigt beziehungsweise empfunden wird. Die Studien legen nahe, dass Akteure, die eine Emotionsexpression wahrnehmen, offenbar auch dazu neigen, ein entsprechendes Gefühl zu empfinden. Darüber hinaus

konnte gezeigt werden, dass dabei auch distinkte Emotionen empfunden werden und nicht lediglich eine diffuse positive oder negative Erregung. Hinzuzufügen bleibt, dass eine emotionale Ansteckung über die Mimik nicht der einzige, möglicherweise auch nicht der primäre Weg ist, auf dem die Ansteckung stattfindet. Auch verbale, vokale und haptische Informationen tragen wesentlich dazu bei (Hatfield u. a. 1992: 162).

Neuere Untersuchungen konzentrieren sich auf die *unbewusste* Verarbeitung der emotionalen Ansteckung, um vor allem ihre Unmittelbarkeit, Spontaneität und Automtizität näher zu analysieren. Dimberg und Kollegen konnten mittels Elektromyografie-Studien zeigen, dass wahrgenommene freudige und ärgerliche Gesichtsausdrücke im Rezipienten eine der Emotion entsprechende Aktivität der Gesichtsmuskulatur unmittelbar nach der Wahrnehmung (ca. 300–400 Millisekunden) auslösen (Dimberg/Thunberg 1998; Lundqvist/Dimberg 1995). Lundqvist (1995) kommt hinsichtlich der Expression von Traurigkeit, Überraschung und Ärger zu vergleichbaren Ergebnissen. Dieser Effekt tritt offenbar selbst dann auf, wenn Probanden dazu aufgefordert werden, möglichst jedwede mimische Reaktion zu unterdrücken (Dimberg u. a. 2002).

Selbst wenn Probanden der Emotionsausdruck deutlich unterhalb der bewussten Wahrnehmungsschwelle präsentiert wird, lässt sich eine Nachahmung des Ausdrucks in der Gesichtsmuskulatur erkennen (Dimberg u. a. 2000). Hinzu kommt, dass unbewusst wahrgenommene Emotionsexpressionen offenbar hinreichend sind, um im Empfänger (Dekodierer) bestimmte neuro- und psychophysiologische Prozesse zu initiieren, die ihrerseits wiederum Teil einer korrespondierenden emotionalen Reaktion sind. Diese Reaktionen lassen sich zum Beispiel anhand der messbaren Aktivität der Amygdala und einer Veränderung des Hautleitwiderstands zeigen (Dimberg/Öhman 1996; Esteves u. a. 1994; Williams u. a. 2004; Whalen u. a. 1998).

Die automatische, unmittelbare und unbewusste emotionale Ansteckung wird darüber hinaus von Untersuchungen auf neuronaler Ebene untermauert, die hier jedoch nur kurz erwähnt werden. Mit Hilfe bildgebender Verfahren konnte bei menschlichen und nichtmenschlichen Säugetieren demonstriert werden, dass die Wahrnehmung bestimmter Handlungs- und Verhaltenssequenzen eines Akteurs im Beobachter bestimmte Hirnareale aktiviert, die in der Regel immer dann aktiv sind, wenn dieser selbst eine vergleichbare Handlung plant. Erste Ergebnisse deuten darauf hin, dass diese »Spiegelneuronen« offenbar dazu dienen, wahrgenommene

motorische Aktivitäten anderer Akteure zu repräsentieren, um das beobachtete Verhalten nachzuvollziehen, vorzubereiten oder selbst auszuführen.

In Bezug auf die emotionale Ansteckung könnte dies bedeuten, dass die Übertragung von Emotionen möglicherweise auch ohne die Aktivierung eines entsprechenden mimischen Ausdrucksverhaltens im Rezipienten und damit ohne den Rückbezug auf die *facial feedback* Hypothese realisiert werden kann (vgl. Enticott u. a. 2008; Adolphs 2002a: 29f;). Eine solche Funktion emotionaler Ansteckung anzunehmen, bei der die Imitation eines mimischen Ausdrucks keine notwendige Bedingung ist, stimmt mit empirischen Untersuchungen überein, die weder systematische Zusammenhänge zwischen emotionaler Ansteckung und Mimikry, noch zwischen Ansteckung, Mimikry und der Genauigkeit der Dekodierung von Emotionsexpressionen feststellen konnten (Hess/Blairy 2001).

Betrachtet man das Phänomen der emotionalen Ansteckung vor dem Hintergrund soziologischer Problemstellungen, dann ergibt sich insbesondere im Zusammenhang mit der Dekodierung von Emotionsexpressionen ein Bild, das die von Hatfield und Kollegen (1992: 153) formulierte Hypothese stützt: Die emotionale Ansteckung hat für größere soziale Einheiten eine ähnlich adaptive und stabilisierende Funktion wie Emotionen für das Individuum. Diese Hypothese gilt auch dann, wenn man sie nicht nur auf die emotionale Ansteckung bezieht, sondern auch auf die Funktion der Enkodierung und Dekodierung. Berücksichtigt man dazu noch die in Kapitel drei dargestellten Mechanismen der Emotionsgenese und deren Abhängigkeit von der sozialen Umwelt, wird deutlich, dass diese prägenden und formenden Einflüsse sozialer Einheiten auf die Emotionen der Akteure nicht nur über das emotionale Handeln, sondern auch durch ihre Enkodierung, Expression und die Dekodierung in die soziale Umwelt zurückwirken.

Wichtig dabei ist, dass sowohl die sozialen Strukturen der Emotionsentstehung als auch die Rückkopplung mit der sozialen Umwelt in weiten Teilen auf unbewussten Prozessen basieren. Emotionale Ansteckung stellt in dieser Hinsicht einen Mechanismus dar, der diese Prägungen weitgehend ohne Reibungsverluste interindividuell kommunizieren und übertragen kann, so dass Emotionen, Einschätzungen und entsprechende Handlungsbereitschaften auch von anderen Akteuren erkennbar und erfahrbar sind. Für die von Hatfield und Kollegen formulierte These spricht auch der *in-group* Effekt: Das Erkennen und die Übertragung von Emotionen *innerhalb*

bestimmter sozialer und kultureller Einheiten – *also innerhalb der ursprünglich emotionsprägenden Entitäten* – sind offenbar effizienter möglich als über die Grenzen dieser sozialen Einheiten hinweg. Diese »Akzente« der Emotionsexpression bewirken folglich, dass die emotionale Ansteckung nicht nur rudimentäre Wahrnehmungs- und Reaktionsprozesse anstößt, sondern durch eine einfachere Dekodierung innerhalb einer sozialen Einheit auch effektiver mit den propositionalen konzeptuellen Wissensbeständen einer Emotion in Verbindung gebracht werden kann (Marsh u. a. 2003).

Dieses *Erkennen* von Expressionen erreicht durch die emotionale Ansteckung eine neue physiologische Qualität, die nicht zuletzt auch dazu beiträgt, den von Adolphs (2002a) postulierten Isomorphismus zwischen wahrnehmungsbasierten und erkenntnisbasierten Emotionskonzepten zu untermauern. Die Tatsache, dass emotionale Ansteckung auch zu einer Aktivierung der physiologischen Komponenten einer wahrgenommenen Emotion führt, stellt eine wichtige Verbindung zur tatsächlichen Handlungsebene dar, sowohl im Hinblick auf die in Abschnitt 4.2 postulierten direkten als auch auf die indirekten Einflüsse von Emotionen auf das Handeln und Entscheiden. Durch diesen Ansteckungsmechanismus kann *ohne bewusste Beteiligung* der Akteure eine Angleichung der kognitiven und physiologischen Voraussetzungen für eine bestimmte Reaktion auf eine Situation beziehungsweise ein bestimmtes Entscheidungshandeln erfolgen. Auf diese Weise können sich wahrgenommene Emotionsexpressionen mehr oder weniger unterschwellig im vermeintlich rationalen und emotionalen Handeln anderer Akteure niederschlagen. *Emotionales Handeln ist damit nicht nur abhängig von den eigenen Emotionen, sondern bis zu einem gewissen Grad auch von den Emotionen anderer Akteure.*

Zieht man weiterhin in Betracht, dass es sich bei diesen Emotionen um sozial strukturierte Emotionen handelt, wird die Tragweite dieser sozialen Strukturierung angesichts der vielfältigen Funktionen von Emotionen im Handeln, Verhalten und der Interaktion mehr als deutlich. Damit steht ein weiterer Baustein zur Stützung der Hypothese von Emotionen als bidirektionalem Vermittler zwischen Handlung und Struktur zur Verfügung.

5.2 Emotionsregulation und soziale Kontrolle

Die eingangs dargestellten unterschiedlichen Perspektiven auf Emotionen betonen ebenso wie die zu Grunde gelegte Arbeitsdefinition, dass Emotionen eine besondere adaptive Funktion zukommt. Sie zeigen Kontingenzen zwischen Akteur und (sozialer) Umwelt im Sinne des Wohlergehens des Akteurs an und bereiten entsprechende Handlungen vor, indem bestimmte physiologische und psychologische Komponenten einer Emotion aktiviert werden. Diese Position unterstellt, dass Emotionen dem Überleben und sozialem Wohlergehen dienen. Richard Lazarus hat diese adaptive Funktion der Emotionen treffend zusammengefasst: »[E]motions contain the wisdom of the ages« (Lazarus 1991b: 820).

Aus eigener Erfahrung weiß man jedoch, dass Emotionen keineswegs immer adäquat und funktional sind. Emotionsbasiertes Verhalten ist lediglich ein *best guess*, der in der Regel zwar förderlich ist, der aber auch Probleme mit sich bringen kann, die vor allem aus den Gegebenheiten und Anforderungen moderner Gesellschaften resultieren, in denen die »Weisheit der Urzeiten« eben nicht immer zeitgemäß ist. Nicht die Schlange im Gras oder der Bär im Wald sind heute die primären Angstausröser, sondern der Verlust des Arbeitsplatzes, die Auseinandersetzung mit Kollegen oder die bevorstehende Prüfung. Vielfach treten dabei *soziale Normen* an die Stelle der Naturgefahren, die ebenso Auslöser von Emotionen wie Mittel zu deren Kanalisierung und Kontrolle sind.

Zwar gestatten uns Emotionen, Reiz und Reaktion zu entkoppeln, so dass wir uns nicht lediglich auf Instinkte und Reflexe verlassen müssen. Die meisten Situationen können wir eingehend analysieren und uns erst anschließend zu einer bestimmten Handlung entscheiden. Allerdings, und das haben die vorangegangenen Kapitel deutlich gezeigt, beeinflussen Emotionen auch dabei unsere kognitiven und physiologischen Fähigkeiten – ob wir wollen oder nicht. Emotionen drängen uns unter Umständen geradezu, auf eine bestimmte Art zu Entscheiden und zu Handeln. Dem hier vertretenen Ansatz zufolge würde emotionales Handeln zwar nicht nur die »Weisheit der Urzeiten« widerspiegeln, sondern auch die Erfahrungen der Sozialisation und des sozialen Lernens. Trotz allem bleibt ein daraus resultierender adaptiver Handlungsimpuls in der Regel ein *best guess*, der besonders in komplexen sozialen Situationen die Notwendigkeit einer weitergehenden Anpassung an geltende Normen und Regeln mit sich brin-

gen kann. Diese Anpassung mündet zumeist in der *Regulation* von Emotionen entsprechend der situationsspezifischen Erfordernisse.

»Physical and social environments have changed out of all recognition from those that shaped our emotions, and technological advances have dramatically magnified the consequences that our emotional responses may have for ourselves and others. An irritable swipe that once scarcely raised a welt, is now translated with the greatest ease into a fatal car accident or gun-related homicide« (Gross 1999a: 558).

Dabei entscheiden nicht allein der Handlungsimpuls, sondern auch andere Komponenten wie zum Beispiel das subjektive Gefühl, die Expression oder die physiologische Reaktion über die Angemessenheit und soziale Erwünschtheit einer Emotion. Gerade in gegenwärtigen »Entscheidungsgesellschaften« (Schimank 2005) erscheinen solche »archaischen« Vorgänge, die Akteure passiv erleiden und hinnehmen müssen und für die sie sich zumeist nicht bewusst entscheiden können, tendenziell verdächtig. Immer wieder ist beispielsweise zu hören, man sei zwar verliebt, könne sich aber eine Beziehung aus verschiedenen Gründen derzeit nicht »leisten« und versuche deshalb alles, um nicht in diesen »Gefühlsstrudel« zu geraten. Moderne Gesellschaften belegen Akteure mit unterschiedlichen Verhaltensanforderungen, die sich sowohl auf intentionale, geplante Handlungen als auch auf unmittelbare Verhaltensweisen – etwa Emotionen und ihren mimischen Ausdruck – beziehen.

Trotz ihrer Unmittelbarkeit existiert eine Vielzahl von Möglichkeiten, Emotionen bewusst oder unbewusst zu regulieren und sie sozialen oder individuellen Erfordernissen anzupassen. Die beiden vorangegangenen Kapitel haben verdeutlicht, inwieweit die soziale Umwelt diese Regulationsaufgabe mit dem Effekt der primären sozialen Kontrolle ohnehin stetig und effektiv wahrnimmt: Die soziale Umwelt beeinflusst maßgeblich, welche Emotionen Akteure gegenüber welchen Situationen, Ereignissen und Objekten ausprägen und wie diese sozial strukturierten Emotionen dann auch das Handeln und Entscheiden der Akteure prägen (Ein-Faktor-Modell der Emotionsregulation).

Im Gegensatz dazu steht im Folgenden die Regulation *bereits vorhandener* Emotionen im Mittelpunkt, die sich an sozialen Normen, Regeln, Konventionen oder Standards orientiert (Gross/Thompson 2005). Solche Normen legen fest, in welchen Situationen von welchen Akteuren welche Emotionen und Expressionen erwartet werden. Bei einem Begräbnis wird von den Gästen Trauer erwartet, auf einer Party soll man sich vergnügt zeigen und beim Verlust des Arbeitsplatzes Niedergeschlagenheit und

Unmut empfinden. In diesen Anforderungen spiegelt sich nicht zuletzt die zunehmende funktionale und strukturelle Differenzierung moderner Gesellschaften, wobei gleichzeitig eine zunehmende Verfestigung und Verfeinerung – im Gegensatz zur Lockerung – des externen Zwangscharakters sekundärer sozialer Kontrolle beobachtet werden kann (vgl. Elias 1976; Neckel 2005).

Die Hypothese, die in diesem Abschnitt näher untersucht wird, lautet daher: Soziale Normen und die dadurch kanalisierten *normierten Emotionen* unterstützen auf der Ebene des semantischen Wissens und des deklarativen Gedächtnisses die Funktionen, die soziale Strukturen der Emotionsentstehung und emotionales Handeln auf nicht-propositionaler und nicht-deklarativer Ebene leisten: sie führen innerhalb bestimmter sozialer Zusammenhänge zu regelmäßig auftretenden und strukturverstärkenden Emotionen und dienen damit als Instrument der sekundären sozialen Kontrolle (Zweifaktoren-Modell der Emotionsregulation). Neben der Frage nach den Eigenschaften emotionsbezogener sozialer Normen sind die Möglichkeiten von Interesse, die Akteuren zur Verfügung stehen, um ihre Emotionen an soziale Normen und Erwartungen anzupassen und ihre eigenen sowie die Emotionen Anderer zu regulieren.

Das Wechselspiel zwischen sozialen Normen und Emotionen ist jedoch auch aus umgekehrter Perspektive von Bedeutung: Geht man der Frage nach, welche Wirkungen Emotionen auf soziale Normen ausüben, zeigt sich ein Bild, das bislang kaum in der Soziologie diskutiert wurde und auch in anderen Disziplinen erst seit kurzem erforscht wird. Theoretische und empirische Studien insbesondere aus der verhaltensorientierten Ökonomie und den Neurowissenschaften deuten darauf hin, dass Emotionen eine wesentliche Rolle für die Befolgung und Aufrechterhaltung sämtlicher sozialer Normen spielen. Dies zeigt sich besonders in sozialen Dilemmas mit hohen Kooperations- und Koordinationsanforderungen. Hier ist nicht zuletzt das Sanktionspotenzial negativer Emotionen von Bedeutung, das der Bestrafung abweichenden Verhaltens dient und sozialen Normen in der Interaktion Geltung verschafft.

Insofern sind Emotionen mit Blick auf die soziale Kontrolle in zweifacher Hinsicht relevant: einerseits als normierte Emotionen, die mit anderen normierten und gesellschaftlich reglementierten Verhaltensweisen vergleichbar sind; andererseits als ein zentraler Baustein, der die Funktionalität – insbesondere die Befolgung und Aufrechterhaltung – sozialer Normen

sichert, die als Handlungsdeterminante für die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung maßgeblich sind.

5.2.1 Normierte Emotionen

Das vorrangige soziologische Interesse an der Normierung und sozialen Konstruktion von Emotionen lässt sich besonders an den einleitend diskutierten sozialkonstruktivistischen Arbeiten ablesen. Insofern spielen für diese Ansätze neben der individuellen sozialen Konstruktion auch immer die übergeordneten gesellschaftlichen Gegebenheiten, die diese Konstruktion bedingen, eine wesentliche Rolle. Die Zusammenhänge schlagen sich insbesondere in sozialen Normen, Regeln und Konventionen nieder, von Tischmanieren über Verhaltenskodizes, Kleiderordnungen, Begrüßungs- und Vorstellungsregeln bis hin zu legalen Normen.

Prinzipiell eignen sich sämtliche dieser Normen für eine soziologische Analyse. Die Emotionssoziologie hat sich jedoch allen voran auf eine spezifische Kategorie sozialer Normen konzentriert, die *Emotionsnormen* (»feeling rules«) (Hochschild 1979). Emotionsnormen stellen eine bestimmte Klasse sozialer Normen dar, die sich explizit und ausschließlich auf Emotionen bezieht. Diese Normen legen fest, welche Emotionen in bestimmten Situationen als angemessen und erwartet gelten: »Feeling norms indicate the range, duration, intensity, and / or targets of emotions that are appropriate to *feel* in specific situations« (Thoits 2004: 360; Hervorh. im Original). Ergänzend wird die Existenz von Expressionsnormen (»expression rules« beziehungsweise »display rules«) postuliert, die sich nicht in erster Linie auf eine tatsächlich gefühlte Emotion, sondern auf das Ausdrucksverhalten beziehen: »Expression rules guide appropriate *displays* of emotion in given situations« (ebd.; Hervorh. im Original).

Diese Definition von Emotionsnormen lässt sich noch weiter spezifizieren und vor allem um die *situationale Gebundenheit* ihrer Validität und Wirksamkeit erweitern. Soziale Situationen können in Bezug auf Emotionen anhand dreier Dimensionen strukturiert werden (Fiebler 1990): Zum einen findet eine erste Bewertung der Situation statt, die prüft, ob es sich um eine bekannte oder neue, eine außergewöhnliche oder standardisierte Situation handelt. Zweitens findet eine Definition der Situation anhand ihrer Interaktionsrelevanz statt. Diese Dimension orientiert sich an der Frage, ob es sich um eine Situation sozialer Interaktion handelt, und sofern

dies der Fall ist, um welche Art der Interaktion es sich handelt, zum Beispiel um einen Konflikt, ein Ritual oder eine Verhandlung. Drittens, und sofern es sich um eine soziale Interaktionssituation handelt, findet eine Definition der Interaktionspartner statt. Das heißt, Akteure stellen anhand ihrer Position im sozialen Raum (zum Beispiel anhand von Identität, Rolle, Status oder Macht) fest, in welchem Verhältnis sie zu anderen Interaktionspartnern stehen und durch welche Merkmale die soziale Beziehung zu ihnen geprägt ist (etwa ein freundschaftliches Verhältnis, ein Arbeitsverhältnis oder eine Liebesbeziehung) (Fiehler 1990: 66f). Abhängig von der Definition der Situation resultieren dann bestimmte Emotionen, wie auch Kapitel drei ausführlich darstellt.⁴³

Gleichzeitig erlaubt diese Perspektive, Emotionen, die aus dieser Situation hervorgehen, reflexiv zu deuten und sie im Hinblick auf geltende Emotionsnormen, die Angemessenheit und die Erwartungen Anderer zu bewerten. Man kann davon ausgehen, dass Emotionsnormen als fester Bestandteil von Situationsschemas gespeichert sind und entsprechend unmittelbare Rückschlüsse auf die Angemessenheit einer Emotion beziehungsweise einer Expression zulassen. Anders formuliert: Mit der eigentlichen Definition einer Situation werden auch die zugehörigen Repräsentationen (sozial angemessener) Emotionen aktiviert. Auf diese Weise stellen »Emotionsregeln [...] eine Verbindung her zwischen Situationstypen und den in ihnen üblichen und erwartbaren Emotionen« (Fiehler 1990: 70).

Eine Frage, die allerdings noch der empirischen Klärung bedarf, ist die nach der spezifischen Zuordnung von Emotionsnormen, Situationen und Emotionen. Ein erster Schritt zu deren Beantwortung findet sich bei Reinhard Fiehler (1990), der Kategorien von Situationen und Emotionsnormen in Form von Konditionalaussagen miteinander verknüpft. Dazu führt er die ergänzenden Konzepte der Manifestationsregeln, der Korrespondenzregeln und der Kodierungsregeln ein (Fiehler 1990: 77–87). Emotionsregeln kodifizieren, welche Emotion in einem bestimmten Situationstyp, aus Sicht des betroffenen Akteurs, angemessen und aus Sicht anderer Beteiligter erwartbar ist. Manifestationsregeln legen fest, welche Emotionsexpression dabei wie intensiv beziehungsweise in »interaktionsrelevanter Weise« zum Ausdruck gebracht werden soll (Fiehler 1990: 78). Diese Manifestationsregeln, die Ekman (1972) »display rules« entsprechen, werden vor

43 Wie bereits beschrieben gehen sozialkonstruktivistische Arbeiten häufig – und fälschlicherweise – davon aus, dass eben diese Situationsdefinition bewusst abläuft und sich die Emotionsgenese in den genannten drei Schritten erschöpft.

allem dann relevant, wenn eine Emotion, wie sie angesichts einer geltenden Emotionsnorm empfunden werden sollte, nicht empfunden wird.

Korrespondenzregeln legen fest, wie Akteure auf wahrgenommene Emotionsexpressionen der Interaktionspartner reagieren sollen. Sie kodifizieren, welches Ausdrucksverhalten in Reaktion auf eine wahrgenommene Expression als angemessen und sozial erwartet gilt. Damit bilden Korrespondenzregeln Prozesse emotionaler Ansteckung auf propositionaler Ebene ab, die in diesem Zusammenhang auch als *mood-sharing* oder *mood-joining* bezeichnet werden (Denzin 1980: 257f; Fiehler 1990: 79). Insofern stellen sie eine semantisch repräsentierte soziale Kontrollinstanz dar, die die bewusste Überwachung unbewusster Ansteckungsprozesse gewährleisten kann. Voraussetzung dafür ist jedoch, dass Emotionsnormen die emotionalen Reaktionen der Mehrheit der Akteure einer sozialen Einheit widerspiegeln beziehungsweise maßgeblich darauf basieren.

Kodierungsregeln schließlich bestimmen, welche Verhaltensweisen als Manifestation welcher Emotionen gelten. Diese Spezifikationen können im sprachlichen, mimischen, gestischen oder symbolischen Bereich liegen (Fiehler 1990: 80). Soziale Situationen, in denen bestimmte Emotionsnormen gelten, zeichnen sich durch eine vielschichtige Überwachung seitens der beteiligten Akteure aus. Überwacht wird dabei besonders die Passung von sozialer Situation, geltenden Emotionsnormen, den eigenen Emotionen, deren Manifestation sowie den Expressionen anderer Akteure.

Emotionsnormen stellen wie andere soziale Normen auch ein wichtiges Bindeglied zwischen sozialen Strukturen und individuellem Handeln dar. In Anlehnung an die vorangegangenen Kapitel kann davon ausgegangen werden, dass Emotionsnormen maßgeblich dazu beitragen, wie Emotionen in der sozialen Interaktion verarbeitet und subjektiv erfahren werden. Die Frage nach der Emergenz dieser spezifischen Form sozialer Normen bleibt jedoch nach wie vor weitgehend ungeklärt: entstehen Emotionsnormen als propositionale Repräsentationen von bereits in nicht-propositionalen Repräsentationsmedien festgeschriebenen emotionalen Einschätzungsmustern und entsprechend strukturierten Emotionen oder entstehen sie durch das intentionale und koordinierte instrumentelle Handeln der Akteure?

Die Antwort auf diese Frage findet sich vermutlich zwischen beiden möglichen Polen und kann in dieser Arbeit nicht abschließend beantwortet werden. Wichtig ist jedoch, dass es sich bei der Entstehung von Emotionsnormen den bisherigen Ergebnissen zufolge offenbar um einen Prozess der wechselseitigen Einflussnahme beider Ebenen handelt, der letzt-

endlich durch das Handeln und Verhalten der Akteure faktische Geltung erlangt. Weiter ist von Bedeutung, dass Emotionen von diesen Normen maßgeblich geformt werden, indem sie entweder bereits als Bestandteile von Einschätzungsprozessen in die primäre Emotionsgenese selbst einfließen oder im Zuge der Reinterpretation eines Ereignisses (»Reappraisal«) in der Regulation von Emotion wirksam werden.

Emotionsnormen bedingen somit nicht nur die Emotionen der Akteure, sondern sie spiegeln auch die gesamtgesellschaftliche Sicht auf Emotionen, ihren Stellenwert sowie den sozial akzeptierten Umgang mit ihnen wider. Sie bedingen somit auch maßgeblich die »emotionale Kultur« einer sozialen Einheit (etwa eines Nationalstaats, einer Organisation oder Gemeinschaft), unter der Thoits (2004: 362) »beliefs about the nature, causes, distributions, value, and dynamics of emotions in general as well as of specific feelings, such as love, anger, and jealousy« versteht (vgl. Glassner 1999; Gordon 1990; Stearns 1993/1994).

Ein gutes Beispiel für emotionale Kulturen stellen die in Kapitel vier erwähnten unterschiedlichen Perspektiven auf das Verhältnis von Emotion und Rationalität dar. Insbesondere Längsschnittstudien zeigen deutliche Korrelationen zwischen sich ändernden Normen, gesellschaftlichen Wertvorstellungen und den Emotionen der Akteure auf (Thoits 2004: 360f; vgl. Cancian/Gordon 1988; Elias 1976; Illouz 1997; Lofland 1985; Stearns 1993).

Soziale Normen sind auch immer Spiegelbild und Resultat aktueller sozialstruktureller Konfigurationen. Barbalet merkt dazu an, dass soziale Normen aus diesem Grund auch nicht in erster Linie »guides for action«, sondern »outcomes of practices« sind und in dieser Eigenschaft stets der Revision, der Differenzierung und der Instabilität unterliegen (Barbalet 1998: 23). Wiederkehrende individuelle emotionale Erfahrungen (die postulierten »Strukturen des Empfindens«) als Reaktionen auf bestimmte Kategorien von Ereignissen eignen sich aufgrund ihrer Regelmäßigkeit und begrenzten Kontrollierbarkeit besonders dazu, die Entstehung sozialer Normen zu begünstigen. »[R]ecurrent individual experiences tend to become emotional conventions, or norms. People develop expectations about the intensity and duration of grief based on their own and the often observed experiences of others, and these expectations (norms) are passed on to others« (Thoits 2004: 363).

Betrachtet man Normen als propositionale mentale Repräsentationen und damit als Teil kognitiver (sozialer) Strukturen (Conte/Castelfranchi

1995; von Scheve u. a. 2006), dann kann am Beispiel von Emotionsnormen das Wechselspiel von Emotion und sozialer Strukturierung gut illustriert werden. Darüber hinaus lassen sich an Emotionsnormen die handlungsleitenden und emotionsregulierenden Wirkungen von Normen ebenso ablesen wie die sich ändernden Einstellungen und emotionalen Reaktionen vor dem Hintergrund des sozialen Wandels. Emotionsnormen zeichnen sich im Vergleich zu anderen Kognitionen, die ebenfalls bei der Emotionsentstehung eine wichtige Rolle spielen, vor allem dadurch aus, dass sie ausdrücklich auf Emotionen als Objekt verweisen. Im Gegensatz zu anderen soziologischen Arbeiten wird hier jedoch die Ansicht vertreten, dass den Emotionsnormen im Prozess der *Emotionsentstehung* keine exponierte Rolle zukommt und sie wie andere Normen auch als Verhaltenserwartungen in die Einschätzungsprozesse einfließen, die Emotionen zu Grunde liegen.

Ferner kann man annehmen, dass Emotionsnormen wie andere soziale Normen differenziert in einer Gesellschaft verteilt sind, so dass in unterschiedlichen sozialen Einheiten, zum Beispiel in der Familie oder in einem Unternehmen, jeweils andere, zum Teil auch konfligierende Normen gelten. Hochschilds (1983) Studien verdeutlichen die Konflikte, die aus solchen Überschneidungen resultieren können. Emotionsnormen in unterschiedlichen sozialen Einheiten unterscheiden sich vor allem anhand der Art ihrer Genese und ihrer Zweckgebundenheit. Ein Großteil entsteht vermutlich aus den sich ändernden emotionalen Reaktionen der Akteure, wohingegen Emotionsnormen in Organisationen auch durch Schlüsselakteure gesetzt werden können. Eine Organisation kann beispielsweise die Regel aufstellen, stets positive Emotionen auszudrücken und negative Emotionen zu unterbinden (vgl. Flam 1993; Hochschild 1983). Mitglieder einer Motorradgang können etwa der Norm folgen, wie Pokerspieler möglichst wenige Emotionsexpressionen zuzulassen, um undurchschaubar und »cool« zu wirken und sich dadurch Respekt zu verschaffen (Stearns 1993/1994; Ismer/Kronast 2005).

Die Bedeutung von Emotionsnormen liegt vor dem Hintergrund der bisherigen Ergebnisse vor allem in der intentionalen und interaktiven Kontrolle der unbewussten (normativen) Prägung der Emotionen (und Kognitionen) durch soziale Strukturen. Betrachtet man die entsprechenden Mechanismen der Prägung von Emotionen durch soziale Strukturen und den Einfluss dieser Emotionen auf das Handeln sowie die dadurch entstehenden Rückwirkungen in die soziale Umwelt, kann man ohnehin bereits

von einem Normierungsprozess sprechen, der die Emotionen und die Emotionsexpressionen der Akteure innerhalb einer sozialen Einheit aneinander bindet. Emotionsnormen stellen daher ein explizites und vor allem semantisch zugängliches und somit sprachlich, medial, institutionell oder verhaltensbasiert vermittelbares Kontrollinstrument für diese Art der sozialen Prägung der Emotionen dar. Emotionsnormen sind folglich die Grundlage einer *sekundären sozialen Emotionskontrolle* und der entsprechenden Emotionsregulation.

Man kann also aus guten Gründen davon ausgehen, dass Emotionsnormen bedeutende strukturfunktionale (das heißt vor allem Struktur verstärkende) Aufgaben wahrnehmen (Thoits 2004). Eine Abweichung von geltenden Emotionsnormen deutet deshalb nicht nur abweichende Emotionen an, sondern darüber hinaus auch abweichende Einstellungen, Situationseinschätzungen und Handlungstendenzen. Emotionsnormen sind in Verbindung mit Emotionen eine Art soziales »Frühwarnsystem«, das die potenzielle Überschreitung auch anderer Normen bereits auf der Ebene emotionaler Reaktionen anzeigt.

Um Emotionen den sozialen oder persönlichen Erfordernissen anzupassen, normkonformes Verhalten zu gewährleisten und Sanktionen aus abweichendem Verhalten zu vermeiden, verfügen Akteure über die Möglichkeit der *Emotionsregulation*, deren Grundlagen im folgenden Abschnitt detailliert auf mögliche Beiträge zur bisherigen Argumentation untersucht werden.

5.2.2 Regulation von Emotion

Die Regulation von Emotion kann grundsätzlich aus zwei verschiedenen Perspektiven betrachtet werden: Einerseits kann unter Emotionsregulation ein inter- oder intraindividueller Prozess mehr oder weniger intentionaler Regulation (das heißt Modulation, Transformation oder ganz allgemein Veränderung) eigener Emotionen oder der Emotionen anderer Akteure verstanden werden, zum Beispiel aufgrund von Emotionsnormen oder spezifischen situationalen Anforderungen und Erwartungen (Gross/Thompson 2005). Diese Perspektive ist als Zwei-Faktoren-Modell der Emotionsregulation bekannt, da davon ausgegangen wird, dass zunächst eine bestimmte Emotion entsteht, die dann aus den genannten Gründen und mit unterschiedlichen Zielen reguliert wird. Das in der

Emotionssoziologie verbreitete Konzept der Emotionsarbeit ist ein gutes Beispiel für dieses Zwei-Faktoren-Modell.

Die zweite Perspektive zeigt sich im Ein-Faktor-Modell der Emotionsregulation und geht davon aus, dass »unregulierte« Emotionen nicht existieren und jede Emotion immer schon auf die eine oder andere Weise reguliert beziehungsweise normiert und damit bis zu einem gewissen Grad an soziale Erfordernisse angepasst ist (Campos u. a. 2004). Ein-Faktor-Modelle nehmen keine explizite Trennung von Emotionsentstehung und Emotionsregulation vor und argumentieren, ähnlich wie auch Frijda (1986), Kappas (2008), Lazarus (1991a) oder Holodynski und Friedlmeier (2005), dass die Emotionsregulation fester Bestandteil der Emotionsentstehung ist. Demnach sind die Prozesse, die zur Entstehung von Emotionen beitragen, auch an der Emotionsregulation beteiligt.

Campos und Kollegen definieren Emotionsregulation entsprechend als »modification of any process in the system that generates emotion or its manifestation in behavior [...] Regulation takes place at all levels of the emotion process, at all times that the emotion is activated, and is evident even before an emotion is manifested« (Campos u. a. 2004: 380). Emotionsregulation ist in diesem Modell kein linearer Prozess, bei dem die Entstehung einer Emotion ihrer Regulation vorausgeht, sondern ein Prozess, der eine Reihe von (rekursiven) Feedback- und Feedforward-Schleifen beinhaltet. In Bezug auf Einschätzungsprozesse bedeutet das zum Beispiel, dass das wahrgenommene Bewältigungspotenzial maßgeblich die emotionale Reaktion auf ein Ereignis bestimmt. Ändern sich die Bedingungen oder Voraussetzungen des Bewältigungspotenzials (als Komponente einer Emotion), ändert sich somit auch die emotionale Reaktion und es liegt – der genannten Definition zufolge – ein Fall von Emotionsregulation vor.

Ähnliches trifft für die »Abkürzung« von Einschätzungen durch die Veränderung von Erwartungshaltungen zu. Werden in bestimmten Situationen vordefinierte, typische Handlungsabläufe und Ereignisse erwartet, kann eine Situation bereits im Vorfeld eingeschätzt werden (»preappraisal«), so dass unter Umständen andere Emotionen als bei einer unmittelbaren Einschätzung einer solchen Situation resultieren (Campos u. a. 2004: 381). Diese Modifikationsmöglichkeiten treffen nicht nur auf Erwartungen zu, sondern auch auf sämtliche höhere Kognitionen, die an der Entstehung von Emotionen beteiligt sind. Da Einschätzungen auf mentalen Strukturen und Objekten basieren, die grundsätzlich eine langfristig von der sozialen

Umwelt abhängige Variable sind, müssten also auch solche Prozesse, die eben diese Komponenten der Emotionen beeinflussen (zum Beispiel im Sinn der in Abschnitt 3.3 explizierten Mechanismen), als *Emotionsregulationsprozesse* angesehen werden.

Insofern entspricht das Ein-Faktor-Modell der Emotionsregulation der zentralen Hypothese dieser Arbeit, nämlich der Annahme, dass Emotionen auf diese – großenteils unbewusste – Weise von den sozialen Strukturen abhängen, in die Akteure eingebettet sind. Greift man auf die Definition von Campos und Kollegen (2004) zurück, müsste *jeder* (soziale) Prozess, der zu Veränderungen beispielsweise an kognitiven Entstehungskomponenten von Emotionen führt, als Emotionsregulationsprozess bezeichnet werden.

Diese Perspektive führt jedoch zu einer arbiträren Sicht auf die Emotionsregulation, die sich prinzipiell nicht mehr von der Emotionsentstehung unterscheiden ließe. Deshalb wird an dieser Stelle zwar die grundlegende sozialwissenschaftliche Bedeutung des Ein-Faktor-Modells hervorgehoben, jedoch dafür plädiert, dass diese Veränderbarkeit der Emotionen wesentlich effektiver in einem allgemeinen *sozialstrukturellen* Paradigma als in einem Regulationsparadigma analysiert werden kann, so dass sich das zentrale Augenmerk nicht auf die *Prozessebene* (wie im Zwei-Faktoren-Modell), sondern die *Strukturebene* richtet – wie bereits in Kapitel drei dieser Arbeit geschehen. Aus diesem Grund konzentriert sich dieser Abschnitt zunächst auf das Zwei-Faktoren-Modell einer Regulation, die besonders aus der Notwendigkeit entsteht, bestimmten Emotionsnormen und eigenen Erwartungen gerecht zu werden.

Die Möglichkeiten, Emotionen im Sinne des Zwei-Faktoren-Modells zu regulieren, sie bewusst oder unbewusst zu verändern und zu modifizieren, kann wie folgt definiert werden:

»Emotion regulation refers to the processes by which individuals influence which emotions they have, when they have them, and how they experience and express these emotions. Emotion regulatory processes may be automatic or controlled, conscious or unconscious, and may have their effects at one or more points in the emotion generative process« (Gross 1998: 275; Hervorh. ausgelassen).

Diese Definition bezieht sich nicht nur auf negative Emotionen, sondern zielt unabhängig von der Valenz darauf ab, Emotionen zu verstärken, zu erhalten oder abzuschwächen. Dabei kann unterschieden werden zwischen der bewussten Regulation einer Emotion, etwa dem Wechsel eines störenden oder wütend machenden Gesprächsthemas oder dem sprichwörtlichen

»sich auf die Zunge beißen«, sowie der unbewussten Regulation, etwa beim Erhalt eines Geschenks grundsätzlich Freude zu zeigen, auch wenn das Geschenk keinen Anlass zur Freude gibt. Die Regulation von Emotion erstreckt sich prinzipiell auf alle relevanten Komponenten einer Emotion, zum Beispiel auf Veränderungen im Ausdrucksverhalten, im subjektiven Empfinden oder in der Physiologie (vgl. Gross 2002: 282; Gross 1999a: 557f).

Potenziell lassen sich unter den Begriff »Emotionsregulation« auch weitere Phänomene fassen, beispielsweise die in Abschnitt 4.2 geschilderte regulative Funktion von Emotionen in Informationsverarbeitungsprozessen oder die Regulation der Emotionen anderer Akteure. Im weiteren Verlauf sollen vor allem die Möglichkeiten und Mechanismen der Regulation der eigenen Emotionen im Vordergrund stehen, wobei insbesondere auf die externen normativen Regulationsanforderungen und die darauf basierenden Regulationsziele eingegangen wird, in denen – so die These – die primäre Verbindung zwischen Emotionsregulation und der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung liegt. Inwieweit Emotionen über die Bereitstellung von Regulationsanforderungen hinaus durch andere Akteure reguliert werden, etwa durch das aushandeln oder die Vorgabe von Zielvorstellungen, wird unter dem Begriff »Emotionsmanagement« näher thematisiert.

Die im vorangegangenen Abschnitt getroffene Feststellung, dass Emotionen in modernen Gesellschaften unter Umständen nicht immer angemessen und adaptiv sind, nehmen viele soziologische Emotionstheorien zum Ausgangspunkt, um auf die Abhängigkeit der Emotionen von der sozialen Umwelt hinzuweisen. Die Mehrzahl dieser Theorien beachtet dabei jedoch kaum, dass auch die eigentliche Entstehung von Emotionen fundamental von der sozialen Umwelt abhängt. Stattdessen konzentrieren sich diese Arbeiten auf die Phase des Emotionsprozesses, der zeitlich *nach* dem Entstehen einer Emotion eintritt – die Phase der intentionalen Emotionsregulation. Besonders die Unterteilung in »echte« und »unechte« – weil regulierte – Emotionen steht dabei im Mittelpunkt der Kritik (Wouters 1989).

Arlie Hochschilds (1979/1983) Arbeiten haben dieses soziologische Verständnis von Emotionen mit dem Begriff *Emotionsarbeit* nachhaltig geprägt, das auch in aktuellen emotionssoziologischen Arbeiten großenteils unverändert verwendet wird (Lively/Heise 2004), obgleich Hochschild auch die Bedeutung einer Soziologie der primären Entstehungsbedingun-

gen von Emotionen betont hatte. Emotionsarbeit bezeichnet kognitive Leistungen, die Akteure erbringen, um unterschiedliche Regulationsziele zu erreichen und ihre Emotionen mit Blick auf die geltenden Emotionsnormen zu verändern. Die Forschung zur Emotionsarbeit konzentriert sich vor allem auf die Anforderung moderner Gesellschaften, zunehmend mimisches Ausdrucksverhalten zu zeigen, das den tatsächlich vorhandenen Emotionen oft nicht entspricht, sei es in der Arbeitswelt (*emotional labor*) oder im Privaten (*emotion work*) (Hochschild 1979: 562; Illouz 2007; vgl. Gerhards 1988c; Rastetter 1999; Thoits 2004). Hochschild (1983) hat ihr Konzept der Emotionsarbeit am Beispiel von Flugbegleiterinnen und Mitarbeitern von Inkassobüros empirisch veranschaulicht (Hochschild 1983: 89–161), mittlerweile ist Emotionsarbeit vor allem im Bereich der Erwerbsarbeit, insbesondere bei der Dienstleistungsarbeit, Gegenstand empirischer Studien (Brief/Weiss 2002; Fineman 2003; Grandey/Brauburger 2002; Mastenbroek 2000; Schwefeß u. a. 2002; Totterdell/Holman 2003).

Emotionsarbeit umfasst neben der Veränderung des mimischen Ausdrucksverhaltens (»surface acting«) auch die Regulation der subjektiven Gefühlskomponente einer Emotion beziehungsweise die Veränderung der Emotion selbst (»deep acting«) (Hochschild 1983: 48). »Beim Oberflächenhandeln wird nur der Gefühlsausdruck den Normen angepasst, nicht das empfundene Gefühl: Ich verhalte mich freundlich, obwohl ich den anderen unsympathisch finde. [...] Beim Tiefenhandeln ist die Richtung umgekehrt: von innen nach außen. Ich versuche, ein bestimmtes Gefühl hervorzurufen, und verhalte mich dementsprechend« (Rastetter 1999: 375). Die Mechanismen, die diesem Tiefenhandeln – dem eigentlichen Schwerpunkt in Hochschilds Theorie – zu Grunde liegen, sind ausdrücklich intentionaler, kognitiver Natur, wie zum Beispiel der Versuch, körperliche Entspannung herbeizuführen, sich auf einen bestimmten Aspekt der sozialen Wirklichkeit zu konzentrieren oder durch das Vorstellungsvermögen und den Abruf von bestimmten emotional gefärbten Gedächtnisinhalten eine gewünschte Emotion herbeizuführen (Hochschild 1983; Rastetter 1999).

Der kritische Ansatz, den Hochschild in ihren Arbeiten verfolgt, fußt vor allem auf den individuellen sozialen, psychischen und physiologischen Folgen der Emotionsarbeit. Demnach bauen Emotionsnormen ein Spannungsverhältnis zwischen den sozial erwarteten Emotionen und den Emotionen, die Akteure »tatsächlich« empfinden, auf. Dieses Spannungsverhältnis führt zu einer »emotionalen Dissonanz« (Rastetter 1999: 376), die mittels Emotionsarbeit dahin gehend entschärft werden muss, dass entwe-

der die Emotionen an die vorherrschenden Normen angepasst werden oder aber das gesamte Verhalten an die vorherrschenden Emotionen. Dieser Zwiespalt führt auf lange Sicht zur *Entfremdung von den eigenen Gefühlen*.

Obgleich Hochschild ihre Theorie nicht als eine explizite Theorie der Emotionsregulation formuliert, sondern sie im Kontext der Gesellschaftskritik verortet, ergeben sich weit reichende Parallelen zu Modellen der Emotionsregulation, besonders aus der allgemeinen Emotionspsychologie und der Arbeitspsychologie, die jedoch nur wenige Verbindungen zu anderen sozialen Prozessen herstellen (Gross 1999a; Weiss/Brief 2001; Zapf u. a. 2000). Neben Querverbindungen zur neuronalen Ebene der Emotionsverarbeitung bieten diese zumeist mehrstufigen *Prozessmodelle* der Emotionsregulation (Gross 1999a) eine Reihe von potenziellen Bereicherungen und Spezifizierungen für die soziologische Perspektive.

Besonders im Hinblick auf die individuellen Folgen der Emotionsregulation sind auf Basis solcher Prozessmodelle empirische Studien durchgeführt worden, die die von Hochschild vermuteten sozialen, kognitiven und affektiven Konsequenzen sowie die unterschiedlichen *Ziele* der Emotionsregulation ergänzen (Cole u. a. 2004; Gross 2002; Gross 1999a). Emotionsregulationsmodelle eignen sich deshalb gut als »guiding framework« für die weitere Analyse der Emotionsarbeit (Grandey 2000: 98) und tragen dazu bei, dieses Konzept noch schärfer zu fassen (Grandey/Brauburger 2002). Die Spezifizierung der einzelnen Prozessstufen der Emotionsregulation, wie sie in Abbildung 10 dargestellt sind, erlaubt auch einen genaueren Einblick in die unterschiedlichen kognitiven Mechanismen der Emotionsregulation, die für die weitere Argumentation von Bedeutung sind (Ochsner/Gross 2005).

James Gross' viel beachtetes Prozessmodell der Emotionsregulation, das in Abbildung 10 dargestellt ist, unterscheidet grundsätzlich fünf verschiedene Stufen der Regulation, die entweder zur Kategorie der Antezedenz orientierten Regulation oder zur reaktionsorientierten Regulation zählen. Das Modell basiert auf einem Emotionsverständnis, das in ähnlicher Form auch dieser Arbeit zu Grunde liegt und Emotion als einen Prozess mit mehreren Komponenten betrachtet:

»According to this model, emotion begins with an evaluation of emotion cues. When attended to and evaluated in certain ways, emotion cues trigger a coordinated set of response tendencies that facilitate adaptive responding. These response tendencies involve experiential, behavioral, and physiological systems. Response tendencies from each system may be modulated, and it is this modulation that gives final shape to the manifest emotion« (Gross 1999b: 528).

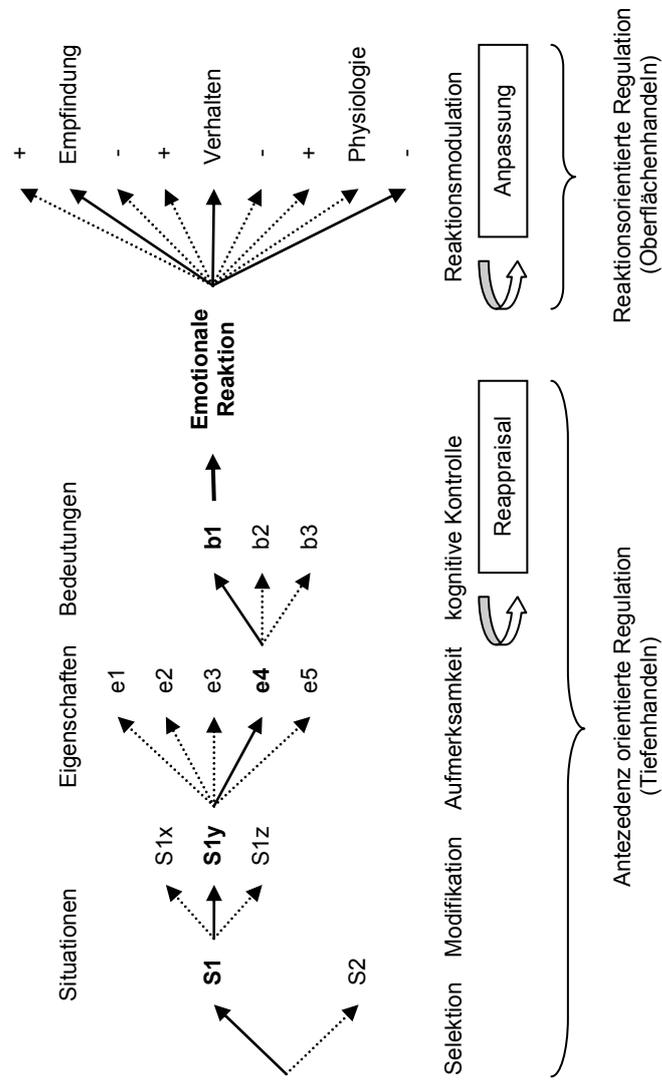


Abb. 10. Prozessmodell der Emotionsregulation
 Quelle: Modifiziert nach Gross (1998: 282, 2002: 282)

Diese Definition erlaubt es, verschiedene Stufen des Regulationsprozesses separat zu betrachten und sie zu jeweils unterschiedlichen Phasen der Emotionsentstehung in Bezug zu setzen. Damit lässt sich auch Hochschilds (1979/1983) Modell weiter ausbauen, das nicht zuletzt aufgrund einer vergleichsweise vagen Emotionsdefinition kaum genauere Aussagen zur grundlegenden Natur der Emotionsarbeit treffen kann.

Gross entwickelt sein Modell der Emotionsregulation entlang einer Zeitachse, die die einzelnen Phasen der Emotionsentstehung repräsentiert. Die zeitlich früher einsetzende Antezedenz orientierte Regulation bezeichnet Strategien, die Akteure verfolgen, bevor die eigentliche Emotion einschließlich physiologischer und kognitiver Komponenten einsetzt. Unpassende oder unangenehme Gesprächsthemen generell zu meiden, ist ein Beispiel für diese Art der Regulation. Die reaktionsorientierte Regulation bezieht sich hingegen auf Strategien, die eingesetzt werden, wenn eine Emotion mit dem Großteil der beteiligten Komponenten bereits eingesetzt hat. Hierzu zählt etwa die bewusste Unterdrückung eines Emotionsausdrucks.

Die Antezedenz orientierte Regulation umfasst wiederum mehrere Möglichkeiten: Die Selektion und Modifikation der Situation sowie die Steuerung der Aufmerksamkeit und der kognitiven Einschätzung der Situation (vgl. Gross 1998: 282; Gross 2002: 282). Selektion und Modifikation beziehen sich auf Strategien, Situationen herbeizuführen beziehungsweise zu vermeiden, in denen Akteure das Auftreten bestimmter Emotionen erwarten. Kann diesbezüglich nicht frei entschieden werden, besteht die Möglichkeit, die aktuelle Situation so zu verändern, dass eine gewünschte Emotion empfunden oder aber eine unerwünschte nicht mehr empfunden wird.

Die Steuerung von Aufmerksamkeit tritt auf, wenn Akteure sich in einer Situation auf bestimmte ausgesuchte Aspekte dieser Situation konzentrieren, von deren fokussierter Wahrnehmung sie sich die Änderung einer Emotion erhoffen. Damit verbunden ist die Strategie der erneuten und veränderten kognitiven Bewertung der Situation beziehungsweise eines bestimmten Aspekts der Situation. Diese neue Situationseinschätzung, das Reappraisal, stellt gewissermaßen eine intentionale Überprüfung und Korrektur oder Modulation der ursprünglichen Einschätzung dar (siehe auch Abschnitt 3.2). Eine solche Reinterpretation oder das *re-framing* einer Situation führen dementsprechend zu einer von der ursprünglichen

Einschätzung abweichenden subjektiven Bedeutung und somit zur Änderung der resultierenden Emotion (vgl. Gross 2002: 282f).

Die reaktionsorientierte Regulation bezieht sich auf die Veränderung der unterschiedlichen Komponenten einer bereits ausgelösten Emotion, zu denen in Gross' Modell erfahrungsbasierte, physiologische und verhaltensbezogene Komponenten zählen (ebd.). Treffende Beispiele für die Regulation von Reaktionskomponenten sind die Unterdrückung und Anpassung von mimischem Ausdrucksverhalten, etwa bei Scham und Ärger, oder die Regulation körperlicher Reaktionen, zum Beispiel der Versuch, sich zu beruhigen oder motorische Reaktionen zu dämpfen.

Besonders die Möglichkeiten der Aufmerksamkeitssteuerung und der Veränderung von Einschätzungen als Antezedenz orientierte Regulationsstrategien decken sich zu großen Teilen mit Hochschilds (1983) Konzept des Tiefenhandelns (Grandey 2000: 99). In Bezug auf die von Hochschild untersuchte Arbeitswelt ist jedoch nur schwer vorstellbar, dass Akteure über die Möglichkeiten verfügen, Situationen selbst zu wählen und gegebenenfalls auch zu verändern. Aus diesem Grund sind die Aufmerksamkeitssteuerung und die kognitive Reinterpretation, die in Hochschilds (1983) empirischen Studien an Flugbegleiterinnen auch bestätigt werden konnten, von besonderer Bedeutung. Ebenso können die reaktionsorientierten Regulationsstrategien mit Hochschilds Oberflächenhandeln verglichen werden. Hochschilds Studien haben ebenfalls gezeigt, dass neben den Strategien der Veränderung des eigentlichen Gefühls gerade im Dienstleistungssektor oftmals »lediglich« versucht wird, den Emotionsausdruck den jeweiligen Erfordernissen anzupassen (Grandey 2000: 99).

Eine solche Anbindung der Emotionsarbeit an die Ergebnisse der Forschung zur allgemeinen Emotionsregulation bietet neben terminologischen und prozessspezifischen Implikationen auch neue Erkenntnisse hinsichtlich der kritischen Aspekte von Hochschilds Theorie, nämlich der aus der bloßen Beobachtung resultierenden Befürchtung, dass Emotionsarbeit generell zu höheren psychophysiologischen Belastungen, einer allgemeinen emotionalen Entfremdung und gesundheitlicher Belastung führt (Grandey 2000; Hochschild 1983). Experimentelle Studien zu den Folgen von Emotionsregulation zeigen hinsichtlich der beiden Kategorien Tiefenhandeln und Oberflächenhandeln beziehungsweise Antezedenz orientierte versus reaktionsorientierte Regulation deutliche Unterschiede. Gross (2002) unterscheidet diesbezüglich zwischen affektiven, kognitiven und sozialen Konsequenzen der beiden grundlegenden Regulationsmöglichkeiten und

konzentriert die empirischen Untersuchungen auf die exemplarischen Regulationsstrategien der Neueinschätzung (*reappraisal*) und der Unterdrückung von Ausdrucksverhalten und subjektivem Empfinden (*supression*).

Gross und Kollegen (Gross/John 2002; Gross 1999a/2002) konnten in einer Reihe von Studien zeigen, dass die Unterdrückung von Emotionen negative kognitive Konsequenzen beispielsweise in Bezug auf die Gedächtnisleistung während der Regulationsphase mit sich bringt. Diese starke Inanspruchnahme kognitiver Ressourcen konnte hingegen beim Reappraisal nicht festgestellt werden. Beide Strategien sind im Hinblick auf die Regulation des Ausdrucksverhaltens offenbar gleichermaßen erfolgreich. Allerdings führt die Unterdrückungsstrategie zu einer erhöhten kardiovaskulären und elektrodermalen Aktivität, die auf eine erhöhte körperliche Belastung hindeutet. Diese Effekte konnten beim Reappraisal nicht festgestellt werden. Darüber hinaus führt die Unterdrückung im Gegensatz zum Reappraisal auch nicht zur erfolgreichen Regulation der subjektiven Gefühlskomponente (Gross/John 2002: 308f).

Für die weitere Argumentation sind neben den individuellen Konsequenzen auch die sozial-interaktionalen Konsequenzen der Emotionsregulation von Interesse. Angesichts der negativen kognitiven und affektiven Folgen der Unterdrückung von Emotionen auf individueller Ebene ist zu vermuten, dass diese Strategie in der sozialen Interaktion vor allem deshalb dysfunktional ist, weil sie gleichzeitig positive wie negative Expressionen zurückhält. Geht man davon aus, dass Expressionen jedweder Art – wie beschrieben – dazu beitragen, sich gegenseitig Intentionen und Motive zuzuschreiben und Rückschlüsse auf den emotionalen Zustand zuzulassen, führt ihre Unterdrückung voraussichtlich zu Problemen. Erste Studien deuten darauf hin, dass in dyadischen Interaktionen die Unterdrückung von Emotionen im Gegensatz zum Reappraisal zu deutlichen physiologischen und Stress indizierenden Reaktionen auf Seiten der Interaktionspartner eines »Unterdrückers« führt. Des Weiteren ist die Unterdrückung von Expressionen mit einer Reduktion des *social support* verbunden, die sich als bedeutender Faktor im Zusammenhang mit der Stress- und Krankheitsbewältigung erwiesen hat (Gross 2002: 287).

Bezieht man diese Ergebnisse auf das Tiefen- und Oberflächenhandeln, zeigt sich, dass das Tiefenhandeln offenbar zum einen in Bezug auf die Erreichung eines Regulationsziels oft Erfolg versprechender ist als das Oberflächenhandeln und zum anderen deutlich weniger negative kognitive und soziale Konsequenzen aufweist. Allerdings lassen diese Studien keine

Aussagen darüber zu, ob Tiefenhandeln nicht langfristig zu negativen Konsequenzen führt, wie etwa die von Hochschild angesprochene emotionale Dissonanz und Entfremdung (vgl. Gross 2002).

Führt man sich darüber hinaus noch einmal die in Kapitel drei beschriebenen neuronalen Mechanismen und Prozesse der unbewussten und automatischen Emotionsentstehung vor Augen, dann stellt sich die kognitive Kontrolle der eigenen Emotionen deutlich umfassender dar als zunächst angenommen (Mauss u. a. 2008). Diese Perspektive relativiert sich jedoch, wenn man gleichzeitig auch die kognitiven Grundlagen der Emotionsentstehung und die entsprechenden Einschätzungsprozesse berücksichtigt.

Da Einschätzungsprozesse sowohl automatisch als auch kontrolliert ablaufen und keinen fixen Anfangs- und Endpunkt aufweisen, sondern vielmehr iterative und rekursive Bewertungsprozesse sind, erscheint es plausibel, dass die Neueinschätzung eines Ereignisses dessen subjektive Bedeutung nachhaltig verändert und dadurch wiederum gänzlich andere Emotionen auslösen kann. Eine Neueinschätzung negiert zwar nicht die ursprüngliche initiale Bewertung eines Ereignisses und die entsprechende emotionale Reaktion (und daher auch kaum den bisherigen Gang der Argumentation), kann aber, sofern die Notwendigkeit erkannt wird, die Situation es zulässt und genügend Zeit zur Verfügung steht, das Verhalten in Bezug auf einen Stimulus an eine dynamische, sich verändernde soziale Umwelt anpassen.

Da Einschätzungen als kognitive Prozesse definiert wurden, die die emotionale Relevanz eines Ereignisses anhand der Analyse der subjektiven Bedeutung auf verschiedenen Ebenen bestimmen, sollten Einschätzungen zumindest teilweise *prinzipiell* der gleichen exekutiven Kontrolle unterliegen wie andere kognitive Prozesse auch. Ochsner und Gross (2004/2005/2007) haben diese Annahme in einer Reihe von Studien zu den neuronalen Grundlagen der kognitiven Kontrolle des Reappraisal anhand dreier Prozesskomponenten des Reappraisal untersucht, die bezüglich der kognitiven Kontrolle eine wesentliche Rolle spielen (Ochsner u. a. 2002: 1215f):

1. Prozesse des *re-framing* eines Ereignisses oder einer Situation, die solange im Arbeitsgedächtnis fortlaufen, wie die ursprüngliche Auslösesituation existiert;
2. Prozesse, die Diskrepanzen zwischen der korrektiven *top-down* Neueinschätzung und der affektiven *bottom-up* Einschätzung anzeigen und

- fortlaufendes Reappraisal solange forcieren, wie diese Diskrepanzen bestehen;
3. Prozesse, die das Verhältnis von physiologischem und phänomenalem Befinden einerseits und der externen Situation andererseits überwachen und dazu dienen, Änderungen des emotionalen Zustands zu registrieren.

Ochsner und Kollegen kommen zu Ergebnissen, die mit den in Kapitel drei illustrierten Mechanismen der Emotionsgenese weitgehend übereinstimmen (Ochsner u. a. 2002/2004; Ochsner/Gross 2004/2005). Neuschätzungsprozesse modulieren die Aktivität in denjenigen Hirnarealen, die auch für die Entstehung von Emotionen zentral sind: Dazu zählen vor allem die Amygdala, die die emotionale Signifikanz eines Stimulus bestimmt, sowie der orbitofrontale Cortex, in dem das Wahrgenommene mit vorhandenen Repräsentationen abgeglichen wird und Kontextinformationen verschiedener Quellen integriert und mögliche Reaktionen evaluiert werden (Ochsner u. a. 2002: 1216; Ochsner/Gross 2004: 234f).

Demnach scheint Reappraisal vor allem auf Aktivitäten in mehreren Arealen des Stirnhirns, insbesondere dem präfrontalen und orbitofrontalen sowie dem cingulären Cortex zu beruhen, die auch eine wesentliche Rolle in der kognitiven und exekutiven Kontrolle, dem Arbeitsgedächtnis sowie der Handlungsplanung und Reaktionswahl spielen (Ochsner/Gross 2005). Präfrontale Areale greifen in den Regulationsprozess dadurch ein, dass Akteure hohe Erwartungshaltungen bezüglich ihrer Überzeugungen und ihrer Interpretationen von relevanten Ereignissen ausbilden oder lernen, bestimmte Ereignisse mit anderen, neuen Emotionen zu assoziieren (Ochsner/Gross 2005: 245). Darüber hinaus moduliert Reappraisal die Aktivität in primären, frühen Systemen der Emotionsverarbeitung, wobei die Amygdala auf Reappraisal-Strategien deutlich konsistenter und ausgeprägter anspricht als der orbitofrontale Cortex (Ochsner/Gross 2004: 244; Ochsner/Gross 2005: 245). Zusammenfassend halten Ochsner und Kollegen (2004: 494) fest, dass

- die Aktivierung bestimmter Areale des Stirnhirns tatsächlich für eine ausgeprägte Beteiligung des Arbeitsgedächtnisses und der kognitiven Kontrolle im Reappraisal sprechen,
- weitere Aktivierungsmuster auf Überwachungs- und Monitoring-Prozesse im Reappraisal sowie

- auf Selbsteinschätzungen und die Evaluation vorhandener Emotionen schließen lassen, und
- dass Reappraisal die Aktivierung der Amygdala moduliert.

Angesichts der unterschiedlichen Möglichkeiten, Emotionen bewusst zu regulieren und zu kontrollieren, sie den eigenen Wünschen und sozialen Anforderungen anzupassen, stellen sich die Fragen, inwieweit erstens die bisher vertretene Auffassung, dass Emotionen vor allem unbewusst die Handlungen der Akteure beeinflussen, aufrecht erhalten werden kann, und zweitens welche Implikationen die Möglichkeit, Emotionen zu regulieren, für das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft birgt. Mit Blick auf die erste Frage kann festgehalten werden, dass Emotionen in der dargestellten Art und Weise überhaupt nur reguliert werden können, sofern Akteure sich ihrer bewusst werden. Abschnitt 2.2.2 hat gezeigt, dass das subjektive Gefühl nicht *notwendiger* Bestandteil eines Affekts im hier relevanten Sinn ist, sondern dass Affekte und emotionale Prozesse oft nicht bewusst wahrgenommen werden aber trotzdem einen maßgeblichen Einfluss auf das Handeln, Verhalten und Denken ausüben. Vor diesem Hintergrund kann also nur ein geringer Anteil aller Affekte in der eben beschriebenen Art und Weise, das heißt durch Unterdrücken oder Neubewerten, reguliert werden – nämlich Emotionen, die die Schwelle des Bewusstseins überschreiten.

In diesen Fällen spielen hinsichtlich der zweiten Frage insbesondere die *Ziele* der Emotionsregulation eine entscheidende Rolle. Emotionen werden aus unterschiedlichen Gründen reguliert, etwa um den Ansprüchen eines Kunden in der Arbeitswelt gerecht zu werden, weil sie strategisch genutzt werden wollen beziehungsweise sollen, um bestimmte instrumentelle Ziele zu erreichen (»sich in Rage reden«), oder weil soziale Normen vorschreiben, wann wie welche Emotionen zu zeigen und zu empfinden sind. Akteure können entweder selbst feststellen, dass ihre Emotionen nicht den Erwartungen Anderer entsprechen, oder aber andere Akteure schließen aufgrund von (abweichenden) Expressionen auf eine abweichende Emotion und Situationseinschätzung und bringen dies zum Ausdruck (vgl. Thoits 1990). Die Emotionsregulation wird auf diese Weise – nicht zuletzt in engem Zusammenhang mit Emotionsexpressionen – zu einem bedeutenden Instrument der sozialen Kontrolle (Elias 1976; Neckel 2005; Shott 1979).

Die Regulation von Emotion rückt verstärkt in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses und wird dort – anders als noch von Elias (1979)

beschrieben – zum allgemeinen und öffentlich zur Schau gestellten Mittel der Selbstinszenierung (Neckel 2005). Eine wichtige Rolle spielt dabei die populärwissenschaftliche Ratgeberliteratur zur »emotionalen Intelligenz«, die nicht nur die umfassende Regulierbarkeit von Emotionen unterstellt, sondern davon ausgeht, dass die Kontrolle der eigenen Emotionen stets instrumentell und zweckrational-zielorientiert gestaltbar ist, sowohl in Bezug auf die eigene Verfassung als auch hinsichtlich des persönlichen Erfolgs in Wirtschaft und Gesellschaft (Goleman 1995; Goleman u. a. 2002; vgl. Neckel 2005).

Das Ziel, sich die eigenen Emotionen »zu Nutze zu machen«, sie als wertvolle, zu veredelnde und den persönlichen und sozialen Umständen anzupassende Ressource anzusehen, geht dabei weit über die ursprüngliche Sicht von Elias (1979) oder Hochschild (1983) hinaus. Emotionen werden in der Gegenwartsgesellschaft zunehmend zum dezidierten Gegenstand ganzer Industriezweige – von den Massenmedien und der Unterhaltungsindustrie bis hin zur Gesundheitswirtschaft und der Unternehmensberatung. Diese Industrien produzieren unermüdlich *Strukturen von Regulationszielen* und tragen je nach Wunsch und Notwendigkeit dazu bei, Emotionen zu evozieren, zu regulieren, gewinnbringend einzusetzen oder »richtig mit ihnen zu leben«. Emotionen werden in zunehmendem Maß wie andere Güter auch auf Märkten gehandelt, wobei (korporative) Akteure Bedürfnisse in Form von immer neuen Regulationszielen erzeugen und sie durch entsprechende Dienstleistungen und Konsumgüter auch zu befriedigen vermögen (Ehrenberg 2004; Illouz 2007; Neckel 2005).

Eine soziale Strukturierung der Emotionen mittels Emotionsregulation findet auf diese Weise also sowohl über die klassische Normierung mit Hilfe von Emotionsnormen statt, aber auch über die Formulierung, Verbreitung und öffentliche Legitimierung von Regulationszielen, die zwar (noch) nicht den Status sozialer Normen aufweisen, jedoch eine große Zahl an Akteuren und deren Emotionen erfassen.

Von soziologischer Seite wird dieses explizite Wissen um Emotionen und deren individuelle wie gesellschaftliche Funktionen von einigen Autoren deshalb auch als eine weitere bedeutende Kapitalform angesehen (Reay 2000). »Emotionales Kapital« ist nicht nur in persönlichen Beziehungen, sondern auch in der Erwerbsarbeit als eine immer stärker gefragte Komponente des Humankapitals von Bedeutung. Im Zuge einer zunehmenden Konzentration auf *soft skills* und soziale Kompetenzen finden sich vermehrt Hinweise auf eine stärkere Berücksichtigung auch der emotionalen

Kompetenz und Intelligenz, die einen Großteil des emotionalen Kapitals ausmachen. Emotionales Kapital wird so neben dem Wissen und dem sozialen Kapital zu einer wichtigen Ressource auch von Unternehmen und Organisationen.

Man kann davon ausgehen, dass die Fähigkeit zur Emotionsregulation – also das emotionale Kapital – wie auch andere Wissensvorräte als Ausdruck charakteristischer struktureller Konfigurationen differenziert in Gesellschaften verteilt sind. Akteure akkumulieren in Abhängigkeit etwa von Alter, Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit oder der Klassenzugehörigkeit in unterschiedlichem Maß emotionales Kapital, das sich damit auch anhand der sozialen Position eines Akteurs ablesen lässt. Zugehörige bestimmter sozialer Einheiten sind zum Beispiel eher und besser in der Lage, bestimmte Emotionen zu regulieren als andere Akteure (Thoits 2004).

Das Wissen um den Umgang mit eigenen und den Emotionen anderer Akteure kann auf diese Weise nicht nur in Organisationen zu einem komparativen Vorteil werden, sondern dient weithin auch der Distinktion und der Reproduktion sozialer Ungleichheit. Empirische Studien unter Rechtsanwaltsgehilfen in den USA haben beispielsweise gezeigt, dass die Art des Umgangs mit den hohen Status- und Hierarchieunterschieden zwischen den Rechtsanwaltsgehilfen und den Anwälten tendenziell zu einer Reproduktion vorhandener Statusdifferenzen führt. Indem die Gehilfen sich eine Reihe von Techniken der Emotionsregulation angeeignet haben, mit alltäglichen Kränkungen und Geringschätzungen umzugehen und trotzdem die erwartete Unterstützung und Achtung gegenüber Kunden und Anwälten zu zeigen, tragen sie zur Verfestigung der vorhandenen sozialen Strukturen bei (vgl. Thoits 2004).

»Emotions are indicators of relative standing; high-status individuals receive respect and liking, low-status persons are offered contempt or disdain. Individuals deliberately manipulate other people's emotions in order to sustain, usurp, upset, or withhold social placement from some and to convey it to others (or themselves). In short, micropolitical emotional exchanges and manipulations are crucial aspects of the creation and perpetuation of social inequality, and the success of these acts depends upon individual's relative possession of the requisite emotional capital« (Thoits 2004: 371).

Man kann insofern davon ausgehen, dass soziale Einheiten ihre Akteure anhand der in Abschnitt 2.1 beschriebenen Mechanismen derart mit emotionalem Kapital – also vor allem dem sozial verteilten Wissen um wichtige Emotionsnormen – ausstatten, dass sie in der Lage sind, ihre Emotionen

anhand der jeweils geltenden Emotionsnormen auszurichten und gegebenenfalls mit den entsprechenden Regulationstechniken zu einer weiteren Homogenisierung der Emotionen innerhalb einer sozialen Einheit beitragen können. Die Emotionsregulation tritt immer in solchen Fällen auf, in denen sich Akteure sowohl ihrer Emotionen als auch deren Unangemessenheit beziehungsweise Unerwünschtheit bewusst werden – hinsichtlich des auch auf unbewusster Ebene sozialstrukturell funktionalen emotionalen Handelns also lediglich in begrenztem Ausmaß.

Die empirischen Studien zeigen, dass Emotionsregulation diejenigen neuronalen Areale moduliert, die für die Entstehung von Emotionen von Bedeutung sind. Man kann also davon ausgehen, dass die erfolgreiche Regulation, zumindest im Fall des Reappraisal, zu gänzlich *neuen* Emotionen führt. Von diesen neu evozierten regulierten Emotionen kann wiederum angenommen werden, dass sie einen Großteil der Qualitäten aufweisen, die für die bisher dargestellten sozialstrukturellen Funktionen von Emotion bedeutsam sind – und darüber hinaus mit geltenden Normen übereinstimmen und damit wesentlich zur Umsetzung sekundärer sozialer Kontrolle und zur Reproduktion sozialer Ordnung beitragen.

5.2.3 Soziale Normen und emotionales Handeln

Die Zusammenhänge zwischen sozialen Normen und Emotionen wurden in ersten Ansätzen in Abschnitt 4.1 und in Bezug auf Emotionsnormen in den beiden vorangegangenen Abschnitten diskutiert. Dabei ging es zum einen um die Frage, welche Rolle allgemeine soziale Normen für das Handeln und Entscheiden der Akteure spielen und wie eine bestimmte Klasse sozialer Normen – die Emotionsnormen – sich auf die Entstehung und Regulation von Emotionen auswirkt. Vor dem Hintergrund sozialer Normen als einer zentralen sozialwissenschaftlichen Handlungsdeterminante wurden vor allem die Versuche der Rational-Choice Theorien dargestellt, normative Aspekte des Akteurshandelns durch rationale Konzepte zu ersetzen oder sie lediglich als eine Beschränkung des ansonsten nutzenorientierten Handelns, in Form einer begrenzten Rationalität, zu betrachten. Dabei wurde gezeigt, dass soziale Normen zwar einen beschränkenden und sozialisierenden Einfluss auf das vermeintlich rationale Handeln ausüben, dass aber rationale Beweggründe weder ausreichen, das Handeln der

Akteure vollständig abzubilden, noch die Existenz und Befolgung sozialer Normen gänzlich zu erklären.

Soziale Normen als Handlungsdeterminante sind hinsichtlich des Problems der Entstehung sozialer Ordnung vor allem in sozialen Interaktionssituationen von Bedeutung. Die soziale Interaktion ist deshalb Gegenstand dieses Kapitels, weil vermutet wird – und bislang auch gezeigt werden konnte –, dass Emotionen dazu beitragen, regelmäßige und stabile soziale Interaktionszusammenhänge entstehen zu lassen, die sich zu größeren sozialen Strukturen verfestigen und damit zur Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung beitragen. Dass solche Interaktionszusammenhänge streng reglementiert und normiert sind, zeigt sich bereits an der Vielfalt unterschiedlicher Emotionsnormen, die sich ausschließlich auf die Emotionen der Akteure beziehen. Andere soziale Normen beziehen sich ausdrücklich auf Probleme der sozialen Interaktion und führen – sofern sie befolgt werden – zu *langfristig stabilen* Interaktionszusammenhängen, beispielsweise Fairnessnormen, Kooperationsnormen und Reziprozitätsnormen.

Insofern bleiben einige wichtige Fragen sozialer Normen nach wie vor unbeantwortet, die mit Blick auf die vorangegangenen Abschnitte zur Normierung und Regulation von Emotionen noch wesentlich an Bedeutung gewinnen: warum befolgen Akteure überhaupt soziale Normen und welche Mechanismen liegen der Normbefolgung zu Grunde? Dass sich diese Fragen nach wie vor im gesamten sozialwissenschaftlichen Kontext finden, verdeutlichen Fehr und Fischbacher:

»The existence of social norms is one of the big unsolved problems in social cognitive science. Although no other concept is invoked more frequently [...], we still know little about how social norms are formed, the forces determining their content, and the cognitive and emotional requirements that enable a species to establish and enforce social norms« (Fehr/Fischbacher 2004a: 185).

Diese Fragen können und sollen in dieser Arbeit weder endgültig noch erschöpfend beantwortet werden. Sie sollen in einem emotionstheoretischen Paradigma aber zumindest soweit behandelt werden, dass sich die Bedeutung und Funktion von Emotionsnormen besser verstehen lässt, die Rolle sozialer Normen im Handeln abseits von Rational-Choice Modellen gezeigt werden kann, und die weiteren Funktionen von Emotionen in der sozialen Interaktion hervorgehoben werden können.

In der Emotionssoziologie sind soziale Normen lediglich als Einflussfaktoren *auf* Emotionen untersucht wurden, die Emotionen formen, kana-

lisieren und an soziale Erwartungen anpassen. Geht man aber den Fragen nach, wie solche und andere Normen funktionieren, wie sie Akteure dazu motivieren, sie auch tatsächlich zu befolgen, dann gelangt man abseits klassischer rationaler Erklärungen zu der Hypothese, dass auch hierbei Emotionen eine wesentliche Rolle spielen. Um diese Rolle näher zu untersuchen, soll in Anlehnung an die Ein- und Zwei-Faktoren-Modelle der Emotionsregulation zunächst zwischen der primären und sekundären sozialen Kontrolle unterschieden werden (Berger/Luckmann 1969).

Soziale Normen verfügen über das Potenzial, das Akteurshandeln von Grund auf anhand der kognitiven und emotionalen Handlungsdeterminanten zu kontrollieren. Diese Art des normativen Handelns entspricht dem Ein-Faktor-Modell und der primären sozialen Kontrolle, denn die hier wirksam werdenden Normen bleiben im einzelnen Akteur zumeist implizit und unbewusst. Andererseits lassen sich Normen wie im Zwei-Faktoren-Modell als mentale Objekte, das heißt als propositionale Repräsentationen betrachten, die in der Handlungsimplementierung und in der sozialen Interaktion keine primär strukturierende, sondern eine sekundär *kontrollierende* Funktion übernehmen. Dieser Zweiklang spiegelt sich auch in den unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Definitionen von Normen wieder (vgl. von Scheve u. a. 2006).

Dort werden soziale Normen als »mehr oder weniger verbindliche, allgemein geltende Vorschriften für menschliches Handeln [definiert]. Soziale Normen legen fest, was in spezifischen und sich wiederholenden *Situationen* geboten oder verboten ist und können als Spezifikationen allgemeiner soziokultureller Wertvorstellungen aufgefaßt werden. Sie werden im Sozialisationsprozeß internalisiert und durch Sanktionen abgesichert« (Peuckert 2000: 217). Soziale Normen sind demnach Aussagen darüber, ob ein bestimmter Sachverhalt der Fall sein sollte oder nicht (Opp 2002: 132). Für Opp zielt deshalb die soziologische Untersuchung von Normen in erster Linie auf die Fragen, warum Akteure Normen überhaupt annehmen, unter welchen Umständen welche Normen Gültigkeit beanspruchen und wie sie durchgesetzt werden (ebd.).

Cristiano Castelfranchi hebt das explizite Wissen um Normen ebenfalls deutlich hervor und vertritt die Auffassung, dass »[n]ormative behaviour has to be intentional and conscious: it has to be based on knowledge of the norm (prescription), but this does not necessarily imply consciousness and intentionality relative to all the functions of the norm« (Castelfranchi 2001: 31; Hervorh. ausgelassen). Beide Definitionen beinhalten damit ähnlich wie

das Zwei-Faktoren-Modell die *semantische Repräsentation* einer Verhaltenserwartung als Bestandteil einer sozialen Norm, wobei Castelfranchi nicht nur die explizite Repräsentation von Normen voraussetzt, sondern lediglich ein solches Handeln als normativ bezeichnet, dass bewusst und intentional auf eine Norm bezogen ist.

Einer deutlich verhaltensorientierteren Position zufolge können Normen als »patterns of reactions to behaviors« definiert werden, wonach Normen immer dann existieren, wenn Akteure auf ein Externalitäten verursachendes Verhalten anders reagieren als auf ein Verhalten, das keine Externalitäten verursacht (Horne/Cutlip 2002: 286). Ähnlich liest sich Robert Axelrods Standpunkt: »A Norm exists in a given social setting to the extent that individuals usually act in a certain way and are often punished when seen not to be acting this way« (Axelrod 1986: 1097). Diese Definitionen verzichten auf die explizite kognitive Repräsentation und legen lediglich das beobachtbare Verhalten zu Grunde. Normatives Verhalten als eine maßgebliche Quelle der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung wird von Seiten einiger Sozialtheoretiker – insbesondere Anthony Giddens – oftmals auch mit der Internalisierung von *Sprache* verglichen, die nicht auf bewusste intentionale oder gar rationale Weise gewählt, sondern in gesellschaftlichen Zusammenhängen erlernt wird und dann wiederum das Denken und Handeln der Akteure bestimmt. »Like the rules of syntax identified in transformational grammar, the rules of conduct sought after in some micro-sociologies are analogous to a level of deep structure of human behaviour, acquired by the individual through socialization« (Knorr-Cetina 1981: 4; vgl. Callero 1991: 52; vgl. Giddens 1984: 170).

Neben unterschiedlichen Definitionen werden Normen in den Sozialwissenschaftlichen auch unterschiedlich klassifiziert. Eine der prominentesten Klassifikationen nimmt die Unterteilung anhand des präskriptiven Charakters sozialer Normen vor und untergliedert sie dementsprechend in Kann-, Soll- und Muss-Normen. Als Kann-Normen werden Gewohnheiten bezeichnet, die durch Habitualisierungsprozesse entstehen und im Fall der Nichteinhaltung kaum ernsthaft sanktioniert werden. Kann-Normen bezeichnen regelmäßige und gleichförmige Handlungs- und Verhaltensweisen in bestimmten sozialen Situationen. Soll-Normen hingegen zeigen Verhaltensweisen an, die nicht notwendigerweise explizit festgeschrieben sind, deren Nichteinhaltung aber Sanktionen auch durch Unbeteiligte zur Folge hat (»third-party sanctions«), beispielsweise Sitten und Gebräuche.

Rechtsnormen gelten als Exempel einer Muss-Norm, bei denen es sich um streng reglementierte, festgeschriebene, institutionalisierte Verhaltensweisen handelt, deren Einhaltung mit Nachdruck überwacht und Abweichungen stark sanktioniert werden. Weitere Klassifikationscharakteristika sind der Geltungsanspruch einer Norm, der Grad der Institutionalisierung, die Durchsetzung sowie die Entstehung (vgl. Peuckert 2000).

Elster hingegen unterscheidet zwischen sozialen, moralischen, rechtlichen und persönlichen Normen, wobei seine Unterscheidungskriterien nicht auf die präskriptive Qualität, sondern auf die Art der Durchsetzung, die soziale Verteiltheit und die emotionale Konnotation einer Norm abzielen. Wesentliche Merkmale sozialer Normen sind, dass sie sich nicht am resultierenden Nutzen einer Handlung orientieren (»not outcome-oriented«), sozial verteilt sind und durch Sanktionen aufrecht erhalten werden (Elster 1989: 99; Elster 1996: 1389; Elster 1999: 145f).

Damit ist ein weiterer zentraler Baustein des Normkonzepts in den Sozialwissenschaften angesprochen, nämlich die *Sanktionierung* von abweichendem Verhalten durch andere Akteure, die im Fall abweichenden Verhaltens negativ ist, bei normkonformem Verhalten hingegen positiv. Obgleich nicht alle Autoren Sanktionen als Bestandteil der Definition von Normen verwenden (Opp 2002) herrscht weitgehend Einigkeit über die Bedeutung von Sanktionen als ein zentraler und notwendiger Erklärungsbestandteil.

Verhältnismäßig unklar bleibt in der soziologischen Diskussion die Frage der Repräsentation und Verortung sozialer Normen, das heißt ob Normen als Teil der Makroebene konzeptualisiert werden oder den individuellen Akteuren zuzurechnen sind. Coleman vertritt die Auffassung, dass Normen Eigenschaften eines sozialen Systems und nicht der Akteure eines solchen Systems sind (vgl. Coleman 1991: 311). Als Eigenschaften eines Makrosystems begrenzen Normen den Handlungsradius der Akteure, indem sie die Wahlmöglichkeiten einschränken und auf einen gesellschaftlich festgelegten Entscheidungskorridor reduzieren. Trotz der Annahme, dass Normen Instanzen der Makroebene sind, basieren sie jedoch bei Coleman letztendlich auf den *zielgerichteten* rationalen Handlungen der Akteure beziehungsweise entstehen aus diesen Handlungen (ebd.: 315).

Andere Positionen gehen davon aus, dass Normen *mentale Objekte* sind und als solche auf propositionalen Einstellungen mit semantischem Inhalt basieren. Normen ließen sich damit als Konfigurationen von Überzeugungen und Zielen definieren, so dass letztendlich die Fragen »how and why

does a normative belief come to interfere with x 's decisions? What is it that makes her [einen Akteur] responsive to norms concerning her? What is it that makes a normative belief turn into a normative goal?« entscheidend sind (Conte/Castelfranchi 1995: 192; Hervorh. im Original). Zumindest die Entstehung normativer Überzeugungen lässt sich gut anhand des Paradigmas der sozialen und sozial verteilten Kognition erklären. Die Transformation einer normativen Ansicht in eine normative Absicht, also in das bewusst verfolgte normative *Ziel*, normkonform zu handeln, klären auch Conte und Castelfranchi nicht, obgleich sie einräumen, dass dieses Verständnis zur Klärung des »foundational theoretical problem of the social sciences – the possibility of unconscious, unplanned emergent forms of cooperation, organization and intelligence among intentional, planning agents« elementar ist (Castelfranchi 2001: 6).⁴⁴

Die Frage, warum Normen überhaupt befolgt werden, ist eng mit Fragen nach ihrer Funktion und Entstehung verknüpft. Eine Annahme, die bei der Beantwortung dieser Fragen oftmals nicht expliziert wird, ist, dass Normen individuell wie gesellschaftlich *funktional* sind. Normen als Instanz eines Makrosystems befördern bestimmte Verhaltensweisen und sanktionieren wiederum andere Verhaltensweisen. Wenn man davon ausgeht, dass Normen innerhalb einer sozialen Einheit entstehen, zum Beispiel durch intentionale Normsetzung oder als unbeabsichtigte Konsequenz des handelnden Zusammenwirkens, wäre es wenig plausibel anzunehmen, dass ein solches Phänomen (das von einer hinreichend großen Anzahl an Akteuren geteilt wird) sich dysfunktional zur eigenen Entstehungsgrundlage (der sozialen Einheit) verhält (Castelfranchi 2001).

Prozesse der unbeabsichtigten Normentstehung, wie beispielsweise die regelmäßige Wiederholung erfolgreicher Interaktionen, die Habitualisierung, Internalisierung sowie die Institutionalisierung, beinhalten somit bereits funktionale Komponenten, die der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung zuträglich sind (Berger/Luckmann 1969). Neben dieser gesellschaftlichen Funktion lassen sich weitere individuelle Funktionen nennen: Normen entlasten Akteure von bestimmten Entscheidungsproblemen, sie reduzieren soziale Komplexität, indem sie einige Entscheidungsoptionen als erwünscht, andere als unerwünscht kennzeichnen. Angesichts der Tatsache, dass soziale Normen gesellschaftlich verteilt sind, stellt diese Reduktion von Komplexität gleichermaßen einen Koordina-

⁴⁴ Castelfranchi (2001: 11) deutet in diesem Zusammenhang auch an, dass zur Lösung dieses Problems vermutlich auch Emotionen betrachtet werden müssen.

tionsmechanismus dar, der Verhaltens- und Erwartungssicherheit zwischen den Akteuren herstellt und die Kontingenzproblematik entschärft. Die Handlungen Anderer werden in normierten Zusammenhängen vorhersagbarer und berechenbarer als in anderen Fällen (Popitz 1980).

Aufbauend auf diesen funktionalen Gründen für die Existenz und Befolgung von Normen, die sich ohnehin nicht immer scharf voneinander abgrenzen lassen, wird zunehmend die Position vertreten, dass die Befolgung sozialer Normen aus Gründen individueller oder kollektiver Rationalität erfolgt. Ebenso wie man die Reduktion von Komplexität und ein möglichst reibungsloses (und Ressourcen schonendes) Navigieren im sozialen Raum als rational erstrebenswert ansehen kann, erscheint auch die Vermeidung von Sanktionen als Grund für Normkonformität mit dem Prinzip der rationalen Wahl vereinbar. »Informal social norms with sanctions can be explained, in principle, by a rational choice approach. [...] norms serve to improve the efficiency or the aggregate welfare of the norm beneficiaries« (Diekmann/Voss 2003: 1). Diesem Paradigma zufolge werden Normen aus rationalem Interesse befolgt, weil sie bewährte und rationale Lösungen zu Problemen in der sozialen Interaktion darstellen beziehungsweise die institutionalisierten Resultate solcher Lösungen sind, etwa bei Koordinations- und Kooperationsproblemen.

Dieser rationalen Sicht auf die Befolgung sozialer Normen zufolge sind Normen allgemein gültige Regelwerke, die für alle Beteiligten höhere Nutzenzuwächse in Aussicht stellen, sofern sich alle Akteure normkonform verhalten. Rationale Theorien sozialer Normen erklären damit auch die Funktion von Sanktionen: Die Befolgung von Normen ist nur solange sinnvoll und Nutzen bringend, wie sich eine hinreichend große Zahl an Akteuren diesen Normen beugt. Abweichendes Verhalten hingegen zerstört diese kollektive Nutzenfunktion. Diese Eigenschaften der rationalen Normbefolgung können zumindest in spieltheoretischen Modellen veranschaulicht werden, vor allem mit dem Gefangenendilemma, dem Ultimatum- und dem Diktatorspiel (Hechter/Opp 2001).

Dabei sieht sich dieses rationale Modell der Normbefolgung jedoch der gleichen Kritik ausgesetzt wie andere Rational-Choice Theorien auch (siehe Abschnitt 4.1.1). Elster zeigt eindrucksvoll, dass sich das rationale Modell nur zur Erklärung eines eng begrenzten Ausschnitts normativen Verhaltens eignet und wendet sich entschieden gegen die These, soziale Normen seien »nothing« but instruments of individual, collective or genetic optimization« (Elster 1989: 102). Dem rationalen Modell zufolge sind Normen

Ausdruck eines individuell rationalen Nutzenkalküls und werden aufgrund ihrer Konditionalität strategisch eingesetzt und opportunistisch für gültig beziehungsweise ungültig erklärt. Sie dienen lediglich dazu, die eigenen Nutzen maximierenden Interessen zu kaschieren, etwa bei einer fairen Verteilung von Ressourcen. Die aus Gründen der individuellen Nutzenteigerung für gültig erklärten Normen haben in solchen Situationen jedoch nur dann den gewünschten Effekt, wenn *alle anderen* Akteure ebenfalls bereit sind, die Norm für ein spezifisches Verteilungsproblem für gültig zu erklären und damit auf die eigene Nutzenmaximierung zu verzichten (Elster 1989).

Auch die These, dass Normen aus rationalen Erwägungen befolgt werden, um Sanktionen zu vermeiden, ist so nicht haltbar. Soziale Normen werden auch dann befolgt, wenn keine Möglichkeit der externen Sanktionierung (oder Reputationsbildung) besteht. Sind Normen erst einmal internalisiert, werden sie zumeist auch dann befolgt, wenn eine Abweichung von der Norm unentdeckt bleibt und nicht sanktioniert werden kann.

»I don't pick my nose when I can be observed by people on a train passing by, even if I am confident that they are all perfect strangers whom I shall never see again and who have no power to impose sanctions on me. I don't throw litter in the park, even when there is nobody around to observe me. If punishment was merely the price tag attached to crime, nobody would feel shame when caught. People have an internal gyroscope that keeps them adhering steadily to norms, independently of the current reactions of others« (Elster 1989: 104f).

Ein weiteres Problem bezüglich des Arguments, Normen würden zur Vermeidung von Sanktionen befolgt, liegt in der Frage, warum Akteure überhaupt bereit sind, abweichendes Verhalten sogar in solchen Fällen zu sanktionieren, in denen auch keine Abschreckung für zukünftige Interaktionen erreicht werden kann. Eine mögliche Antwort findet sich in Metanormen, die die Sanktionierung in Fällen abweichenden Verhaltens vorschreiben (Axelrod 1986). Aus der rationalen Perspektive wäre es so lange vorteilhaft, Abweichler zu sanktionieren, wie die Kosten der Sanktionierung niedriger sind als die Kosten, die durch die eigene Sanktionierung entstünden. Es ist jedoch kaum plausibel, anzunehmen, dass Sanktionen aufgrund von Metanormen auch nach der zweiten oder dritten Iteration noch stattfinden – man zeigt keine Abneigung gegenüber jemandem, der es versäumt hat, jemanden zu sanktionieren, der es versäumt hat, jemanden zu sanktionieren, der es wiederum versäumt hat, den eigentlichen Ab-

weicher zu sanktionieren. Folglich müssen andere Mechanismen existieren, die Akteure zu Sanktionen bewegen (Elster 1989: 104).

Umso interessanter erscheint die Frage nach den Ursachen und Beweggründen für (scheinbar) uneigennütziges Sanktionieren durch Dritte (*third-party altruistic punishment*). In spieltheoretischen Analysen konnte gezeigt werden, dass Metanormen, die die Sanktionierung abweichenden Verhaltens durch Dritte, also von der Normverletzung nicht betroffene Akteure, vorschreiben, zu langfristig stabileren Kooperationsverhältnissen führen als im Fall der Sanktionierung lediglich durch betroffene Akteure (Bendor/Swistak 2001).

Ein weiterer Einwand lässt sich gegenüber der Annahme vorbringen, soziale Normen würden aufgrund der individuellen Nutzenmaximierung befolgt. Zweifelsohne existiert eine Reihe von Normen, die der Vermehrung des individuellen Nutzens zuträglich sind. Die Reduktion von Komplexität und Kontingenz und die Vereinfachung von Entscheidungssituationen sind dabei nur einige Beispiele, die jedoch deutlich von den in Abschnitt 4.2 erläuterten Wirkungsweisen von Emotionen und anderen habituellen Einflüssen auf das Entscheiden und Handeln abgegrenzt werden müssen, die *nicht* der Definition sozialer Normen entsprechen.

Anhand von Drohungen, Abschreckungen und Vergeltung lässt sich jedoch zeigen, dass die Befolgung sozialer Normen nicht prinzipiell mit der Vermehrung des individuellen Nutzens begründet werden kann. Sofern andere Akteure davon ausgehen können, dass ich im Fall eines Affronts oder einer unfairen Behandlung stets Vergeltung üben werde, zum Beispiel weil ich einen entsprechenden Ehrenkodex befolge, und zwar auch dann, wenn die Kosten der Vergeltung sehr hoch sind, werden Affront und unfaire Behandlung wohl überlegt sein. Können Akteure hingegen davon ausgehen, dass ich nur dann Vergeltung übe, wenn es in meinem eigenen rationalen und Nutzen maximierenden Interesse liegt, erscheint eine Vergeltungshandlung, zumal wenn ihre Kosten vergleichsweise hoch sind, deutlich unwahrscheinlicher (Elster 1989).

Abschreckung, die auf einem normativen Verhaltenskodex (zum Beispiel einem Ehrenkodex) basiert, ist deshalb so effektiv, weil sie die Kosten desjenigen, der Vergeltung übt, größtenteils ignoriert – und damit irrational ist (Elster 1989: 105). Rache zu üben ist darüber hinaus zumeist kostenintensiv und mit Risiken behaftet, macht das Gerächte nicht ungeschehen und hält – wie eben dargelegt – andere Akteure nicht notwendigerweise von weiteren Normverletzungen ab (Elster 2004a: 43).

Weitere Beispiele für irrationales normatives Verhalten sind individuelle Beiträge zu öffentlichen Gütern oder das Wahlparadoxon. Diese Beispiele für irrationales normatives Verhalten stellen rationale Modelle der Normbefolgung vor das Problem, dass Akteure sich nicht *rational* dafür entscheiden können, sich *irrational* zu verhalten. Elster paraphrasiert in diesem Zusammenhang Weber, und merkt an, dass »a social norm is not like a taxi from which one can disembark at will« (Elster 2004a: 43). In der sozialen Wirklichkeit befolgen Akteure eine Norm auch dann, wenn es nicht der Vermehrung des individuellen Nutzens dient.

Andere Argumente aus der rationalen Perspektive beziehen sich auf die *kollektive* Rationalität von Normen. Wie bereits angedeutet, haben soziale Normen in vielen Fällen einen sozial funktionalen und in diesem Sinne Struktur verstärkenden Charakter. Einige Vertreter der rationalistischen Position unterstellen darüber hinaus die Pareto-Optimalität einer normierten Gesellschaft: Demnach ist in einer spezifisch normierten Gesellschaft kein Akteur schlechter und ein wesentlicher Anteil der Akteure besser gestellt als in einer Gesellschaft, in der diese spezifische Norm nicht vorhanden ist. Normen wären damit gesellschaftliche Institutionen, deren primärer Zweck in der Kompensation von Marktversagen liegt (Elster 1989: 107f).

Dass soziale Normen die Bedingungen der Pareto-Optimalität erfüllen, erscheint generell zweifelhaft. Benimmregeln oder modische Normen erfüllen diese Bedingungen zum Beispiel nicht, sind aber trotzdem allgegenwärtige und effektive soziale Normen. Sie mögen als Distinktionsinstrumente zwar sozial funktional sein, sich jedoch kaum durch kollektive Rationalität auszeichnen. Auch Normen gegen bestimmte Arten zwischenmenschlicher Beziehungen erfüllen nicht die Bedingungen der kollektiven Rationalität. Normen gegen Homosexualität oder gegen ethnisch gemischte Paarbeziehungen verlieren nicht nur zunehmend an Gültigkeit, sondern weisen auch keinerlei rationale Eigenschaften auf. Die Verwendung von Geld ist in modernen Gesellschaften ebenfalls streng normiert: Elster führt das Beispiel an, dass man einen Platz in einer Warteschlange nicht käuflich von einem anderen Wartenden erwerben wird, obgleich dadurch vermutlich eine Pareto-Verbesserung erzielt werden könnte (Elster 1989: 109).

Angesichts dieser überaus plausiblen Einwände gegen eine Erklärung der Befolgung sozialer Normen allein aufgrund rationaler Erwägungen besteht die Option, soziale Normen *unter anderem* auf psychologische oder

biologische Mechanismen und Dispositionen zu beziehen (Elster 1989: 115). Heinrich Popitz (1967) vertritt die Auffassung, dass die Normierung neben der Differenzierung das grundlegendste Merkmal einer jeden Gesellschaft ist. Neben der elementaren Bedeutung der Analyse der Normbefolgung folgert Popitz daraus aber auch, dass eine solche Universalität sich nur dann begründen lässt, wenn man »anthropologische Hypothesen« in die Analyse einführt (Popitz 1967: 8).

Eine Möglichkeit, der psychologisch-anthropologischen Komponente Rechnung zu tragen, besteht in der Berücksichtigung von Emotionen. Elster fügt deshalb seiner Definition sozialer Normen als sozial verteilt, nicht nutzenorientiert und sanktionsbasiert das Kriterium »sustained by internalised emotions« hinzu (Elster 1996: 1389). In der bisherigen Darstellung der Befolgung sozialer Normen spielen Sanktionen eine wichtige Rolle beziehungsweise sind Bestandteil der Definition sozialer Normen. Sie tragen zur Befolgung sozialer Normen bei, indem sie wie Kosten oder negative Anreize wirken, die mit bestimmten, das heißt abweichenden Verhaltensweisen verbunden sind. Abweichendes Verhalten führt damit nicht nur für den handelnden Akteur zu Kosten, sondern auch für denjenigen, der sie mit Sanktionen bestraft. Dies trifft insbesondere auf Dritte als Sanktionierer zu, die weder von der Normverletzung unmittelbar betroffen sind, noch von einer Sanktion unmittelbar profitieren. Insofern müssen andere Mechanismen existieren, die sowohl altruistisches Sanktionieren erklären als auch die Befolgung von Normen in Abwesenheit materieller Sanktionen. Der Sanktionsmechanismus bietet sich in besonderer Weise an, die geforderten psychologisch-anthropologischen Hypothesen anhand von Emotionen zu überprüfen.

Elster (1996/1999/2004a) vermutet, dass Sanktionen in ihrer Gesamtheit, von Missfallensbekundungen, über soziale Ausgrenzung bis hin zur Verweigerung von Ressourcen und Kooperation, normverletzende Akteure nicht lediglich aufgrund ihrer materiellen Konsequenzen tangieren, sondern sie dienen als Vehikel, um negative Emotionen wie Geringschätzung, Wut, Ärger, Entsetzen oder Verachtung auf Seiten des Sanktionierers über deren Expression hinaus zum Ausdruck zu bringen. Zum Objekt solcher negativen Emotionen zu werden kann als wesentlich tief greifender erfahren werden als der Verlust ausschließlich materieller Ressourcen, denn diese negativen Emotionen weisen auf den Verlust bedeutender *sozialer* Ressourcen hin, wie zum Beispiel Unterstützung und Kooperationsbereitschaft.

Verschärfend kommt hinzu, dass normverletzende Akteure auf diese Sanktionen wie auf ihr eigenes Verhalten in der Regel ebenfalls mit negativen Emotionen reagieren, vor allem mit Scham und Schuld. Das Schamgefühl wiegt dabei deutlich schwerer, da sich in ihm auch die Perspektive des Sanktionierers spiegelt und das *soziale* Selbst des Akteurs in die Interpretation einer Sanktion mit einbezieht (vgl. Ketelaar/Au 2003). Zusätzliche Unterstützung erfährt diese Position mit Blick auf das in Abschnitt 4.2.1 dargestellte »Mood as Information«-Paradigma.

Der Scham als »master emotion of everyday life« (Scheff/Retzinger 2000) kommt dabei eine Schlüsselfunktion zu: Sie zeigt die Gefährdung beziehungsweise Bedrohung sozialer Bindungen an, beispielsweise aufgrund von abweichendem Verhalten, und führt in der Konsequenz zur Furcht vor einem solchen Verlust (Scheff 1997). »The point that shame is a response to bond threat cannot be emphasized too strongly, since in psychology and psychoanalysis there is a tendency to individualize shame, taking it out of its social matrix« (Scheff/Retzinger 2000). Diese Funktion der Scham als ein »moral gyroscope« (ebd.) ist deshalb von großer Bedeutung, weil sie Normverletzungen auf *nicht-propositionale* Weise signalisiert. Das heißt, es bedarf keiner bewussten Überlegungen und Einschätzungen einer Situation, um anhand des Schamgefühls auf abweichendes Verhalten hingewiesen zu werden. Elster illustriert die Bedeutung der Scham in Bezug auf die soziale Wertschätzung anhand einiger prominenter Zitate (Elster 2004b: 161):

»Compared with the contempt of mankind, all other evils are easily supported« (Adam Smith),

»The desire of esteem is as real a want of nature as hunger; and the neglect and contempt of the world as severe a pain as gout and stone« (John Adams),

»Shame is the imagination of disgrace, in which we shrink from the disgrace itself and not from its consequences« (Aristotle).

Diese Position kann auch auf neuronaler Ebene untermauert werden, zum Beispiel anhand einer fMRT-Studie, die die Wirkung von Scham und ähnlichen Emotionen veranschaulicht. Dabei wurden Scham, Schuld und soziale Zurückweisung als »sozialer Schmerz« definiert, als »distressing experience arising from the perception of actual or potential psychological distance from close others or a social group« (Eisenberger/Lieberman 2004: 294). Anhand eines einfachen Ballspiels wurde untersucht, wie soziale Exklusion auf neuronaler Ebene verarbeitet wird, wobei zwischen expliziter, das heißt intentional herbeigeführter, und impliziter, durch äu-

ßere Umstände bedingter Exklusion unterschieden wird. Die Versuchspersonen nahmen an einem computerbasierten Ballspiel mit je zwei weiteren Mitspielern⁴⁵ teil. Diese Mitspieler integrierten die Probanden in das Spiel oder schlossen sie von der Teilnahme aus. Die Exklusionssituation wurde im impliziten Fall mit technischen Problemen erklärt, im expliziten Fall mit dem ausdrücklichen Wunsch der beiden Mitspieler. Die Ergebnisse zeigen in expliziten wie impliziten Exklusionssituationen ein deutliches Aktivierungsmuster des anterioren cingulären Cortex, wie es auch für die Empfindung von physischem Schmerz und körperlichem Unwohlsein charakteristisch ist. Insofern scheint die Annahme nicht unplausibel, dass soziale Exklusion beziehungsweise sozialer und physischer Schmerz auf denselben neuronalen Korrelaten und computationalen Mechanismen basieren (Eisenberger u. a. 2003: 291; Eisenberger/Lieberman 2004: 295; vgl. auch Panksepp 2003c).

Damit spiegelt die Studie zwar nicht die Reaktion auf eine Normverletzung *par excellence* wieder, unterstützt jedoch die Rolle von Scham, Schuld und sozialer Zurückweisung als wirkungsvolle negative Anreize, deren aversives Potenzial mit dem physischen Schmerzen offenbar durchaus vergleichbar ist. Die Studie zeigt auch, welchen Einfluss Scham, Schuld und Zurückweisung beziehungsweise deren Antizipation auf die Handlungs- und Verhaltensoptionen ausüben. Führen bestimmte Handlungen wie zum Beispiel Normverstöße mit hoher Wahrscheinlichkeit zu solchen aversiven Emotionen, kann man Akteuren aller Voraussicht nach eine starke Motivation unterstellen, Handlungen zu vermeiden, die eben solche Emotionen zur Folge haben. Auch wenn es auf den ersten Blick so scheint, als gingen diese Emotionen in die Bewertung von Handlungsoptionen wie Preise oder Kosten ein: Berechnungen dieser Art können *nicht* als rein rationale Varianten konzeptualisiert werden, weil die Wirkung von Emotionen immer auch auf subsymbolischer beziehungsweise nicht-propositionaler Ebene stattfindet, so dass der Einfluss der Akteure darauf begrenzt ist und – sofern vorhanden – wiederum durch die Emotionen beeinflusst wird.

Vor diesem Hintergrund müssen auch Sanktionen in einem anderen Licht gesehen werden. Ausschlaggebend für die Effektivität einer Sanktion ist demnach *nicht* die Frage, wie hoch die Kosten einer Normverletzung und der resultierenden Sanktion für den abweichenden Akteur sind (im

⁴⁵ Die Probanden wussten nicht, dass es sich bei den Mitspielern de facto um ein Computerprogramm handelte (vgl. Eisenberger u. a. 2003: 291).

Sinne eines Preises, den er für die Normverletzung bereit ist, zu zahlen), sondern wie hoch die Kosten für denjenigen sind, der die Sanktion letztendlich implementiert. Um einen Normverletzer zu sanktionieren, sind Akteure mitunter bereit, immense Kosten in Kauf zu nehmen, die die Folgen des abweichenden Verhaltens bei weitem übersteigen. Geht man davon aus, dass materielle wie soziale Sanktionen auch ein Vehikel für negative Emotionen gegenüber dem Normverletzer sind, dann werden diese Emotionen folglich umso stärker zum Ausdruck gebracht, je höher die Kosten einer Sanktion für den Sanktionierer sind. Dementsprechend variiert auch die empfundene Scham mit der Höhe der Kosten für den Sanktionierer. Die Kosten, die ein Sanktionierer bereit ist, auf sich zu nehmen, signalisieren dem Normverletzer in Verbindung mit der empfundenen Scham die Schwere des abweichenden Verhaltens (vgl. Elster 1999: 146; 2004a: 44).

Eine Reihe guter Argumente spricht also dafür, dass die Befolgung sozialer Normen eng mit Emotionen und Sanktionen verknüpft ist, auf Seiten der abweichenden Akteure ebenso wie auf Seiten der Sanktionierer. Scham und Schuld dienen neben ihrer aversiven phänomenalen Komponente als verinnerlichter Indikator und Gradmesser für die Verletzung sozialer Normen. Wut, Verachtung, Geringschätzung und andere negative Emotionen der Sanktionierer sind – ebenfalls neben ihrer aversiven phänomenalen Komponente – ein weiterer Auslöser und Verstärker für Scham, Schuld oder Unwohlsein. Diese Emotionen stellen starke negative Anreize dar, die Akteure zur Befolgung sozialer Normen bewegen. Diese Anreize entfalten ihre Wirkung nicht nur in der sozialen Interaktion – obgleich sie dort durch die Emotionen der Sanktionierer verstärkt werden –, sondern erklären auch die Befolgung sozialer Normen in Abwesenheit anderer Akteure und ohne die Möglichkeit der externen Sanktionierung. In diesen Fällen sind externe Sanktionen in Form von negativen Emotionen internalisiert worden: der Fremdzwang wird zum Selbstzwang.

Mehrere empirische Studien untermauern diese Argumentation. Die Kombination spieltheoretischer Experimente mit bildgebenden Verfahren erlaubt weitgehende Einblicke in die unbewussten und emotionalen Grundlagen des Handelns und Entscheidens in normativ streng regulierten Kooperations- und Dilemmasituationen. Dabei wird zwischen der Perspektive des Sanktionierers und des Sanktionierten unterschieden. Die Studien machen sich den Umstand zu Nutze, dass Kooperation in dyadischen Austauschsituationen größtenteils auf einer Norm der *bedingten Koope-*

ration basiert. Diese Norm schreibt kooperatives Verhalten nur für den Fall vor, dass der jeweils andere ebenfalls kooperiert. Bedingte Kooperation führt überwiegend zu stabilen Austauschstrategien wie der »Retourkutsche« beziehungsweise der »Wie Du mir, so ich Dir« (*tit-for-tat*) Strategie, obgleich sich trotzdem immer Trittbrettfahrer finden, die niemals kooperieren (Axelrod/Hamilton 1981; Fehr/Fischbacher 2004a).

Als Erklärungen dieser Strategie werden unter anderem die direkte und indirekte Reziprozität sowie »costly signaling« gesehen (Axelrod/Hamilton 1981). Ungeklärt bleibt nach wie vor die Frage, warum Akteure auch dann die Norm befolgen und kooperieren, wenn es sich um eine *einmalige* Interaktion handelt und keine Einflüsse auf die Reputation zu erwarten sind, die die Komplexität zukünftiger Interaktionen reduzieren könnten (vgl. Fehr/Gächter 2002). Offensichtlich spielt dabei die Möglichkeit eine Rolle, dass abweichendes Verhalten durch Dritte sanktioniert wird. Spieltheoretische Untersuchungen zeigen, dass die Kooperationsbereitschaft deutlich zunimmt, wenn die Möglichkeit des altruistischen Sanktionierens besteht, und tendenziell abnimmt, wenn diese Möglichkeit nicht besteht (Bendor/Swistak 2001; Fehr/Fischbacher 2004a: 186; Fehr/Fischbacher 2004b: 64f; Fehr/Gächter 2002).

Eine Möglichkeit, die Funktion altruistischer Sanktionen für die Befolgung sozialer Normen zu zeigen, ist das Gefangenendilemma mit drei Spielern⁴⁶. Dabei hat ein dritter Spieler, der die Züge der ersten beiden Spieler des Gefangenendilemmas beobachtet, die Möglichkeit, unkooperatives Verhalten zu sanktionieren. Sanktionen reduzieren den Gewinn des unkooperativen, normverletzenden Spielers und verursachen moderate Kosten für den Sanktionierer. Alle Spieler sind anonym und gehen keine weiteren Interaktionen miteinander ein. Die Ergebnisse zeigen, dass etwa 60 Prozent der Beobachter unkooperatives Verhalten sanktionieren, obgleich sie keinerlei »rationalen« Vorteil daraus ziehen und ihnen im Gegenteil sogar Kosten entstehen (Fehr/Fischbacher 2004b).

Auch mit dem Ultimatum-Spiel lässt sich die Bedeutung der uneigennütigen Bestrafung für die Befolgung sozialer Normen gut veranschauli-

46 Das Gefangenendilemma ist im Fall der Fehr/Fischbacher-Experimente (2004a/2004b) als Spiel um die Bereitstellung öffentlicher Güter konzipiert: Zwei Spieler haben grundsätzlich zwei Möglichkeiten: zu kooperieren oder nicht zu kooperieren. Kooperiert keiner der beiden Spieler, wird das öffentliche Gut nicht zur Verfügung gestellt, kooperieren beide, profitieren beide Spieler von dem Gut und teilen sich gleichermaßen die Kosten. Für beide besteht stets ein Anreiz, nicht zu kooperieren, und so vom Gut zu profitieren, ohne dabei jedoch zu den Kosten beizutragen.

chen. Im Ultimatum-Spiel steht einem Teilnehmer ein bestimmter Geldbetrag zur Verfügung, den er nach eigenem Ermessen zwischen sich und einem weiteren Teilnehmer aufteilen kann. Nimmt der andere Spieler das Angebot an, wird der Betrag wie vorgeschlagen aufgeteilt, lehnt er das Angebot jedoch ab, erhält *keiner* der Spieler Geld. Der Spieler, der den Vorschlag zur Aufteilung unterbreitet, muss also eine Aufteilung finden, die ihn selbst möglichst gut stellt, den anderen Spieler aber nicht zur Ablehnung bewegt. Etwa zwei Drittel der Vorschläge liegen zwischen 40 und 50 Prozent des Gesamtbetrags, lediglich vier Prozent der Spieler bieten weniger als 20 Prozent des Betrags. Mehr als die Hälfte aller Versuchspersonen lehnt Angebote ab, die weniger als 20 Prozent betragen. Dem Modell der rationalen Wahl zufolge müssten die Spieler jedoch *jedes* Angebot annehmen (Sanfey u. a. 2003: 1755; Sigmund u. a. 2002: 53).

Abgesehen davon, dass das Ultimatum-Spiel und das Gefangenendilemma mit Sanktionsmöglichkeit deutlich die Grenzen von Rational-Choice Modellen aufzeigen, lassen sie auch Aussagen zur Bedeutung von Sanktionen für die Befolgung beziehungsweise Durchsetzung sozialer Normen zu. Die hohe Ablehnungsquote bei Angeboten, die als unfair empfunden werden, kann ebenso wie das Bestrafen unkooperativer Spieler im Gefangenendilemma als Sanktion einer Verletzung der Norm bedingter Kooperation oder einer Fairnessnorm interpretiert werden, wobei die Sanktionierer auf eigene Kosten und ohne die Möglichkeit der Abschreckung, Reputationsbildung oder einer späteren Belohnung sanktionieren.

In Bezug auf die Befolgung und Durchsetzung sozialer Normen legen diese Ergebnisse nahe, dass die Möglichkeit des altruistischen Sanktionierens eine wesentliche Voraussetzung für die Funktion sozialer Normen ist.

»The willingness to sanction norm violations and noncooperative behavior is crucial for the maintenance of social order. Such sanctions sustain the viability of a myriad of informal agreements in markets, organizations, families, and neighborhoods« (Falk u. a. 2005: 2028).

Angesichts dieser Bedeutung informeller und uneigennütziger Sanktionen stellt sich also die entscheidende Frage, *warum* Akteure unter diesen Bedingungen überhaupt Normüberschreitungen sanktionieren beziehungsweise welche unmittelbaren Mechanismen diesem Verhalten zu Grunde liegen. Eine mögliche Erklärung sind Emotionen. Unkooperatives Verhalten und Trittbrettfahren – also die Verletzung von Fairness- und Kooperationsnormen – führen in kooperierenden Akteuren zu starken negativen Emotionen wie Wut und Verärgerung, die von Trittbrettfahrern so auch antizi-

piert werden. Die aus einer Normverletzung resultierenden negativen Emotionen werden umso stärker empfunden und zum Ausdruck gebracht, je deutlicher jemand vom normativ vorgeschriebenen Verhalten abweicht (Fehr/Gächter 2002: 139).

Diese qualitativen Ergebnisse können mit Hilfe bildgebender Verfahren weiter untermauert werden. Eine fMRT-Studie zu den neuronalen Korrelaten des Verhaltens im Ultimatum-Spiel zeigt, dass als unfair empfundene Angebote mit einer signifikant höheren Aktivität in der anterioren Insula, dem präfrontalen Cortex und dem anterioren cingulären Cortex einhergehen (Sanfey u. a. 2003). Die Aktivierung der anterioren Insula korreliert dabei mit der Stärke der Normverletzung. Diese Aktivierungsmuster, besonders der Insula, stimmen weitgehend mit Aktivierungen überein, die für basale affektive Reaktionen wie Schmerz, Unwohlsein, Hunger und Durst charakteristisch sind. Darüber hinaus ist die Insula auch an der Einschätzung und Repräsentation weiterer basaler Affekte, insbesondere Wut, Ärger und Ekel beteiligt (ebd.). Die Studie sah auch die Möglichkeit vor, dass Angebote entweder von einem Mitspieler oder von einem Computer unterbreitet wurden. Gibt ein menschlicher Spieler das unfaire Angebot ab, sind die geschilderten Reaktionen signifikant stärker als im Fall eines computergenerierten Angebots. Dieser Unterschied legt den Schluss nahe, dass die Aktivierung der für negative Affekte und Emotionen bedeutenden Hirnregionen nicht lediglich als eine Folge des »reinen« Geldangebots interpretiert werden kann, sondern dass sie als Reaktion auf eine unfaire, das heißt nicht normkonforme Handlung verstanden werden muss (Sanfey u. a. 2003: 1756).

Auch die neuronalen Korrelate des altruistischen Sanktionierens sprechen für die These, dass Emotionen maßgeblich an der Durchsetzung sozialer Normen beteiligt sind. Geht man davon aus, dass das uneigennützig Bestrafen einer Normverletzung kein automatisches, instinktähnliches Verhalten, sondern in der Regel intentionales und wohl überlegtes – wenn gleich nicht rationales – Handeln ist, dann muss auch ein entsprechender Motivator dieses Handelns existieren. Eine PET-Studie in Verbindung mit einem Vertrauensspiel⁴⁷ zeigt, dass die Sanktionierung von Normverletzern signifikant mit einer Erhöhung der Aktivität in solchen Hirnregionen korreliert, die üblicherweise der Verarbeitung von Belohnungswertfaktoren zu Grunde liegen. Als ein Motivator altruistischen Sanktionierens lässt sich

47 Vgl. im Detail de Quervain u. a. (2004: 1254f).

deshalb die Empfindung positiver Affekte wie zum Beispiel Genugtuung und Befriedigung vermuten (de Quervain u. a. 2004; Rilling u. a. 2002; vgl. auch Spitzer u. a. 2007; Stephen/Pham 2008).

Insbesondere der Nucleus caudatus zeigt in solchen Situationen eine erhöhte Aktivität, in denen Akteure den Wunsch verspüren, abweichendes Verhalten zu bestrafen und dieses auch tatsächlich umsetzen können. Der Nucleus caudatus spielt allgemein eine zentrale Rolle in der Verarbeitung von sozialen und nicht-sozialen Belohnungswertfaktoren. So lässt sich eine Aktivierung des Nucleus caudatus bei Betäubungsmitteln wie Nikotin oder Kokain ebenso feststellen wie bei kulturellen Artefakten, zum Beispiel luxuriösen Sportwagen (vgl. Erk u. a. 2002).

Die positive Korrelation zwischen dem Grad der Aktivierung des Nucleus caudatus und der Stärke der implementierten Sanktionen lässt sich auf zweierlei Weise interpretieren: Entweder verschafft eine ausgeprägte Bestrafung starke Befriedigung, was sich in der höheren Aktivität des Nucleus caudatus zeigt. Alternativ ist denkbar, dass Akteure, die sich eine höhere Befriedigung von einer Sanktion versprechen, auch tatsächlich mehr in die Bestrafung investieren, so dass – und hier kehrt sich die Kausalität um – die stärkere Aktivierung des Nucleus caudatus höhere Investitionen in Sanktionen begünstigt (de Quervain u. a. 2004: 1257). Die Daten sprechen offenbar für letztere Variante, so dass de Quervain und Kollegen (2004) daraus den Schluss ziehen, dass die höhere Aktivierung des Nucleus caudatus die *erwartete* Genugtuung einer Sanktionierung widerspiegelt. Diese Interpretation deutet wiederum darauf hin, dass die affektive Reaktion auf die erwartete Genugtuung einer Sanktionierung vermutlich die *Ursache* und nicht die Folge des ausgeprägten Bestrafens ist. Damit ist sie auch konsistent mit den in Abschnitt 4.2 dargestellten Einflüssen von Emotionen auf das Entscheidungshandeln.

Die Ergebnisse von Sanfey und Kollegen (2003) und die Studien von de Quervain u. a. (2004) zeigen auch eine deutliche Aktivierung bestimmter Bereiche des Stirnhirns, die in Entscheidungssituationen für die Integration von Informationen verschiedener Modalitäten verantwortlich sind, in diesem Fall das propositionale Wissen aus der kognitiven Einschätzung der Situation und die entsprechenden affektiven Informationen aus subkortikalen Arealen (siehe Abschnitt 3.1.2). Ähnliche, jedoch nur eingeschränkt sozialwissenschaftlich aussagefähige Ergebnisse liefert eine weitere fMRT-Studie, die zeigt, dass während der bloßen Wahrnehmung einer Normverletzung solche Hirnregionen besonders aktiv sind, die üblicherweise an der

Repräsentation der negativen Emotionen anderer Akteure, etwa im Fall einer wahrgenommenen Expression, beteiligt sind. Darüber hinaus ist auch eine Zunahme der Aktivität in Regionen zu beobachten, die für die Repräsentation der mentalen Zustände anderer Akteure von Bedeutung sind, zum Beispiel bei Empathie (Berthoz u. a. 2002).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Bedeutung von Emotionen für die Durchsetzung und Befolgung sozialer Normen einen weiteren Schritt zur Erklärung der Funktion von Emotionen als bidirektionalem Vermittler zwischen Handlung und Struktur darstellt. Emotionen sind selbst maßgeblich durch soziale Normen geprägt, sorgen aber gleichzeitig dafür, dass Normen in der sozialen Interaktion befolgt und durchgesetzt werden. Unzweifelhaft ist, dass gesellschaftliche Normen für die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung unverzichtbar sind. Sie reglementieren insbesondere in sozialen Interaktionen die Handlungsoptionen der Akteure und legen fest, welche Verhaltensweisen unter welchen Umständen als sozial erwartet gelten. Dabei kann davon ausgegangen werden, dass Normen *sozial funktional* in dem Sinne sind, dass normkonformes Verhalten die strukturelle Integrität einer sozialen Einheit eher stabilisiert als destabilisiert.

Warum Akteure letztendlich soziale Normen befolgen, ist jedoch eine weitgehend ungeklärte Frage. Dass dafür nicht allein rationale Beweggründe, sondern auch Emotionen ausschlaggebend sind, konnte aus zwei unterschiedlichen Perspektiven anhand einiger Beispiele veranschaulicht werden. Aus Sicht des Normverletzers zählen negative Emotionen wie Scham, Schuld oder Verlegenheit ebenso als Sanktionstatbestände wie materielle Sanktionen. Sie sind auch deshalb so wirkungsvoll, weil ihr aversives Potenzial mit dem des physischen Schmerzes vergleichbar ist und Akteure deshalb stark motiviert sind, diese Emotionen zu vermeiden. Ihre besondere Funktion liegt darin, dass sie auch in Abwesenheit anderer Akteure und externer Sanktionen ihren Beitrag zur Normbefolgung leisten. Vor dem Hintergrund der sozialen Strukturen des Empfindens (siehe Abschnitt 3.3) kann folglich mit Blick auf diese Emotionen – sofern sie ohne externe Sanktionen entstehen – ein besonderes, auf soziale Normen ansprechendes Instrument der primären sozialen Kontrolle vermutet werden.

Werden sie durch externe Sanktionen ausgelöst, liegt (zusätzlich) ein Fall sekundärer sozialer Kontrolle vor. Uneigennützig Sanktionen Dritter, die abweichendes Verhalten auch dann bestrafen, wenn der Sanktionierer davon nicht unmittelbar betroffen ist, spielen dabei eine herausragende

Rolle. Sie tragen maßgeblich zur Durchsetzung sozialer Normen bei, sind aber der Erklärung anhand rationaler Kriterien kaum zugänglich. Stattdessen hat sich gezeigt, dass Normverletzungen in anderen, kooperierenden Akteuren starke negative Emotionen wie Wut und Verärgerung auslösen. Die Antizipation von Genugtuung und die Aussicht darauf, dass sich die negativen Emotionen abschwächen, sind primäre Motivatoren, um abweichendes Handeln zu sanktionieren. Damit bleibt die Sanktionierung als ein ausschlaggebender Mechanismus der Normbefolgung erhalten. Man kann jedoch davon ausgehen, dass sie nicht nur aufgrund ihrer materiellen, sondern auch aufgrund der sozial- emotionalen Komponenten von Bedeutung sind.

Wird in der sozialen Interaktion also eine Abweichung von geltenden Normen festgestellt, zum Beispiel durch eine wahrgenommene Emotions-expression oder durch normverletzendes Handeln, spielen Emotionen auf Seiten des abweichenden Akteurs eine ebenso große Rolle wie auf Seiten des Sanktionierers. Sie tragen aufgrund ihrer primären Kontrolleigenschaften dazu bei, Abweichungen von internalisierten normativen Verhaltensweisen anzuzeigen und abzuwenden. Ihre sekundären Kontrolleigenschaften veranlassen Akteure dazu, wahrgenommene Abweichungen von geltenden Normen auch uneigennützig zu bestrafen und damit Handlungen zu unterbinden, die nicht zur Reproduktion sozialer Ordnung beitragen.

6. Schlussbetrachtung

Die drei vorangegangenen Kapitel sind der Frage nachgegangen, welche Rolle Emotionen bei der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung spielen. Sie haben sich mit der Hypothese auseinandergesetzt, dass Emotionen eine zentrale Funktion als bidirektionalem Vermittler zwischen Handlungen und sozialen Strukturen zukommt. In einer interdisziplinären emotionstheoretischen Analyse, die sich zwischen neurowissenschaftlichen, psychologischen und soziologischen Paradigmen und Modellen bewegt, wurden die Emotionsentstehung, der Einfluss von Emotionen auf das Akteurshandeln sowie die Bedeutung von Emotionen in der sozialen Interaktion untersucht.

Dieses abschließende Kapitel fasst die Vorgehensweise und die drei zentralen Untersuchungsschritte zusammen und stellt im Anschluss bilanzierend und pointierend die wesentlichen Ergebnisse dar. Dabei werden sowohl die Stärken als auch die Schwachpunkte der Untersuchung diskutiert, um schließlich in einem Ausblick die Weiterentwicklung und vor allem die mögliche empirische Überprüfbarkeit der Ergebnisse auszuloten.

6.1 Zusammenfassung

Ausgangspunkt der Untersuchung ist ein zentrales Problem der Sozialwissenschaften, im Besonderen der Soziologie: die Frage nach dem Mikro-Makro-Link und den Zusammenhängen von individuellem Handeln und sozialen Strukturen. Die Arbeit prüft die Hypothese, dass Emotionen eine wesentliche Rolle bei der Entstehung und Reproduktion sozialer Strukturen – der sozialen Ordnung – spielen, und dass die Betrachtung soziologischer Emotionstheorien allein nicht ausreicht, um diese Rolle adäquat zu untersuchen. Aus diesem Grund wurde auf ein weites Spektrum von Emo-

tionstheorien aus verschiedenen Disziplinen zurückgegriffen. Theorien aus den Neurowissenschaften, der Psychologie und der Soziologie wurden im Hinblick auf die Problemstellung analysiert, zentrale Aussagen dieser Theorien extrahiert und zur Beantwortung der Forschungsfrage im Sinne der explorativen, qualitativ-heuristischen Sozialforschung zusammengeführt.

Die Untersuchung wurde in drei maßgebliche Schritte untergliedert und hat Emotionen sowohl als abhängige als auch als unabhängige Variable betrachtet, um zu zeigen, wie tief greifend Emotionen gesellschaftlich geprägt und strukturiert sind und wie sie über das Handeln und die soziale Interaktion strukturierend in die soziale Umwelt zurückwirken.

Kapitel drei hat den ersten Schritt der Untersuchung anhand neurowissenschaftlicher und psychologischer Emotionstheorien vollzogen und die Plastizität und Formbarkeit der Emotionsentstehung dargestellt. Ausgehend von der Beobachtung, dass Emotionen sowohl in komplexen sozialen Umgebungen als auch bei einfachen, nicht-sozialen Ereignissen zügig und automatisch entstehen und adaptive Handlungen vorbereiten, wurden die neuronalen und kognitiven Grundlagen der Emotionen untersucht, um anschließend näher bestimmen zu können, auf welcher gemeinsamen Basis Komplexität und Automatizität von Emotionen gleichsam realisiert werden können und inwieweit diese Basis von der sozialen Umwelt geprägt wird.

Die Ursache dieses »doppelten Gesichts« der Emotionsentstehung liegt auf der Ebene ihrer neuronalen Grundlagen in der ausgeprägten Interaktion von kortikaler und subkortikaler Informationsverarbeitung. Es konnte gezeigt werden, dass das basale (subkortikale) Affektsystem zwar vergleichsweise einfach, aber dafür zügig und unbewusst auf relevante Ereignisse reagiert und dadurch die weitere kortikale, bewusste Verarbeitung beeinflusst. Die Entstehung komplexer sozialer Emotionen, die auf Konzepten, semantischem Wissen und höheren Kognitionen basieren, kann deshalb nicht losgelöst von zuvor in subkortikalen und evolutionär älteren Hirnarealen entstandenen Affekten betrachtet werden, die auf wesentlich einfachere Informationen und Repräsentationen angewiesen ist.

Auf kognitiver Ebene spiegeln sich diese beiden Modi der Emotionsentstehung in der assoziativen und deliberativen Informationsverarbeitung wieder. Auf der Grundlage von Einschätzungstheorien der Emotionsentstehung konnte gezeigt werden, dass die subjektive Bedeutung eines Ereignisses, die ultimativ eine Emotion auslöst, entweder aktiv hergeleitet –

berechnet – wird oder aber bereits in Form eines gespeicherten Schemas vorhanden ist. Die aktive Berechnung wird bewusst vorgenommen und nimmt entsprechend mehr Zeit in Anspruch als der Abruf von gespeicherten Schemas. Aktive Einschätzungen werden im Laufe der Sozialisation und durch Erfahrung in schematische Einschätzungen überführt, die wiederum zu schematischen Emotionen führen. Diese Emotionen weisen einerseits die ursächliche Komplexität sozialer Emotionen auf, andererseits die Automatizität basaler Affekte.

Der erste Untersuchungsschritt konnte schließlich vor allem zeigen, dass beide Modi der Entstehung von Emotionen prinzipiell die Möglichkeit der Prägung und Strukturierung durch die soziale Umwelt zulassen. Im Laufe der Sozialisation entstehen dabei Assoziationen zwischen Affekten und Kategorien von (sozialen) Situationen und Ereignissen, die sich im Prozess der Emotionsentstehung zu komplexen Emotionen vervollständigen. Auf kognitiver Ebene konnte gezeigt werden, dass besonders die Kategorisierung und Schematisierung von ehemals komplexen Informationen zur sozialen Strukturierung von Emotionen beiträgt. Diese Strukturierung zeigt sich ferner in der Plastizität der neuronalen Systeme, die zur Emotionsentstehung beitragen und sich an die Eigenschaften strukturell stabiler sozialer Umgebungen anpassen können. Insofern hat Kapitel drei verdeutlicht, dass die strukturierte soziale Konstruktion von Emotionen nicht nur den Bereich der bewussten Emotionsentstehung umfasst, sondern umso wirksamer auch die unbewussten Affekte betrifft.

In Kapitel vier wurde im zweiten Untersuchungsschritt der Einfluss dieser sozialen Strukturen der Emotionen auf das Handeln und Entscheiden analysiert, so dass schließlich die strukturdynamischen Rückwirkungen der Emotionen in die soziale Umwelt offengelegt werden konnten. Emotionen wurden entsprechend nicht mehr als abhängige, sondern als unabhängige Variable in die Untersuchung einbezogen.

Ausgangspunkt dieses zweiten Analyseschritts waren die klassischen soziologischen Handlungsdeterminanten Normen und Rationalität. Im Anschluss an die exemplarische Darstellung einiger bekannter Schwachstellen dieser Konzepte wurde gezeigt, dass Affekte und Emotionen maßgeblich an der Verarbeitung und Repräsentation von Informationen beteiligt sind und ihre Speicherung sowie ihren Abruf beeinflussen. Folglich sind diese Grundlagen rationalen und normativen Handelns den Wechselwirkungen mit Affekten und Emotionen ausgesetzt.

Als besonders bedeutend wurde festgestellt, dass diese Wechselwirkungen keinesfalls arbiträrer oder disruptiver Natur sind, sondern besonders im Alltagshandeln und bei moderater Intensität eine unterstützende und fördernde Funktion im Handeln erfüllen, die sich zwar nicht an distinkten Emotionen festmachen lässt, sich aber umso deutlicher an der Valenz der Affekte und Emotionen zeigt. Diese Funktion von Emotionen konnte auf neuronaler Ebene anhand der somatischen Marker untermauert werden, die verdeutlicht haben, dass rationales Entscheiden und Handeln in sozialen und persönlichen Zusammenhängen ohne die Beteiligung von Emotionen oft kaum möglich ist. Dabei basieren somatische Marker auf den in Kapitel drei analysierten Mechanismen der sozialen Prägung von Emotionen, so dass ihr Einfluss auf das Handeln ebenso wie die Emotionsentstehung sozial strukturiert sind.

Schließlich konnte mit der Einführung des Begriffs des emotionalen Handelns hervorgehoben werden, dass sich Emotion und Rationalität auch auf konzeptueller Ebene kaum voneinander trennen lassen und Modelle des rationalen Akteurshandelns unvollständig bleiben müssen, solange sie Emotionen nicht als eine Komponente berücksichtigen, die über die bloße Modifikation des (erwarteten) Nutzens hinausgeht.

In Kapitel fünf wurden schließlich im dritten Schritt der Untersuchung die Rückwirkungen sozial strukturierter Emotionen in die soziale Umwelt anhand ihrer sozial interaktiven und kontrollierenden Funktionen weiter untermauert. Als zentrale strukturwirksame Emotionskomponente wurde zunächst die Expression identifiziert, die sich in Abhängigkeit des sozialen Umfelds und sozialstruktureller Positionen außergewöhnlich nuanciert entwickelt. Die Dekodierbarkeit und Effektivität von basalen und bis zu einem gewissen Grad universellen Expressionsmustern hängt maßgeblich vom kulturellen und sozialstrukturellen Hintergrund der Akteure ab.

Dadurch, dass Emotionsexpressionen sich in der Regel unbewusst manifestieren und ebenso wahrgenommen werden können, werden sie unwillkürlich zu einem öffentlich zugänglichen Phänomen und damit wie andere Verhaltensweisen auch zum Gegenstand der (sekundären) sozialen Kontrolle. Die Analyse entsprechender Theorien hat gezeigt, dass die Automtizität von Expressionen einen wesentlichen Beitrag zum nonverbalen interindividuellen Transport von Einschätzungen und Emotionen leistet. Sie trägt dazu bei, die in Kapitel drei beschriebenen Einschätzungsmuster für andere Akteure zugänglich zu machen und entsprechende Emotionen zu induzieren. Diese »emotionale Ansteckung« wurde als wei-

terer Hinweis darauf gewertet, dass sozial strukturierte Emotionen auf subsymbolische und unbewusste Weise in die soziale Umwelt zurückwirken und sie strukturieren.

Darüber hinaus ist im Rückgriff auf soziologische Emotionstheorien deutlich geworden, dass Emotionen und deren Expression umfassend gesellschaftlich normiert sind, und dass Akteure diesen normativen Verhaltenserwartungen mit Strategien der Emotionsregulation und Emotionsarbeit entgegenreten. Es wurde gezeigt, dass diese Strategien auf vielfältige Weise dazu beitragen, die Empfindung sozial strukturierter beziehungsweise normierter Emotionen aufrechtzuerhalten, so dass sie neben den Emotionsnormen zu wichtigen Instrumenten der sekundären sozialen Kontrolle werden.

Schließlich wurde herausgearbeitet, dass soziale Normen selbst wiederum mit Hilfe von Emotionen in der Interaktion durchgesetzt und gesellschaftlich aufrechterhalten werden. Dies konnte insbesondere für Situationen gezeigt werden, die durch Kooperations- und Koordinationsprobleme gekennzeichnet sind. Emotionsexpressionen fungieren darin in besonderem Maße als Signale für Intentionen und beabsichtigte Handlungen und tragen so zur Entschärfung dieser Probleme bei. Emotionen und Gefühle dienen darüber hinaus als wirkungsvolle positive oder negative Sanktionsinstrumente und motivieren normkonformes ebenso wie sanktionierendes Verhalten. Sie tragen dazu bei, normative Verhaltensstandards durchzusetzen und die soziale Funktionalität von Normen zu erhalten. Damit ergänzen sie die klassischen Erklärungen, die auf der Internalisierung und rationalen Befolgung von Normen basieren.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die berücksichtigten Emotionstheorien die Arbeitshypothese im Zuge der drei Untersuchungsschritte nahezu ausnahmslos gestützt und zusätzlich neue Gesichtspunkte aufgeworfen haben, die zu Beginn der Untersuchung nicht absehbar waren. Welche zentralen soziologischen und emotionstheoretischen Ergebnisse sich aus den Untersuchungsschritten ableiten lassen, fasst der folgende Abschnitt zusammen.

6.2 Ergebnisse

Die leitende Hypothese, dass Emotionen eine bedeutende Rolle im Zusammenwirken von Handlungen und sozialen Strukturen und damit in der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung spielen, konnte durch die vorliegende Untersuchung weitgehend bestätigt werden. Damit trägt besonders die interdisziplinäre Sicht auf Emotionen, die neben den originär soziologischen auch biologische und psychologische Emotionskomponenten berücksichtigt, dazu bei, eines der zentralen Probleme der Sozialwissenschaften und der Soziologie besser zu verstehen – den Mikro-Makro-Link und die Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft.

Seit jeher versucht die Soziologie, sich aus dem Dilemma zu befreien, das ihr das Handlungsproblem und das Ordnungsproblem auferlegen: sie hat es einerseits mit autonomen und zu freien Willensentscheidungen fähigen Subjekten zu tun und andererseits mit gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen, deren Emergenz und Eigenschaften sich aus dem Handeln des Einzelnen nicht unbedingt erklären lassen, die aber sehr wohl auf das Handeln des Einzelnen wirken. Prinzipiell stehen alle Soziologen vor einem ähnlichen Problem: Wie können unter der Annahme eines autonomen Akteurs sozialstrukturelle Effekte entstehen, die das gleichförmige und regelmäßige Handeln dieser Akteure voraussetzen? Seit dem Beginn soziologischer Forschung wurden deshalb eine »unsichtbare Hand« oder funktional äquivalente Mechanismen vermutet, die zu kollektiven und nicht intendierten, gleichwohl aber robusten und strukturdynamisch wirksamen Handlungseffekten führen. Anthony Giddens (1984) beispielsweise beschreibt dieses Phänomen als »Dualität der Struktur«, Pierre Bourdieu (1987) hingegen erklärt es über soziale Felder und den Habitus.

Beharrt man bei einer möglichen Antwort auf der strikten Autonomieannahme, dann lassen sich die gesuchten Regelmäßigkeiten zeigen, indem man beispielsweise allen Handlungen unterstellt, sie basierten auf bewussten oder unbewussten rationalen Entscheidungen, also auf Annahmen, die in Bezug auf das individuelle oder kollektive Wohlergehen rational sind. Dass dies nicht ausschließlich der Fall ist, hat Abschnitt 4.2 eingehend dokumentiert.

Verzichtet man auf die strikte Autonomieannahme und lässt die Beeinflussung des Handelns durch soziale Strukturen zu, stellt sich die Frage nach den Mechanismen und der Natur dieser Prägung und Beeinflussung.

Eine Antwort lässt sich auch für diese Alternative finden: Soziale Normen sollen das bewusste und unbewusste Handeln der Akteure restringieren und in gesellschaftlich vorgezeichnete Bahnen lenken, so dass die gesuchten strukturelevanten Regelmäßigkeiten entstehen.

Aber warum werden soziale Normen überhaupt befolgt? Sofern Akteure sich bewusst an ihnen orientieren, sieht man sich wiederum mit dem Problem der Rationalitätsannahme konfrontiert, nimmt man hingegen weitgehend internalisierte Normen an, stellt sich die Frage nach der Rigidität und Determiniertheit des Handelns und der prinzipiellen Möglichkeit sozialen Wandels. Das hat Abschnitt 5.2 dieser Arbeit ausführlich gezeigt.

Als ein Ergebnis der vorliegenden Untersuchung kann festgehalten werden, dass sich Antworten auf diese Dilemmas in Emotionen und ihren Einflüssen auf das Handeln und Entscheiden finden. Die Berücksichtigung von Emotionen, wie sie in dieser Arbeit entwickelt wurde, kann einer Reihe von Problemen des Homo Oeconomicus und des Homo Sociologicus Rechnung tragen und gleichzeitig die prägenden und normierenden Einflüsse sozialer Strukturen abbilden, ohne dabei allzu deterministisch zu sein. Dazu ist jedoch zwingend eine Perspektive auf Emotionen notwendig, die über die klassisch soziologische hinausgeht.

Emotionen können ähnlich wie die in der soziologischen Theorie weit aus prominenteren Kognitionen als Träger sozialer Strukturen angesehen werden – und zwar nicht nur als Surrogat kognitiver Strukturen, sondern als eigenständiges Phänomen. Dabei erlaubt die Einbeziehung neurowissenschaftlicher und psychologischer Emotionstheorien, soziale Plastizität und Strukturierung auch in solchen Bereichen zu lokalisieren, die der soziologischen Analyse allein nicht zugänglich sind. Kapitel drei hat detailliert geschildert, dass die soziale Konstruktion von Emotionen bereits auf der physiologischen Ebene des Affektsystems greift. Affekte sind deshalb keineswegs so »fest verdrahtet« und biologisch determiniert wie Teile der Neuro- und Sozialwissenschaften glauben machen wollen. Sie basieren zwar auf einer einfachen und universalen motivationalen Metrik, die Assoziation von Stimulus und affektiver Reaktion gehört aber bis auf wenige Ausnahmen nicht zum Repertoire der genetisch bedingten Verhaltensprogramme, sondern ist Ausdruck des Lernens, der Sozialisation und der Internalisierung.

Gleiches gilt für komplexere Emotionen wie zum Beispiel Scham und Stolz, die zwar nicht mit den einfachen Möglichkeiten des Affektsystems auskommen, wohl aber auf dessen Aktivität angewiesen sind. Sie benötigen

die Möglichkeit der semantischen Repräsentation von Informationen und konzeptuelles Wissen, das immer schon in sozialen Zusammenhängen entsteht und bis zu einem gewissen Grad vorstrukturiert ist. Komplexität bedeutet in diesem Fall aber nicht notwendigerweise weniger Effektivität und Unmittelbarkeit – auch komplexe Emotionen können schematisch ausgelöst werden, so dass sie ähnlich wie Affekte unbewusst und automatisch entstehen. Die Angst vor dem Säbelzahn tiger und der Schlange ist in der Gegenwartsgesellschaft durch die Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes und der sozialen Anerkennung ersetzt worden – ohne dass letztere weniger effektiv oder handlungswirksam wären.

Die soziale Umwelt prägt und strukturiert nicht nur das Wissen, die Einstellungen, Überzeugungen und Wünsche der Akteure, sondern (dadurch) auch ihre Emotionen. Im Rückblick auf die bei Fertigstellung dieser Arbeit gerade beendete Fußball-Weltmeisterschaft 2006 sind kurzfristig beobachtbare Phänomene sozial strukturierter Emotionen – die kollektiven Emotionen – vermutlich noch in guter Erinnerung. Geht man weiter in der Geschichte zurück oder nimmt eine globale Perspektive ein, lassen sich auch Ereignisse rekapitulieren, die man in deutlich schlechterer Erinnerung hat.

Diese Arbeit hat insbesondere in Kapitel drei Mechanismen aufgezeigt, die der Erklärung emotionaler Phänomene dienen, die zwar mit den genannten kollektiven Emotionen vergleichbar sind, aber wesentlich subtiler und zu großen Teilen unbewusst operieren, so dass sich die Mehrzahl der Akteure ihrer Existenz überhaupt nicht bewusst ist. Diese »emotionalen Klimas« sind auch deshalb schwerer zu identifizieren, weil sie anders als kollektive Emotionen von geringerer Intensität sind und oft keine unmittelbaren, sondern längerfristige kollektive Handlungseffekte aufweisen. Diese Effekte zeigen sich im Gegensatz zu kollektiven Emotionen nicht in spontanen Handlungen, sondern zum Beispiel in der Entstehung sozialer Bewegungen oder eben in der Reproduktion der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die Soziologie der Emotionen profitiert von dieser interdisziplinären Sicht auf Emotionen dahin gehend, dass mit ihr zwei lange Zeit entgegengesetzte Paradigmen weiter synthetisiert werden können. Die in Kapitel drei erarbeiteten Ergebnisse tragen zum einen den positivistischen Ansätzen der Emotionssoziologie Rechnung, indem sie die Unbewusstheit, die Automatizität und die physiologischen Grundlagen von Emotionen als zentrales Moment der Erklärung nutzen. Andererseits erweitern sie die

sozialkonstruktivistischen Theorien dahin gehend, dass sie die prägenden und strukturierenden Einflüsse des Sozialen (die soziale Konstruktion) auch auf Ebenen nachweisen, die von diesen Theorien zumeist als streng biologisch determiniert betrachtet werden.

Neben der Plastizität und Offenheit für soziale Einflüsse ist es deshalb die Handlungswirksamkeit, die Emotionen zum bevorzugten Kandidaten für die Erklärung der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung macht. Emotionen führen im Gegensatz zu anderen konditionierten Verhaltensweisen nicht unmittelbar zu einer bestimmten Handlung, sondern sie bedingen durch ihren Einfluss auf die Kognitionen und die Physiologie »lediglich« Handlungs- und Verhaltenstendenzen. Dadurch lässt sich sowohl ein strenger Determinismus des Handelns vermeiden als auch die Autonomie und die begrenzte Rationalität von Entscheidungen berücksichtigen. Emotionen erhöhen in größeren sozialen Zusammenhängen die Wahrscheinlichkeit, dass bestimmte Handlungen regelmäßig ausgeführt werden, andere hingegen deutlich seltener zu beobachten sind.

Handeln und Verhalten sind – der hier zu Grunde gelegten Mikrofundierung folgend – die entscheidenden Dimensionen, die die soziale Strukturierung der Umwelt überhaupt erst ermöglichen. Ohne sie ist strukturierte Sozialität nicht denkbar. Handlungen basieren auf unterschiedlichen Zielen und Motiven und sind je nach sozialem Kontext mehr oder weniger restringiert und sozial funktional. Dass für die Entstehung und die Veränderung sozialer Strukturen eine hinreichend große Anzahl gleichgerichteter Handlungssequenzen notwendig ist, steht außer Zweifel. Die Soziologie konzentriert sich bei der Suche nach deren Erklärung häufig auf das intentionale, bewusste Handeln und begründet diese Fokussierung damit, dass nur dieses intentionale Handeln, das die prinzipielle Möglichkeit der Wahl zwischen Handlungsalternativen voraussetzt, gesellschaftlich wirksam, also strukturelevant sein kann. Alle übrigen Handlungen seien im Bereich des nicht-menschlichen Verhaltens zu verorten und deshalb für die Erklärung von Gesellschaften nicht brauchbar.

Diese Sicht impliziert, dass das Augenmerk handlungstheoretischer Untersuchungen auf der Wahl zwischen Alternativen liegen muss und in der Frage besteht, warum Akteure auf eine bestimmte Art und Weise und nicht anders handeln. Die bisherigen Antworten ziehen vor allem zwei Aspekte in Betracht: Erstens den Zweck beziehungsweise das Ziel, das mit einer Wahl verfolgt wird. Man kann sich zum Beispiel für eine Handlung entscheiden, um jemand anderem Gutes zu tun, oder um Schaden von sich

selbst abzuwenden. Man kann sich entscheiden, so zu handeln, dass möglichst viele Menschen von der Wahl profitieren, oder dass man selbst am besten dasteht.

Der zweite Aspekt betrifft das Kalkül, das der Zielerreichung zu Grunde liegt. Man kann zwischen Alternativen aufgrund einer Zweck-Mittel Rationalität entscheiden oder aufgrund von moralischen Überzeugungen, aus Gewohnheit oder mit Blick auf das Verhalten Anderer. Voraussetzung für die soziologische Erklärungskraft ist dabei immer, dass sich hinreichend viele Akteure an sich nicht widersprechenden Zielen und Kalkülen orientieren.

Beide Aspekte spiegeln sich in den Annahmen des Homo Oeconomicus und des Homo Sociologicus – und beide Akteurmodelle sind aus Gründen problembehaftet, die in Kapitel vier illustriert wurden. Es hat sich gezeigt, dass Emotionen dazu beitragen können, einige dieser Probleme zu entschärfen. Die Darstellung des Wechselspiels von Emotionen und rationalem Handeln und die damit implizierte Kritik von Theorien rationaler Wahl ist lediglich als Mittel zum Zweck zu verstehen, an dem sich exemplarisch die Bedeutung von Emotionen für das Akteurshandeln verdeutlichen lässt. Der eigentliche Zweck besteht nicht darin, Rationalitätsannahmen als solche zu kritisieren, sondern darin, die Rückwirkungen der sozial strukturierten Emotionen in die soziale Umwelt zu untersuchen – und diese lassen sich insbesondere am rationalen Handeln zeigen.

Man kann bei rationalen (und normativen) Handlungen davon ausgehen, dass Wissen, Ansichten, Überzeugungen und Ziele zu weiten Teilen in sozialen Kontexten entstehen und entsprechend strukturiert sind. Insofern spiegelt sich auch in diesen Handlungskonzepten immer die soziale Umwelt wider und dem rationalen (und normativen) Handeln kann deshalb – unter Maßgabe der genannten Prämissen – strukturdynamische Relevanz zugesprochen werden. Emotionen stellen dabei einen diese kognitiven und sozialen (Handlungs-)Strukturen verfestigenden Mechanismus dar, indem sie in gewisser Weise eine körperlich-biologische Verknüpfung zwischen Kognition und Handlungsimplementierung herstellen. Sie markieren und forcieren die Wahl zwischen den Alternativen, ohne dass sich Akteure dessen notwendigerweise bewusst sind.

Dabei stehen Emotionen stets in Wechselwirkung mit beiden genannten Aspekten: Wie Kapitel vier zeigt, üben Emotionen einen maßgeblichen Einfluss auf die strukturellen Aspekte der Kognitionen aus, die immer auch für die klassischen soziologischen – vor allem rationalen – Hand-

lungskonzepte von Bedeutung sind: Emotionen prägen die Speicherung und den Abruf von Informationen, stellen in sich selbst motivationale Ziele dar, dienen als Informationen im Entscheidungsprozess und spiegeln dabei stets vergangene Erfahrungen wider.

Emotionen sind auch an den prozessualen Aspekten einer Entscheidung, dem Kalkül, beteiligt. Rationales Abwägen und Entscheiden, wie es in soziologisch bedeutsamen persönlichen und sozialen Gegenstandsbereichen des Alltagshandelns vorkommt, ist ohne die Beteiligung von Affekten und Emotionen oft nicht möglich. Dies veranschaulicht nicht zuletzt die Hypothese der somatischen Marker, die gleichzeitig eine der Ursachen sowie die Valenz dieses Einflusses aufzeigt: die internalisierten Erfahrungen eines Akteurs in einer stabilen und strukturierten sozialen Umwelt.

Das in Kapitel vier entwickelte Konzept des *emotionalen Handelns* fasst die Funktion sozial strukturierter Emotionen im Entscheiden und Handeln zusammen, so dass ihre Rückwirkungen in die soziale Umwelt besser verstanden werden können. Für die soziologische Handlungstheorie lässt sich dadurch eine neue Perspektive auf die Ursachen des Akteurshandelns generieren, die Emotionen nicht nur – wie zurzeit in Teilen der Rational-Choice Theorie zu beobachten ist – als Nutzenvariable und Teil der Präferenzordnung der Akteure berücksichtigt, sondern ihrer Bedeutung im Entscheidungsprozess und zum Zeitpunkt der eigentlichen Handlungsimpementierung Rechnung trägt. Dabei fokussiert sie die soziale Konstruktion und Strukturierung der Emotionen, die ihre eigentliche soziologische Erklärungsmächtigkeit ausmachen.

Rückwirkungen in die soziale Umwelt aber allein am Entscheiden und Handeln festmachen zu wollen, würde vermutlich nicht ausreichen, um strukturdynamische Effekte zu erzeugen und die weit reichende Strukturierung des Sozialen erklären zu können. Aus diesem Grund muss als ein wesentliches Ergebnis der Arbeit auch die soziale Kontrollfunktion von Emotionen festgehalten werden, die sich aus der Untersuchung von Emotionen in der sozialen Interaktion ergibt. Von besonderer Bedeutung ist dabei, dass erstens der Ausdruck von Emotionen und deren Dekodierung in weiten Teilen unwillkürlich verlaufen, dass zweitens die Dekodierung umso effektiver ist, wenn Sender und Empfänger vergleichbaren kulturellen und sozialstrukturellen Zusammenhängen zugeordnet werden können, und dass drittens Emotionen mittels Expressionen unter bestimmten Voraussetzungen subsymbolisch zwischen Akteuren übertragen werden können.

Diese Mechanismen tragen dazu bei, die sozialen Strukturen des Empfindens öffentlich und damit anderen Akteuren zugänglich zu machen und sie interindividuell zu distribuieren. In der Face-to-Face-Interaktion können Ereignisse auf diese Weise nicht nur auf eine bestimmte Weise semantisch verstanden, sondern eben auch *empfunden* werden. Dabei trägt die emotionale Ansteckung in der unmittelbaren sozialen Umgebung zur Homogenisierung und Angleichung von Emotionen bei. Dadurch, dass ähnlich wie im sprachlichen Bereich auch Dialekte und Akzente der Emotionsexpression existieren, kann innerhalb sozialstruktureller Zusammenhänge ein besonders reibungsloser interindividueller Transport und Austausch von Emotionen erreicht werden.

Diese Öffentlichkeit erlaubt anderen Akteuren nicht nur, Rückschlüsse auf die zu Grunde liegenden Emotionen zu ziehen, sondern auch auf die Einschätzungen und Bewertungen von Ereignissen. So wie diese Einschätzungen und die ihnen zu Grunde liegenden Ansichten und Überzeugungen gesellschaftlich normierten Verhaltenserwartungen unterliegen, sind auch die daraus resultierenden Emotionen und ihr Ausdruck Gegenstand der Normierung. Emotionsnormen geben vor, in welchen Zusammenhängen welche Emotionen empfunden und gezeigt werden sollten. Nicht den geltenden Emotionsnormen entsprechende Emotionen gelten als abweichendes Verhalten und werden entsprechend sanktioniert.

Folglich explizieren Emotionsnormen die in Kapitel drei beschriebenen Strukturen des Empfindens und erheben sie in den Rang einer normativen Verhaltenserwartung, die wie andere Erwartungen auch von Akteuren forciert und durchgesetzt werden können. Diese sekundäre soziale Kontrolle von Emotionen und ihrer sozialen Strukturierung kann auf vielfältige Weise und effektiv durch die intentionale Regulation von Emotionen herbeigeführt werden, sei es durch die Unterdrückung von Ausdruckszeichen oder die Neueinschätzung eines Ereignisses.

Soziale Normen bedingen nicht nur die Emotionen der Akteure, sondern Emotionen tragen auch dazu bei, soziale Normen durchzusetzen und aufrechtzuerhalten – damit sichern Normen gewissermaßen ihre eigene emotionsbasierte Kontrolle und Strukturierung ab. Als internalisiertes negatives Sanktionsinstrument tragen Emotionen dazu bei, dass soziale Normen auch in Abwesenheit materieller Sanktionsmöglichkeiten befolgt werden. Akteure versuchen, die eigenen negativen Emotionen und die anderer Akteure in Folge einer Normverletzung zu vermeiden. Negative Emotionen sind dabei als Sanktionen oft deutlich effektiver als die mate-

rielle Bestrafung. Als positiver Anreizmechanismus führen Emotionen dazu, dass altruistisches Sanktionieren implementiert und abweichendes Verhalten reduziert werden kann.

Für die soziologische Theorie ergeben sich aus diesen Ergebnissen Ergänzungen insbesondere mit Blick auf den symbolischen Interaktionismus, dem hier gewissermaßen ein *subsymbolischer Interaktionismus* zur Seite gestellt wird. Dies bezieht sich zum einen auf symbolisch interaktionistische Emotionstheorien, die sich überwiegend mit der Normierung und der intentionalen Regulation von Emotion befassen und Expressionen als weitgehend sozial konstruiert ansehen. Die Auflösung der verbreiteten Dichotomie von universalen und sozial beziehungsweise kulturell geprägten Expressionen leistet hier einen Beitrag dazu, auf Basis der minimalen Universalität eine soziale Funktionalität des Emotionsausdrucks anzunehmen, die in ihrer Automtizität, Unbewusstheit und spontanen Dekodierbarkeit mit spezifischen sozialstrukturellen und kulturellen Charakteristika gekoppelt werden kann.

Zum anderen kann ein subsymbolischer Interaktionismus als eine Ergänzung kognitiver Skalierungs- und Verankerungsprozesse wie zum Beispiel der Objektivation und Institutionalisierung angesehen werden. Die unwillkürliche Expression, Dekodierung und Übertragung von (sozial strukturierten) Emotionen und die vielfältigen Einflüsse von Emotionen auf Kognitionen können als eine der unbewussten Grundlagen der von Berger und Luckmann (1969) beschriebenen Prozesse betrachtet werden.

Darüber hinaus trägt die Untersuchung der psychologischen und neuronalen Grundlagen der Emotionsregulation auch dazu bei, das Konzept der Emotionsarbeit um Aussagen zum ontologischen Status regulierter Emotionen zu erweitern, die eine vergleichbare sozialstrukturelle Funktionalität aufweisen wie nicht regulierte Emotionen. Die Kenntnis der Wechselwirkungen von Emotionen und sozialen Normen ist nicht nur für sozialkonstruktivistische Emotionstheorien und das Verständnis von Emotionsnormen zentral, sondern für die Funktion sozialer Normen insgesamt.

Die Ergebnisse dieser Arbeit lassen sich folglich im Bereich der Emotionstheorien ebenso gut verorten wie im Bereich der Handlungs- und Interaktionstheorien. Weitere Rückbezüge zu umfassenden Gesellschafts- und Vergesellschaftungstheorien können vor allem über deren – soweit vorhanden – kognitive Grundlagen hergestellt werden, wie Diskussion und Ausblick weiter skizzieren.

6.3 Diskussion und Ausblick

Vielleicht mag bei der Lektüre der zurückliegenden Kapitel die Frage aufgekommen sein, ob es sich hierbei überhaupt um eine »soziologische« Arbeit im herkömmlichen Sinn handelt. Der Leser vermisst möglicherweise – gerade als Soziologe – die gängigen Schlagwörter, Abgrenzungen und Einordnungen ebenso wie die Berücksichtigung einiger obligatorischer Klassiker und entwickelt möglicherweise ein leichtes Unbehagen gegenüber einer Argumentation, die sich in Teilen auf bestimmte hirnanatomische Areale oder kognitionspsychologische Testverfahren stützt.

Dem Autor erging es beim Verfassen und Redigieren der Arbeit mitunter ähnlich. Die langjährige Auseinandersetzung mit den (Emotions)Theorien anderer Disziplinen hat jedoch ein Stück weit dazu beitragen können, die während des Studiums und im Wissenschaftsbetrieb konditionierten affektiven Reaktion des Soziologen gegenüber biologischen und psychologischen Erklärungsbestrebungen, die oft lediglich der Verteidigung des angestammten Reviers und der Reproduktion der wissenschaftlich-disziplinären Ordnung dienen, zu überwinden. Insofern ließe sich aus diesem Unbehagen ein gutes empirisches Anwendungsbeispiel für sozial strukturierte Emotionen und emotionales Handeln generieren, über das die Wissenschaften so gerne glauben sich hinwegsetzen zu können (vgl. Barbalet 2004). Diese Möglichkeit soll hier aber nicht weiter in Betracht gezogen werden.

Anthony Giddens hält eine Theorie nicht nur dann für »gut«, wenn sie sich als gültig erweist, sondern »[e]ine gute Theorie ist auch eine, die *fruchtbar* ist und neue Ideen hervorbringt und zu neuer Forschungsarbeit inspiriert« (Giddens 1999: 626; Hervorh. im Original). Insofern legt diese Arbeit einen theoretischen Grundstein, von dem aus weitere Rückbezüge zu einschlägigen soziologischen Theorien hergestellt werden können und sollen, die dann eine allgemeinere soziologische und sozialwissenschaftliche Verortung der emotionsbasierten Erklärungen befördern.

Der Schlüssel zur Übertragung der Ergebnisse auf gegenwärtige soziologische Theorien mit ausgeprägt sozialstrukturellem Erklärungsanspruch liegt vor allem in den Kognitionen. Eine der zentralen Aufgaben zukünftiger Arbeiten muss deshalb darin bestehen, diese Bezüge zu soziologischen Paradigmen und Theorien auszuarbeiten und zu konkretisieren, wie es in ersten Ansätzen hinsichtlich der Theorien Pierre Bourdieus (1998) und Norbert Elias' (1976) an anderer Stelle bereits aufgezeigt wurde (von

Scheve/von Lüde 2005). Dabei kann bereits auf einige Arbeiten aufgebaut werden, die genau dies versuchen: die kognitiven und physiologischen Grundlagen soziologischer Konzepte zu bestimmen und für die weitere, auch interdisziplinäre Analyse aufzubereiten (Pickel 2005; Lizardo 2004).

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wozu dann in der Argumentation noch Emotionen benötigt werden, wenn die Kognitionen doch auf ähnliche Weise sozial strukturiert und ebenfalls handlungs- und damit strukturwirksam sind. Die Position, die hier vertreten wird, schließt sich zwar nahtlos an die Sicht der kognitiven Soziologie an, geht aber davon aus, dass Emotionen notwendige Voraussetzung (a) für die Strukturierung der für das Alltagshandeln relevanten Kognitionen und (b) für die alltägliche Handlungswirksamkeit dieser Kognitionen sind. Ihre Einflüsse auf die Verarbeitung und Repräsentation von Information – also auf die Grundlagen der Kognitionen – zeigen deutlich, dass die effektive Organisation, Speicherung und der Abruf insbesondere von episodischem aber auch von nicht-deklarativem Wissen auf Emotionen angewiesen sind.

In diesem Zusammenhang darf auch nicht die soziologische Emotionstheorie unberücksichtigt bleiben, die in ihrer verhältnismäßig kurzen Geschichte immer wieder auf das gesellschaftliche Strukturierungspotenzial von Emotionen hingewiesen und dabei weit reichende Verbindungen zu anderen soziologischen Theorieströmungen hergestellt hat. Insbesondere die Ergebnisse der Kapitel vier und fünf können zu einer Weiterentwicklung interaktionistischer und handlungstheoretischer soziologischer Konzepte beitragen, die in der Emotionssoziologie ebenso wie in anderen Soziologien von Bedeutung sind.

Die weitergehende Übertragung der Ergebnisse in den aktuellen soziologischen Diskurs wird möglicherweise durch den vergleichsweise hohen Abstraktionsgrad und die unkonventionellen empirischen Bezüge erschwert. Der hohe Abstraktionsgrad vor allem im ersten Schritt der Untersuchung ergibt sich in erster Linie aus den Anforderungen des transdisziplinären Vorgehens und dem Versuch, eine gemeinsame Synchronisationsebene innerhalb des Akteurs zu finden. Mit vergleichbaren Abstraktionsproblemen haben nicht nur die kognitive Soziologie, sondern auch die Kognitionswissenschaften zu kämpfen. Akteursinterne Prozesse und Strukturen des Denkens, Wahrnehmens und Empfindens lassen sich notorisch schwer explizieren und exemplifizieren und sind der empirischen Überprüfung ebenfalls nur schwer, und wenn dann in stark vereinfachter

Form, etwa mit Hilfe der Konzepte der Einstellungen oder Überzeugungen, zugänglich.

Nicht zuletzt aus diesem Grund wird den kognitiven und affektiven Neurowissenschaften immer wieder vorgeworfen, mit ihren »bunten Bildern«⁴⁸ unzulässigerweise hochkomplexe mentale Prozesse vereinfachend abbilden zu wollen – ein Vorwurf, der in der Regel mit dem Hinweis gekontert wird, die »bunten Bilder« sollten lediglich dem fachfremden Leser einen visuellen Eindruck auch anderweitig darstellbarer und interpretierbarer Daten vermitteln. Sicherlich lassen sich die beschriebenen Strukturen und Prozesse der Emotionsentstehung auch anders als in der Schriftsprache darstellen. Die aufgeführten Abbildungen leisten dazu einen Beitrag und stellen einen ersten Schritt dar, die in der Arbeit beschriebenen Wechselwirkungen mit neuen Werkzeugen und Methoden abzubilden – das Potenzial einer semi-formalen Modellierung wurde diesbezüglich an anderer Stelle Erfolg versprechend ausgelotet (von Scheve u. a. 2006). Möglicherweise ist hierbei auch hilfreich, dass der Untersuchungsgegenstand nahezu ausnahmslos jedem Leser aus der eigenen Erfahrung vertraut sein dürfte, so dass der hohe Abstraktionsgrad zumindest ein Gegengewicht im subjektiven Erleben und autobiografischen Erinnern findet.

Eine der größten Herausforderungen zukünftiger Arbeiten liegt in der empirischen Überprüfung und Anwendbarkeit der Ergebnisse. Dabei muss es zum einen darum gehen, das grundlegende Verständnis sozialer Strukturen weiter zu spezifizieren und – sofern man annimmt, dass diese (auch) in den kognitiven Strukturen der Akteure repräsentiert sind – ihre externen, verdinglichten und objektivierten Gegenstücke zu konkretisieren und empirisch zu erfassen. Das können zum Beispiel die disziplinäre Ordnung des Wissenschaftsbetriebs sein, die Ausgestaltung von Finanz- und Kapitalmärkten, die Beschaffenheit von korporativen Akteuren und Organisationen, die Spezifika unterschiedlicher Klassen und Schichten oder die Sozialstruktur eines Nationalstaats.

Insgesamt konzentriert sich die Arbeit stark auf kognitive Deutungs- und Erwartungsstrukturen, so dass Konstellationsstrukturen zumeist nur am Rande betrachtet werden. Räumliche und durch wechselseitige Abhängigkeiten strukturierte Arrangements wie zum Beispiel soziale Netzwerke, Arenen und Organisationen, die sich vergleichsweise gut empirisch erfassen lassen, werden von der Argumentation zwar prinzipiell berücksichtigt,

⁴⁸ Gemeint sind hier funktional hirnanatomischen Visualisierungen bildgebender Verfahren (fMRT-Bilder).

ihre spezifischen Konstellationseigenschaften jedoch nicht gesondert in Rechnung gestellt. Dies ist im Sinne der Argumentation auch nicht zwingend notwendig, kann aber in weiterführenden Arbeiten den Geltungsbereich der Ergebnisse noch deutlich ausdehnen. Solange man davon ausgeht, dass sich Konstellationsstrukturen bis zu einem gewissen Grad als Konsequenz kognitiver Strukturen ergeben, können vor allem die Objektivations- und Institutionalierungsaspekte von den Ergebnissen der Arbeit gut abgedeckt werden.

Betrachtet man zum Beispiel nationalstaatliche Sozialstrukturen sind in jüngster Zeit erste wegweisende empirische Studien entstanden, die die Zusammenhänge von bestimmten sozialen Indikatoren, allen voran dem sozioökonomischen Status, und Emotionen analysieren (Lizardo/Collett 2006; Marby 1999; Schieman 2003). Die Untersuchungen basieren allesamt auf Daten des *General Social Survey* des US-amerikanischen *National Opinion Research Center* an der Universität Chicago aus dem Jahr 1996, die ein gesondertes Modul thematischer Items zu den Emotionen der Befragten enthielt⁴⁹.

Die genannten Arbeiten suchen in erster Linie nach Korrelationen zwischen dem sozioökonomischen Status und der Häufigkeit von Wut beziehungsweise Ärger. Obwohl die Ergebnisse in unterschiedliche Richtungen weisen, zeigen sie doch einen möglichen Weg der empirischen Überprüfbarkeit der Ergebnisse auf, die zugleich als Erklärung für solche Korrelationen dienen können. Auch am Deutschen Zentrum für Altersfragen liegen mit den Daten des OASIS-Surveys⁵⁰ einige Items zu den groben Zusammenhängen von Lebenszufriedenheit, Alter und Emotionen vor, die als möglicher Ausgangspunkt für weiterführende empirische Arbeiten dienen könnten. Ebenso enthält das sozio-ökonomische Panel (SOEP) seit 2007 eine Kurzskala zu Emotionen, die sich für vergleichbare Fragestellungen gut eignet.

Die besondere Herausforderung der empirischen Überprüfbarkeit der Ergebnisse dieser Arbeit ist kennzeichnend für einen großen Teil soziologischer Theorie und zeigt sich vor allem an der empirisch schwer zugänglichen Makroebene. Die Überprüfbarkeit wird jedoch zusätzlich dadurch erschwert, dass die empirische Erfassung makrosozialer Tatbestände bisher

49 Die Daten können eingesehen und einer statistischen Analyse unterzogen werden unter:
<http://sda.berkeley.edu:7502/archive.htm>

50 OASIS: »Old Age and Autonomy: The Role of Service Systems and Intergenerational Family Solidarity« (vgl. <http://www.dza.de/forschung/forsch-oasis.html>).

auf solchen Indikatoren basiert, die zwar vergleichsweise einfach zu beobachten sind (zum Beispiel Einkommensunterschiede, Kriminalitäts- und Mobilitätsraten oder Bildungsgefälle), in der vorliegenden theoretischen Analyse jedoch (noch) keine Rolle spielen.

Hinzu kommt, dass sozialwissenschaftliche Methoden zumeist auf Beobachtungen und Befragungen basieren und damit zu großen Teilen auf die Introspektion der Befragten und der Fragesteller beziehungsweise der Beobachter angewiesen sind. Für die Überprüfung der Ergebnisse dieser Arbeit mit klassischen Methoden ist deshalb zu erwarten, dass sich auch normative Verhaltensstandards, in diesem Fall Emotionsnormen, in den Daten widerspiegeln. Zwar sollten diese Normen den Ergebnissen zufolge weitgehend mit den unbewussten affektiven Reaktionen übereinstimmen, diese Reaktionen lassen sich mit dem gängigen Instrumentarium jedoch kaum nachweisen. Eine Überprüfung beispielsweise mit bildgebenden oder anderen diagnostischen Methoden scheitert zurzeit noch am technischen Aufwand und den hohen Kosten der Methoden.

In dieser Hinsicht kann die medizinische Soziologie als Vorreiterin und Vorbild für die Untersuchung biologischer und psychophysiologischer Effekte sozialer Strukturen bezeichnet werden. Da für große Teile der Bevölkerung umfangreiche medizinische Daten vorliegen, können robuste Korrelationen beispielsweise zwischen dem sozioökonomischen Status und der Gesundheit oder dem Mortalitätsrisiko hergestellt werden. Diese statistischen Zusammenhänge sind zwar gut dokumentiert und vor allem durch die Whitehall-Studien bekannt geworden (Marmot 2004), über die weiteren Ursachen, Mechanismen und Zusammenhänge ist jedoch bislang vergleichsweise wenig bekannt (Adler u. a. 1994). Als mögliche Intermediäre werden insbesondere mit starken physiologischen Reaktionen einhergehende negative Emotionen wie zum Beispiel Scham, Wut und Ärger angesehen (Gallo/Matthews 2003; Roy 2004). Von diesen Emotionen ist hinreichend bekannt, dass sie in modernen Gesellschaften häufig und zum Teil »chronisch« auftreten und zu Erkrankungen wie zum Beispiel Depressionen führen können (Ehrenberg 2004; Neckel 1991/1999; Scheff 1988).

Ähnliche Querverbindungen lassen sich – besonders über die psychische Gesundheit – auch für die Zusammenhänge von sozialen Strukturen und Persönlichkeitsmerkmalen finden, wie sie einleitend erwähnt wurden. Bereits Parsons (1963) hatte für diese Art von Korrelation Interesse gezeigt, die vor allem von der Entwicklungspsychologie und der Sozialisationstheorie weiter aufgegriffen wurde und als möglicher Ausgangspunkt

einer empirischen Überprüfung der Ergebnisse dienen könnte, zumal sich im vielschichtigen Konzept der Persönlichkeit in der Regel auch Emotionen finden.

Die weit reichenden Implikationen der Ergebnisse für das generelle Verständnis der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung, das vor allem auf den gewonnenen Erkenntnissen zur Natur, sozialen Konstruktion und zur Funktion von Emotionen basiert, resultieren zum großen Teil aus dem transdisziplinären Forschungsansatz. Die Berücksichtigung von Erkenntnissen aus der Biologie und der Psychologie in soziologischen Erklärungsbestrebungen hat in der Vergangenheit stets heftige Reaktionen provoziert, die die Soziologie in ihren Grundfesten erschüttert sahen. Dass eine solche Erschütterung keineswegs zwingend erfolgen muss, und dass diese biologischen und psychologischen Erkenntnisse durchaus weit reichende Implikationen für die Soziologie haben können, ohne sie ihrer Daseinsberechtigung zu berauben, ist in sämtlichen Kapiteln deutlich herausgearbeitet worden.

Der transdisziplinäre Forschungsansatz muss sich dabei allerdings weitgehend auf konsensuale Aussagen verlassen, die den einzelnen Disziplinen zu entnehmen sind. Aus diesem Grund wurde viel Wert auf die Auswahl der zentralen Arbeiten aus den affektiven Neurowissenschaften und der Psychologie gelegt, die aber trotzdem nur einen Ausschnitt der Forschung und der unterschiedlichen Positionen in den jeweiligen Disziplinen abdecken kann.⁵¹

Die transdisziplinäre Arbeit und besonders die qualitativ-heuristische Analyse und Synthese unterschiedlicher Theorien, wie sie in dieser Arbeit unternommen wurde, provoziert geradezu den Vorwurf, eklektisch zu sein. Das ist sie auch – und zwar im besten, nicht im schlechtesten Sinn des Begriffs. Die Arbeit wählt Aussagen aus vorhandenen Theorien aus und setzt sie in einem neuen Zusammenhang als eine neue Einheit zusammen. Dafür stellt die qualitativ-heuristische Methode ein geeignetes Rahmenwerk zur Verfügung, das verhindert, dass selektiv ausschließlich solche Aussagen berücksichtigt werden, die unproblematisch die Hypothese stützen.

51 Die Auswahl spiegelt sich auch in dem verhältnismäßig hohen Anteil der betreffenden Artikel wider, die in peer-review Zeitschriften veröffentlicht wurden und zumindest innerhalb der jeweiligen Disziplin eine hohe Zitationsquote und Publikationsquote erreichten. Zu den Problemen unterschiedlicher Bewertungsmaßstäbe vgl. Laucken (2002).

Im Verlauf der Arbeit wurden nicht lediglich die in Bezug auf die Hypothese »besten« Aussagen spezifischer Theorien ausgewählt, sondern Aussagen unterschiedlicher theoretischer Provenienz wurden derart zusammengeführt, dass erstens ein neues und in sich konsistentes Bild entsteht, das zweitens auch hinsichtlich der jeweiligen Reichweite der verwendeten Theorien widerspruchsfrei bleibt. Insofern wird zwar das Sichtfeld beispielsweise dadurch eingeengt, dass nahezu ausschließlich solche Emotionstheorien in die Analyse mit einbezogen werden, die explizite oder implizite Querbezüge zur sozialen Umwelt herstellen. Die Begrenzung auf ein solches Spektrum beziehungsweise auf einen aus bestimmten Gründen gewählten Ausschnitt der Realität ist jedoch bei *jedem* Forschungsvorhaben unumgänglich und kann nicht sinnvoll zum Bestandteil eines Eklektizismusvorwurfs gemacht werden.

Neben der empirischen Überprüfung der Aussagen kann auch die interdisziplinäre Rezeption der Ergebnisse dazu beitragen, mögliche Schwachpunkte und Inkonsistenzen der nicht-soziologischen Argumentation aufzudecken. Das bisherige informelle Feedback vor allem aus der Neurowissenschaft und der Psychologie zeigt jedoch in die entgegengesetzte Richtung: Hervorgehoben wurde darin die langfristig als unbedingt notwendig erachtete Identifizierung von interdisziplinären Schnittstellen und gegenseitigen Anknüpfungspunkten im Gegensatz zur lückenlosen Berücksichtigung sämtlicher theoretischer Positionen und Diskussionen.

In diesem Zusammenhang muss jedoch noch ein weiteres Problem erwähnt werden, das sich aus dem Verständnis des Begriffs Sozialität aus Sicht der genannten nicht-soziologischen Disziplinen ergibt. Sozialität erschöpft sich darin häufig in der unmittelbar wahrnehmbaren sozialen Umwelt, so dass der eigentliche Gegenstandsbereich der Soziologie – das Gesellschaftliche – nur ansatzweise berücksichtigt wird. Insofern ist es auch nicht verwunderlich, dass die Suche nach möglichen Anknüpfungspunkten zu sozialen (im Sinne von »soziologischen«) Tatbeständen von diesen Disziplinen begrüßt wird, weil dadurch auch der Geltungsanspruch etwa der sozialen Neurowissenschaften und der Sozialpsychologie maßgeblich erweitert werden kann.

Für den in dieser Arbeit notwendigen Brückenschlag zwischen den unterschiedlichen Sichtweisen auf Sozialität ist die Begrenzung des Sichtfelds (die mit umgekehrtem Vorzeichen natürlich auch auf die Soziologie zutrifft) jedoch potenziell problematisch, da die Argumentation der nicht-soziologischen Theorien auch und gerade im Hinblick auf die soziale Er-

klärungsfähigkeit anknüpfungsfähig sein muss. Insofern ist die Auswahl dieser Theorien auch immer vor dem Hintergrund erfolgt, aus soziologischer Sicht grundsätzlich »falsche« Prämissen möglichst weitgehend auszuschließen, um die soziologische Argumentation nicht zu gefährden.

Die Arbeit kann auch in vielen Bereichen als Anstoß für weiterführende transdisziplinäre Forschungen verstanden werden, die im Zuge der Analyse nur gestreift wurden. Dabei handelt es sich vor allem um Themenbereiche, die – ähnlich wie Emotionen – im Zuge der aktuellen gegenseitigen Befruchtungsversuche von Natur- und Geisteswissenschaften große Popularität genießen. Dazu gehört neben der Gedächtnisforschung, die vergleichsweise ausführlich in die Argumentation eingebunden wurde, insbesondere die aktuelle Debatte um die Existenz des »freien Willens«. Obgleich an dieser Stelle davon abgesehen wird, eine diesbezüglich eindeutige Position zu ergreifen, wird besonders in Kapitel vier deutlich, welche Auswirkungen ein durch unbewusste Affekte und Emotionen mitbestimmtes Handeln auf die Annahme eines freien Willens haben kann. Affekte und Emotionen unterminieren einen freien Willen sicherlich nicht prinzipiell, sie schränken ihn in zeitkritischen Situationen jedoch zweifelsohne ein.

Fragen und Probleme freier Willensentscheidungen, die seit einiger Zeit vor allem durch die Neurowissenschaften aufgeworfen werden, sind erst seit vergleichsweise kurzer Zeit Gegenstand der soziologischen Debatte, so etwa kürzlich auf einer interdisziplinären Konferenz an der Universität Duisburg-Essen unter dem Titel »Akteur Gehirn – oder das vermeintliche Ende des sinnhaft handelnden und kommunizierenden Subjekts« (vgl. Reichertz/Zaboura 2006). Im Zuge der Diskussion wurde sowohl die Bedeutung der Emotionen als auch die Rolle der neueren Wissenssoziologie für die interdisziplinäre Auseinandersetzung mit diesen Fragen hervorgehoben. Die Debatte mit den Naturwissenschaften, insbesondere den Neuro- und Kognitionswissenschaften, steht zwar im Hinblick auf Fragen zum ontologischen Status freier Willensentscheidungen erst am Anfang – klar ist jedoch bereits heute, dass Wissen und Emotionen der Akteure bei ihrer Beantwortung eine zentrale Rolle spielen werden.

Neben dieser zurzeit überaus populären Debatte lassen sich aber auch auf den »Nebenschauplätzen« vielversprechende Querverbindungen zu weiter entfernten Forschungsbereichen herstellen. Der erste Untersuchungsschritt, der die soziale Prägung und Strukturierung der Emotionen analysiert, ließe sich beispielsweise mit einer ausführlichen Würdigung

entwicklungspsychologischer Erkenntnisse weiter komplettieren. Die Entwicklungspsychologie stellt dazu ausgereifte Sozialisations- und Internalisierungsmodelle zur Verfügung, die gerade im Hinblick auf die Entwicklung und Regulation von Emotionen als Ergänzung und Erweiterung der vorliegenden Analyse dienen können (vgl. Holodynski/Friedlmeier 2005; Trommsdorff/Rothbaum 2008). Nicht nur die genauere Betrachtung ontogenetischer Entwicklungsprozesse, sondern auch die weitergehende Einbeziehung der evolutionären Entwicklung kann noch zu einem deutlich besseren Verständnis des Wechselspiels von Emotion und Gesellschaft beitragen, wie etwa Turners Analyse zeigt (Turner 2000).

Abgesehen von diesem Potenzial der weiterführenden transdisziplinären Arbeit ließe sich auch mit den vorhandenen Ergebnissen die Reichweite der soziologischen Aussagekraft erhöhen. Zwei Beispiele seien stellvertretend genannt: Die Funktion von Emotionen in der sozialen Interaktion kann dazu beitragen, kollektive Formen des Handelns besser zu verstehen. Zwar werden im Verlauf der Arbeit die dafür wichtigen Phänomene der Kooperation und Koordination thematisiert, weitergehende Schlussfolgerungen für das kollektive Handeln jedoch nur am Rande gezogen.

Legt man auch beim kollektiven Handeln eine kognitive Perspektive zu Grunde und fragt dabei nach der kollektiven Intentionalität oder Wir-Intentionalität, die dem gemeinsamen Handeln zu Grunde liegt, ließen sich in Emotionen – und insbesondere in der emotionalen Ansteckung – vermutlich Mechanismen finden, die (a) dazu beitragen, individuelle Intentionen und Überzeugungen zumindest für einen gewissen Zeitraum zu synchronisieren, indem sie die beteiligten kognitiven Systeme vorübergehend homogen priorisieren und fokussieren (Tuomela 1995) oder aber (b) eine biologisch bedingte kollektive Intentionalität anhand einer bestimmten sozialen Einheit kalibrieren (Searle 1990).

Als zweites Beispiel bietet sich Vertrauen an, das stellvertretend für andere Kontingenzprobleme im Handeln und in sozialen Interaktionen gelten kann. Vertrauen in soziale Institutionen stellt Erwartungssicherheit her, reduziert soziale Komplexität, indem es Zukunft vorweg nimmt und ist eine Lösung für Probleme, die mit Mitteln des Verstands und der Rationalität allein nicht behoben werden können. In solchen Fällen führt Vertrauen aber nur dann zum Erfolg, wenn es »begründet« ist, das heißt, wenn sich etwas – oder etwas kategorisch hinreichend Ähnliches – in der Vergangenheit als vertrauenswürdig erwiesen hat. Enttäuschtes Vertrauen

führt nicht nur zu intensiven Emotionen, sondern Vertrauen basiert in der Regel auch auf solchen Emotionen, die das phänomenale Empfinden der »Sicherheit« bereitstellen, das wiederum Voraussetzung für vertrauensbasierte Handlungen ist. Die Zusammenhänge zwischen Emotionen und Kognitionen zeigen zum Beispiel deutlich, wie die affektive Valenz das Vertrauen in vorhandene Wissensstrukturen bestimmen kann.

Bereits diese beiden Beispiele lassen erkennen, dass das soziologische Potenzial der Ergebnisse im Rahmen dieser Arbeit nicht zur Gänze ausgeschöpft werden konnte. An vielen Stellen finden sich jedoch Hinweise und offene Fragen, die Anstoß zur weiteren soziologischen und interdisziplinären Forschung ebenso wie zur weiterführenden empirischen Arbeit geben.

Abgesehen von den erwähnten potenziellen Kritikpunkten und der Aussicht auf eine Vielzahl zukünftiger Arbeiten, soll mit Blick auf die zurückliegende Zeit der überschwänglichen Emotionen der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 (und natürlich der Fußball-Europameisterschaft 2008) mit den Worten von Karl Otto Hondrich (2006: 8) abschließend festgehalten werden:

»Die kollektiven Gefühle aber waren längst auf einem eigensinnigen, anderen Weg: politische und geschichtspolitische Absichten ignorierend, Rationalitäten unterlaufend, neue Gemeinschaften bildend und alte belebend, Nationalität aufhebend und zugleich unversehens neu begründend, wie es sich aus 1000 freudigen oder ersten Anlässen, Aufgaben, Problemen und Lösungen, Erfolgen und Misserfolgen von Tag zu Tag ergab. Die Fußballweltmeisterschaft war nur das vorläufig letzte und besonders prägnante Ereignis in einer Kette von vielen. Hier konnten sich die Gefühle zeigen: massenhaft, spielerisch-kämpferisch, zweckfrei, ausgerichtet auf die wichtigste Nebensache der Welt. Aber hinter jeder Nebensache steckt eine Hauptsache. Geteilte Gefühle selbst sind diese Hauptsache: der Stoff, aus dem das Zusammenleben gemacht ist.«

Zu erklären, wie dieser Stoff – die Emotionen – das Handeln und die soziale Welt gleichsam zu ordnen vermag, dazu leistet diese Arbeit einen Beitrag.

Literatur

- Abbott, A. (2004). *Methods of discovery: Heuristics for the social sciences*. New York: Norton.
- Adler, N.E.; Boyce, T.; Chesney, M.A.; Cohen, S.; Folkman, S.; Kahn, R.L. und S.L. Syme (1994). Socioeconomic status and health. The challenge of the gradient. *American Psychologist*, 49(1), 15–24.
- Adolphs, R. (1999). Social cognition and the human brain. *Trends in Cognitive Sciences*, 3(12), 469–479.
- (2002a). Recognizing emotion from facial expressions: Psychological and neurological mechanisms. *Behavioral and Cognitive Neuroscience Reviews*, 1(1), 21–61.
- (2002b). Neural systems for recognizing emotion. *Current Opinion in Neurobiology*, 12(2), 169–177.
- (2003). Cognitive neuroscience of human social behaviour. *Nature Reviews Neuroscience*, 4, 165–178.
- (2004). Processing of emotional and social information by the human amygdala. In: Gazzaniga, M.S. (Hg.). *The cognitive neurosciences III*. 3. Aufl. Cambridge, MA: MIT Press, 1017–1031.
- Adolphs, R.; Baron-Cohen, S.; Tranel, D. (2002). Impaired recognition of social emotions following amygdala damage. *Journal of Cognitive Neuroscience*, 14(8), 1264–1274.
- Adolphs, R.; Damasio, A.R. (2000). Neurobiology of emotion at a systems level. In: Borod, J.C. (Hg.). *The neuropsychology of emotion*. New York: Oxford University Press, 194–213.
- Adolphs, R.; Tranel, D.; Damasio, A.R. (1998). The human amygdala in social judgment. *Nature*, 393, 470–474.
- Alexander, J.C.; Giesen, B. (1987). From reduction to linkage: The long view of the micro-macro debate. In: Alexander, J.C.; Giesen, B.; Münch, R. und N.J. Smelser (Hg.). *The micro-macro link*. Berkeley, CA: University of California Press, 1–42.
- Allman, J.M.; Hakeem, A.; Erwin, J.M.; Nimchinsky, E. und P. Hof (2001). The anterior cingulate cortex. The evolution of an interface between emotion and cognition. *Annals of the New York Academy of Sciences*, 935, 107–117.

- Andersen, P.A.; Guerrero, L.K. (1998). Principles of communication and emotion in social interaction. In: Andersen, P.A.; Guerrero, L.K. (Hg.). *Handbook of communication and emotion*. San Diego, CA: Academic Press, 49–96.
- Anderson, A.K.; Phelps, E.A. (2001). Lesions of the human amygdala impair enhanced perception of emotionally salient events. *Nature*, 411, 305–309.
- Anderson, J.R.; Bower, G.H. (1973). *Human associative memory*. Washington, DC: Winston.
- Armon-Jones, C. (1986). The thesis of constructionism. In: Harré, R. (Hg.). *The social construction of emotions*. Oxford: Blackwell, 57–82.
- Arnold, M.B. (1960). *Emotion and personality*. Bd. 1, 2. New York: Columbia University Press.
- Atkinson, A.P.; Adolphs, R. (2005). Visual emotion perception: Mechanisms and processes. In: Barrett, L.; Niedenthal, P.M.; Winkielman, P. (Hg.). *Emotion and consciousness*. New York: Guilford, 150–184.
- Augoustinos, M.; Walker, I. (1995). *Social cognition. An integrated introduction*. London: Sage.
- Averill, J.R. (1980). A constructivist view of emotion. In: Plutchik, R.; Kellerman, H. (Hg.). *Emotion: Theory, research, and experience*. Bd. 1, *Theories of emotion*. New York: Academic Press, 305–339.
- (1982). *Anger and aggression*. New York: Springer.
- Axelrod, R. (1986). An evolutionary approach to norms. *American Political Science Review*, 80(4), 1095–1111.
- Axelrod, R.; Hamilton, W.D. (1981). The evolution of cooperation. *Science*, 211, 1390–1396.
- Bailey, F.G. (1983). *The tactical uses of passion*. London: Cornell University Press.
- Barbalet, J.M. (1992). A macro sociology of emotion: Class resentment. *Sociological Theory*, 10(2), 150–163.
- (1997). The Jamesian theory of action. *Sociological Review*, 45(1), 102–121.
- (1998). *Emotion, social theory, and social structure*. Cambridge: Cambridge University Press.
- (1999). William James' theory of emotions: Filling in the picture. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 29(3), 251–266.
- (2002). Introduction: Why emotions are crucial. In: Barbalet, J.M. (Hg.). *Emotions and sociology*. Oxford: Blackwell, 1–9.
- (2004). Consciousness, emotions and science. In: Turner, J.H. (Hg.). *Theory and research on human emotions. Advances in Group Processes*, Bd. 21. Oxford: Elsevier, 245–272.
- Bargh, J.A. (1997). The automaticity of everyday life. In: Wyer, R.S. (Hg.). *The automaticity of everyday life*. Mahwah, NJ: Erlbaum, 1–61.
- Bargh, J.A.; Chartrand, T.L. (1999). The unbearable automaticity of being. *American Psychologist*, 54(7), 462–479.
- Bargh, J.A.; Ferguson, M.L. (2000). Beyond behaviorism: On the automaticity of higher mental processes. *Psychological Bulletin*, 126(6), 925–945.

- Barnard, P.J.; Teasdale, J.D. (1991). Interacting cognitive subsystems: a systemic approach to cognitive-affective interaction and change. *Cognition and Emotion*, 5(1), 1–39.
- Barrett, L.F. (2006). Are emotions natural kinds? *Perspectives on Psychological Science*, 1(1), 28–58.
- Barrett, L.F.; Wager, T.D. (2006). The structure of emotion. Evidence from neuroimaging studies. *Current Directions in Psychological Science*, 15(2), 79–83.
- Barrett, L.F.; Mesquita, B.; Ochsner, K.N. und J.J. Gross (2007). The experience of emotion. *Annual Review of Psychology*, 58, 373–403.
- Barrett, L.F.; Bliss-Moreau, E.; Duncan, S.L.; Rauch, S.L. und C.I. Wright (2007). The amygdala and the experience of affect. *Social Cognitive and Affective Neuroscience*, 2(2), 73–83.
- Barrett, L.F.; Ochsner, K.N.; Gross, J.J. (2007). On the automaticity of emotion. In: Bargh, J. (Hg.). *Social psychology and the unconscious: The automaticity of higher mental processes*. New York: Psychology Press, 173–217.
- Bayley, P.J.; Frascino, J.C.; Squire, L.R. (2003). Robust habit learning in the absence of awareness and independent of the medial temporal lobe. *Nature*, 436, 550–553.
- Bechara, A. (2004). The role of emotion in decision-making: Evidence from neurological patients with orbitofrontal damage. *Brain and Cognition*, 55(1), 30–40.
- Bechara, A.; Damasio, A.R.; Damasio, H. und S.W. Anderson (1994). Insensitivity to future consequences following damage to human prefrontal cortex. *Cognition*, 50(1), 7–15.
- Bechara, A.; Damasio, H.; Damasio, A.R. (2000). Emotion, decision making and the orbitofrontal cortex. *Cerebral Cortex*, 10(3), 295–307.
- Bechara, A.; Damasio, H.; Tranel, D. und A.R. Damasio (1997). Deciding advantageously before knowing the advantageous strategy. *Science*, 275, 1293–1295.
- Bendor, J.; Swistak, P. (2001). The evolution of norms. *American Journal of Sociology*, 106(6), 1493–1545.
- Benton, T. (1991). Biology and social science: Why the return of the repressed should be given a (cautious) welcome. *Sociology*, 25(1), 1–29.
- Ben Ze'ev, A.; Oatley, K. (1996). The intentional and social nature of human emotions: Reconsideration of the distinctions between basic and non-basic emotions. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 26(1), 81–94.
- Berger, P.L.; Luckmann, T. (1969). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. 5. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer 1977.
- Berkowitz, L. (2000). *Causes and consequences of feelings*. New York: Cambridge University Press.
- Berntson, G.G.; Bechara, A.; Damasio, H.; Tranel, D. und J.T. Cacioppo (2007). Amygdala contribution to selective dimensions of emotion. *Social Cognitive and Affective Neuroscience*, 2(2), 123–129.

- Berridge, K.C. (2003). Comparing the emotional brains of humans and other animals. In: Davidson, R.J.; Scherer, K.R.; Goldsmith, H.H. (Hg.). *Handbook of affective sciences*. New York: Oxford University Press, 25–51.
- Berridge, K.C.; Winkielman, P. (2003). What is an unconscious emotion? (The case of unconscious »likings«). *Cognition and Emotion*, 17(2), 181–211.
- Berthoz, S.; Armony, J.L.; Blair, R.J. und R.J. Dolan (2002). An fMRI study of intentional and unintentional (embarrassing) violations of social norms. *Brain*, 125(8), 1696–1708.
- Bless, H. (2000). The interplay of affect and cognition: The mediating role of general knowledge structures. In: Forgas, J.P. (Hg.). *Feeling and thinking. The role of affect in social cognition*. New York: Cambridge University Press, 201–222.
- (2001). The relation between mood and the use of general knowledge structures. In: Martin, L.L.; Clore, G.L. (Hg.). *Theories of mood and cognition*. Mahwah, NJ: Erlbaum, 9–29.
- Bless, H.; Clore, G.; Schwarz, N.; Golisano, V.; Rabe, C. und M. Wölk (1996). Mood and the use of scripts: Does happy mood make people really mindless? *Journal of Personality and Social Psychology*, 71(4), 665–679.
- Bless, H.; Fiedler, K.; Strack, F. (2004). *Social cognition. How individuals construct social reality*. Hove: Psychology Press.
- Bock, J.; Braun, K. (2002). Frühkindliche Emotionen steuern die funktionelle Reifung des Gehirns: Tierexperimentelle Befunde und ihre mögliche Relevanz für die Psychotherapie. *Psychotherapie*, 7(2), 190–194.
- Bock, J.; Helmeke, C.; Ovtsharoff, W.; Gruß, M. und K. Braun (2003). Frühkindliche emotionale Erfahrungen beeinflussen die funktionelle Entwicklung des Gehirns. *Neuroforum*, 2/03, 51–55.
- Bode, S. (2006). *Die deutsche Krankheit – German Angst*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bogen, J.E.; DeZure, R.; TenHouten, W.D. und J.F. Marsch (1972). The other side of the brain, IV: The A/P ratio. *Bulletin of the Los Angeles Neurological Societies*, 37(2), 49–61.
- Bourdieu, P. (1987). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1993). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1998). *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourgeois, P.; Hess, U. (2008). The impact of social context on mimicry. *Biological Psychology*, 77(3), 343–352.
- Bower, G.H. (1981). Mood and memory. *American Psychologist*, 36(2), 129–148.
- (1991). Mood congruity of social judgments. In: Forgas, J.P. (Hg.). *Emotion and social judgments*. Oxford: Pergamon Press, 31–54.
- Brief, A.P.; Weiss, H.M. (2002). Organizational behavior: Affect in the workplace. *Annual Review of Psychology*, 53, 279–307.

- Britton, J.C.; Phan, K.L.; Taylor, S.F.; Welsh, R.C.; Berridge, K.C. und I. Liberzon (2005). Neural correlates of social and nonsocial emotions: An fMRI study. *NeuroImage*, 31(1), 397–409.
- Brothers, L. (1997). *Friday's footprint*. New York: Oxford University Press.
- Brown, D.E. (1991). *Human universals*. New York: McGraw-Hill.
- Bruce, V.; Young, A. (1986). Understanding face recognition. *British Journal of Psychology*, 77(3), 305–327.
- Buck, R.W. (1984). *The communication of emotion*. New York: Guilford.
- Cacioppo, J.T.; Berntson, G.G. (1999). The affect system: Architecture and operating characteristics. *Current Directions in Psychological Science*, 8(5), 133–137.
- Cacioppo, J.T.; Berntson, G.G.; Larsen, J.T.; Poehlmann, K.M. und T.A. Ito (2000). The psychophysiology of emotion. In: Lewis, R.; Haviland-Jones, J.M. (Hg.). *Handbook of emotions*, 2. Aufl. New York: Guilford, 173–191.
- Cacioppo, J.T.; Gardner, W.L. (1999). Emotion. *Annual Review of Psychology*, 50, 191–214.
- Cacioppo, J.T.; Larsen, J.T.; Smith, N.K. und Berntson, G.G. (2004). The affect system. What lurks below the surface of feelings? In: Manstead, A.S.; Frijda, N.H.; Fischer, A. (Hg.). *Feelings and emotions*. New York: Oxford University Press, 223–242.
- Cacioppo, J.T.; Lorig, T.S.; Nusbaum, H.C. und G.G. Berntson (2004). Social neuroscience. Bridging social and biological systems. In: Sansone, C.; Morf, C.C.; Panter, A.T. (Hg.). *Handbook of methods in social psychology*. Thousand Oaks, CA: Sage, 383–404.
- Callero, P.L. (1991). Toward a sociology of cognition. In: Howard, J.A.; Callero, P.L. (Hg.). *The self-society dynamic*. New York: Cambridge University Press, 43–54.
- Camerer, C.F.; Fehr, E. (2006). When does »economic man« dominate social behavior? *Science*, 311, 47–52.
- Campos, J.J.; Frankel, C.B.; Camras, L. (2004). On the nature of emotion regulation. *Child Development*, 75(2), 377–394.
- Campos, J.J.; Sternberg, C.R. (1981). Perception, appraisal and emotion: The onset of social referencing. In: Lamb, M.; Sherrod, L. (Hg.). *Infant social cognition*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 273–314.
- Cannon, W. (1927). The James-Lange theory of emotion: A critical examination and an alternative theory. *American Journal of Psychology*, 39, 106–124.
- Cannon-Bowers, J.A.; Salas, E. (2001). Reflections on shared cognition. *Journal of Organizational Behavior*, 22(2), 195–202.
- Carley, K. (1989). The value of cognitive foundations for dynamic social theory. *Journal of Mathematical Sociology*, 14(2/3), 171–208.
- Carroll, J.M.; Russell, J.A. (1996). Do facial expressions signal specific emotions? Judging emotion from the face in context. *Journal of Personality and Social Psychology*, 70(2), 205–218.

- Castelfranchi, C. (2001). The theory of social functions: Challenges for computational social science and multi-agent learning. *Cognitive Systems Research*, 2(1), 5–38.
- Cerulo, K.A. (2002). Establishing a sociology of culture and cognition. In: Cerulo, K.A. (Hg.). *Culture in mind*. New York: Routledge, 1–14.
- Chartrand, T.L.; Bargh, J.A. (1999). The Chameleon Effect: The perception-behavior link and social interaction. *Journal of Personality and Social Psychology*, 76(6), 893–910.
- Cicourel, A.V. (1973). *Cognitive sociology*. Hammondsworth: Penguin.
- (1981). Notes on the integration of micro- and macro-levels of analysis. In: Knorr-Cetina, K.D.; Cicourel, A.V. (Hg.). *Advances in social theory and methodology. Toward an integration of micro- and macro-sociologies*. Boston, MA: Routledge & Kegan Paul, 51–80.
- Ciampi, L. (2004). Ein blinder Fleck bei Niklas Luhmann? Soziale Wirkungen von Emotionen aus Sicht der fraktalen Affektlogik. *Soziale Systeme*, 10(1), 21–49.
- Cohen, I.J. (1989). *Structuration theory*. Basingstoke: Macmillan.
- Cole, P.M.; Martin, S.E.; Dennis, T.A. (2004). Emotion regulation as a scientific construct: Methodological challenges and directions for child development research. *Child Development*, 75(2), 317–333.
- Coleman, J.S. (1991). *Grundlagen der Sozialtheorie*. Bd. 1. München: Oldenbourg.
- Collins, R. (1975). *Conflict sociology*. New York: Academic Press.
- (1981). On the microfoundations of macrosociology. *American Journal of Sociology*, 86(5), 984–1014.
- (1984). The role of emotion in social structure. In: Scherer, K.R.; Ekman, P. (Hg.). *Approaches to emotion*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 385–396.
- (1990). Stratification, emotional energy, and the transient emotions. In: Kemper, T.D. (Hg.). *Research agendas in the sociology of emotions*. Albany, NY: State University of New York Press, 27–57.
- (1993). Emotional energy as the common denominator of rational action. *Rationality and Society*, 5(2), 203–230.
- (2004a). *Interaction ritual chains*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- (2004b). Rituals of solidarity and security in the wake of terrorist attack. *Sociological Theory*, 22(1), 53–87.
- Conte, R.; Castelfranchi, C. (1995). Norms as mental objects. *Proceedings of the 5th European workshop on modelling autonomous agents in a multi-agent world*. Heidelberg: Springer, 186–196.
- Cook, K.S. (1991). The microfoundations of social structure: An exchange perspective. In: Huber, J. (Hg.). *Macro-micro linkages in sociology*. Newbury Park, CA: Sage, 46–50.
- Cosmides, L.; Tooby, J. (2000). Evolutionary psychology and the emotions. In: Lewis, R.; Haviland-Jones, J.M. (Hg.). *Handbook of emotions*, 2. Aufl. New York: Guilford, 91–115.
- Clark, A.; Chalmers, D. (1998). The extended mind. *Analysis*, 58(1), 7–19.

- Clore, G.L. (1994a). Why emotions require cognition. In: Ekman, P.; Davidson, R.J. (Hg.). *The nature of emotion*. New York: Oxford University Press, 181–191.
- (1994b). Why emotions are never unconscious. In: Ekman, P.; Davidson, R.J. (Hg.). *The nature of emotion*. New York: Oxford University Press, 285–290.
- Clore, G.L.; Huntsinger, J.R. (2007). How emotions inform judgment and regulate thought. *Trends in Cognitive Sciences*, 11(9), 393–399.
- Clore, G.L.; Ketelaar, T. (1997). Minding our emotions: On the role of automatic, unconscious affect. In: Wyer, R.S. (Hg.). *The automaticity of everyday life*. Mahwah, NJ: Erlbaum, 105–120.
- Clore, G.L.; Ortony, A. (2000). Cognition in emotion: Always, sometimes, or never? In: Lane, R.D.; Nadel, L. (Hg.). *Cognitive neuroscience of emotion*. New York: Oxford University Press, 24–61.
- Clore, G.L.; Schwarz, N.; Conway, M. (1994). Affective causes and consequences of social information processing. In: Wyer, R.S.; Srull, T.K. (Hg.). *Handbook of social cognition*. Bd. 1, 2. Aufl. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 323–417.
- Clore, G.L.; Storbeck, J. (2006). Affect as information about liking, efficacy, and importance. In: Forgas, J.P. (Hg.). *Affect in social thinking and behavior*. New York: Psychology Press, 123–142.
- Cynader, M.S.; Frost, B.J. (1999). Mechanisms of brain development: Neuronal sculpting by the physical and social environment. In: Keating, D.P.; Hertzman, C. (Hg.). *Developmental health and the wealth of nations*. New York: Guilford, 153–184.
- Dahrendorf, R. (1958). *Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der sozialen Rolle*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1974.
- Damasio, A.R. (1994). *Descartes' error*. New York: Quill/Harper Collins 2000.
- (2003). *Looking for Spinoza*. Orlando, FL: Harcourt.
- Damasio, A.R.; Grabowski, T.J.; Bechara, A.; Damasio, H.; Ponto, L.L.; Parvizi, J. und R.D. Hichwa (2000). Subcortical and cortical brain activity during the feeling of self-generated emotions. *Nature Neuroscience*, 3(10), 1049–1056.
- Damasio, H.; Grabowski, T.; Frank, R.; Galaburda, A.M. und A.R. Damasio (1994). The return of Phineas Gage: The skull of a famous patient yields clues about the brain. *Science*, 264, 1102–1105.
- Damasio, A.R.; Tranel, D.; Damasio, H. (1991). Somatic markers and the guidance of behaviour. In: Levin, H.S.; Eisenberg, H.M.; Benton, A.L. (Hg.). *Frontal lobe function and dysfunction*. New York: Oxford University Press, 217–229.
- D'Andrade, R.G. (1981). The cultural part of cognition. *Cognitive Science*, 5(3), 179–195.
- Darwin, C. (1872). *The expression of the emotions in man and animals*. London: John Murray 1904.
- Davidson, R.J. (1994). Complexities in the search for emotion-specific physiology. In: Ekman, P.; Davidson, R.J. (Hg.). *The nature of emotion*. New York: Oxford University Press, 237–242.

-
- (2001). Toward a biology of personality and emotion. *Annals of the New York Academy of Sciences*, 935, 191–207.
- (2003a). Seven sins in the study of emotion: Correctives from affective neuroscience. *Brain and Cognition*, 52(1), 129–132.
- (2003b). Darwin and the neural bases of emotion and affective style. *Annals of the New York Academy of Sciences*, 1000, 316–336.
- (2003c). Affective neuroscience and psychophysiology: Toward a synthesis. *Psychophysiology*, 40(5), 655–665.
- (2004). What does the prefrontal cortex »do« in affect: perspectives on frontal EEG asymmetry research. *Biological Psychology*, 67(1/2), 219–233.
- Davidson, R.J.; Irwin, W. (1999). The functional neuroanatomy of emotion and affective style. *Trends in Cognitive Sciences*, 3(1), 11–21.
- Davidson, R.J.; Jackson, D.C.; Kalin, N.H. (2000). Emotion, plasticity, context, and regulation: Perspectives from affective neuroscience. *Psychological Bulletin*, 126(6), 890–909.
- De Houwer, J.; Hermans, D. (2001). Editorial: Automatic affective processing. *Cognition and Emotion*, 15(2), 113–114.
- Denzin, N.K. (1980). A phenomenology of emotion and deviance. *Zeitschrift für Soziologie*, 9(3), 251–261.
- (1984). *On understanding emotion*. San Francisco, CA: Jossey-Bass.
- Diekmann, A.; Voss, T. (2003). Social norms and reciprocity. *Arbeitsberichte des Instituts für Soziologie der Universität Leipzig*, 33, Januar 2003. http://www.uni-leipzig.de/~sozio/content/site/a_berichte/33.pdf [Letzter Zugriff: 12. März 2006].
- DiMaggio, P. (1997). Culture and cognition. *Annual Review of Sociology*, 23, 263–287.
- (2002). Why cognitive (and cultural) sociology needs cognitive psychology. In: Cerulo, K.A. (Hg.). *Culture in mind*. New York: Routledge, 274–282.
- Dimberg, U.; Öhman, A. (1996). Behold the wrath: Psychophysiological responses to facial stimuli. *Motivation and Emotion*, 20(2), 149–182.
- Dimberg, U.; Thunberg, M. (1998). Rapid facial reactions to emotional facial expressions. *Scandinavian Journal of Psychology*, 39(1), 39–45.
- Dimberg, U.; Thunberg, M.; Grunedal, S. (2002). Facial reactions to emotional stimuli: Automatically controlled emotional responses. *Cognition and Emotion*, 16(4), 449–471.
- Dörner, D.; Schaub, H.; Stäudel, T. und S. Strohschneider (1988). Ein System zur Handlungsregulation oder – Die Interaktion von Emotion, Kognition und Motivation. *Sprache und Kognition*, 7(4), 217–232.
- Döveling, K. (2005). *Emotionen – Medien – Gemeinschaft*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Dunbar, R.I. (2002). The social brain hypothesis. In: Cacioppo, J.T.; Berntson, G.G.; Adolphs, R.; Carter, C.S.; Davidson, R.J.; McClintock, M.K.; McEwen, B.S.; Meaney, M.J.; Schacter, D.L.; Sternberg, E.M.; Suomi, S.S. und S.E. Taylor (Hg.). *Foundations in social neuroscience*. Cambridge, MA: MIT Press, 69–88.

- Duncan, S.; Barrett, L. (2007). Affect is a form of cognition: A neurobiological analysis. *Cognition and Emotion*, 21(6), 1184–1211.
- Dunkel, W. (1988). Wenn Gefühle zum Arbeitsgegenstand werden. *Soziale Welt*, 39(1), 66–85.
- Durkheim, E. (1897). *Der Selbstmord*. Neuwied: Luchterhand 1973.
- (1912). *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994.
- (1930). *Über soziale Arbeitsteilung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992.
- Eberlein, G.; Kondratowitz, H.-J. von (Hg.) (1977). *Psychologie statt Soziologie? Zur Reduzierbarkeit sozialer Strukturen auf Verhalten*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Eder, A.B.; Hommel, B.; De Houwer, J. (2007). How distinctive is affective processing? On the implications of using cognitive paradigms to study affect and emotion. *Cognition and Emotion*, 21(6), 1137–1154.
- Ehrenberg, A. (2004). *Das erschöpfte Selbst*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Ehrenstein, C. (2004). Der Säbelzahn tiger heißt heute Hartz IV. *Die Welt*, 9. September 2004.
- Eichener, V. (1989). Ratio, Kognition und Emotion. *Zeitschrift für Soziologie*, 18(5), 346–361.
- Eisenberg, L. (1995). The social construction of the human brain. *American Journal of Psychiatry*, 152(11), 1563–1575.
- Eisenberger, N.I.; Lieberman, M.D. (2004). Why rejection hurts: a common neural alarm system for physical and social pain. *Trends in Cognitive Sciences*, 8(7), 294–300.
- Eisenberger, N.I.; Lieberman, M.D.; Williams, K.D. (2003). Does rejection hurt? An fMRI study of social exclusion. *Science*, 302, 290–292.
- Ekman, P. (1972). Universals and cultural differences in facial expressions of emotion. In: Cole, J. (Hg.). *Nebraska symposium on motivation*, 1971, Bd. 19. Lincoln, NE: University of Nebraska Press, 207–282.
- (1982). *Emotion in the human face*. Cambridge: Cambridge University Press.
- (1992a). An argument for basic emotions. *Cognition and Emotion*, 6(3/4), 169–200.
- (1992b). Facial expression of emotion. New findings, new questions. *Psychological Science*, 3(1), 34–38.
- (1993). Facial expression and emotion. *American Psychologist*, 48(4), 384–392.
- (1997). Should we call it expression or communication? *Innovation*, 10(4), 333–344.
- (1999). Basic emotions. In: Dalgleish, T.; Power, M. (Hg.). *Handbook of cognition and emotion*. Sussex: Wiley, 45–60.
- (2004). What we become emotional about. In: Manstead, A.S.; Frijda, N.H.; Fischer, A. (Hg.). *Feelings and emotions*. New York: Oxford University Press, 119–135.

- Ekman, P.; Friesen, W.V. (1975). *Unmasking the face: A guide to recognizing emotions from clues*. Upper Saddle River, NJ: Prentice Hall.
- Ekman, P.; Friesen, W.V. (1978). *Facial action coding system: A technique for the measurement of facial movement*. Palo Alto, CA: Consulting Psychologists Press.
- Ekman, P.; Levenson, R.W.; Friesen, W.V. (1983). Autonomic nervous system activity distinguishes among emotions. *Science*, 221, 1208–1210.
- Ekman, P.; O'Sullivan, M.; Frank, M.G. (1999). A few can catch a liar. *Psychological Science*, 10(3), 263–266.
- Elfenbein, H.A.; Ambady, N. (2002). Is there an in-group advantage in emotion recognition? *Psychological Bulletin*, 128(2), 243–249.
- Elfenbein, H.A.; Ambady, N. (2003a). Universals and cultural differences in recognizing emotions. *Current Directions in Psychological Science*, 12(5), 159–164.
- Elfenbein, H.A.; Ambady, N. (2003b). When familiarity breeds accuracy: Cultural exposure and facial emotion recognition. *Journal of Personality and Social Psychology*, 85(2), 276–290.
- Elfenbein, H.A.; Mandal, M.K.; Ambady, N. und S. Harizuka (2002). Cross-cultural patterns in emotion recognition: Highlighting design and analytical techniques. *Emotion*, 2(1), 75–84.
- Elias, N. (1976). *Über den Prozeß der Zivilisation*. Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ellsworth, P.C. (1994). Levels of thought and levels of emotion. In: Ekman, P.; Davidson, R.J. (Hg.). *The nature of emotion*. New York: Oxford University Press, 192–196.
- Elster, J. (1989). Social norms and economic theory. *Journal of Economic Perspectives*, 3(4), 99–117.
- (1996). Rationality and the emotions. *The Economic Journal*, 106(438), 1386–1397.
- (1998). Emotions and economic theory. *Journal of Economic Literature*, 36(1), 47–74.
- (1999). *Alchemies of the mind. Rationality and the emotions*. New York: Cambridge University Press.
- (2004a). Emotions and rationality. In: Manstead, A.S.; Frijda, N.H.; Fischer, A. (Hg.). *Feelings and emotions*. New York: Oxford University Press, 30–48.
- (2004b). Emotion and action. In: Solomon, R.C. (Hg.). *Thinking about feeling*. New York: Oxford University Press, 151–162.
- (2005). Fehr on altruism, emotion, and norms. *Analyse & Kritik*, 27(1), 197–210.
- Engelen, E.-M.; Markowitsch, H.J.; von Scheve, C.; Röttger-Rössler, B.; Stephan, A.; Holodynski, M. und M. Vandekerckhove (2008). Emotions as bio-cultural processes: Disciplinary debates and an interdisciplinary outlook. In: Röttger-Rössler, B.; Markowitsch, H.J. (Hg.). *Emotions as bio-cultural processes*. New York: Springer, im Druck.

- Enticott, P.G.; Johnston, P.J.; Herring, S.E.; Hoy, K.E. und P.B. Fitzgerald (2008). Mirror neuron activation is associated with facial emotion processing. *Neuropsychologia*, 46, 2851–2854.
- Erk, S.; Spitzer, M.; Wunderlich, A.; Galley, L. und H. Walter (2002). Cultural objects modulate reward circuitry. *NeuroReport*, 13(18), 2499–2503.
- Esteves, F.; Dimberg, U.; Öhman, A. (1994). Automatically elicited fear: Conditioned skin conductance responses to masked facial expressions. *Cognition and Emotion*, 8(5), 393–413.
- Esser, H. (1996). *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt am Main/New York: Campus
- (1999). *Soziologie. Spezielle Grundlagen*. Bd. 1. Situationslogik und Handeln. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- (2000a). *Soziologie. Spezielle Grundlagen*. Bd. 2. Die Konstruktion der Gesellschaft. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- (2000b). *Soziologie. Spezielle Grundlagen*. Bd. 3. Soziales Handeln. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- (2001). *Soziologie. Spezielle Grundlagen*. Bd. 6. Sinn und Kultur. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- (2006). Affektuelles Handeln: Emotionen und das Modell der Frame-Selektion. In: Schützeichel, R. (Hg.). *Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze*. Frankfurt am Main/New York: Campus, 143–174.
- Evans, D. (2001). *Emotion: The science of sentiment*. New York: Oxford University Press.
- Evans, D. (2002). The search hypothesis of emotions. *British Journal for the Philosophy of Science*, 53(4), 497–509.
- Falk, A.; Fehr, E.; Fischbacher, U. (2005). Driving forces behind informal sanctions. *Econometrica*, 73(6), 2017–2030.
- Fehr, B.; Russell, J.A. (1984). Concept of emotion viewed from a prototype perspective. *Journal of Experimental Psychology: General*, 113, 464–486.
- Fehr, E.; Fischbacher, U. (2004a). Social norms and human cooperation. *Trends in Cognitive Sciences*, 8(4), 185–190.
- Fehr, E.; Fischbacher, U. (2004b). Third-party punishment and social norms. *Evolution and Human Behavior*, 25(1), 63–87.
- Fehr, E.; Fischbacher, U. (2005). Altruists with green beards. *Analyse & Kritik*, 27(1), 73–84.
- Fehr, E.; Gächter, S. (2002). Altruistic punishment in humans. *Nature*, 415, 137–140.
- Fernandez-Dols, J.-M.; Carrera, P.; Hurtado de Mendoza, A.; Ocejja, L. (2007). Emotional climate as emotion accessibility: How countries prime emotions. *Journal of Social Issues*, 63(2), 339–352.
- Fiedler, K.; Bless, H. (2000). The formation of beliefs at the interface of affective and cognitive processes. In: Frijda, N.H.; Manstead, A.; Bem, S. (Hg.). *Emotions*

- and beliefs. How feelings influence thoughts.* Cambridge: Cambridge University Press, 144–170.
- Fiebler, R. (1990). *Kommunikation und Emotion.* Berlin: de Gruyter.
- (2002). How to do emotions with words: Emotionality in conversations. In: Fussell, S.R. (Hg.). *The verbal communication of emotions.* Mahwah, NJ: Erlbaum, 79–106.
- Fineman, S. (1993). Organizations as emotional arenas. In: Fineman, S. (Hg.). *Emotion in organizations.* London: Sage, 9–35.
- (2003). *Understanding emotion at work.* London: Sage.
- Fischer, A.; Rotteveel, M.; Manstead, A.S. (2004). Emotional assimilation: How we are influenced by others' emotions. *Cahiers de Psychologie Cognitive*, 22(2), 223–246.
- Fischer, G.E.; Chon, K.K. (1989). Durkheim and the social construction of emotions. *Social Psychology Quarterly*, 52(1), 1–9.
- Fischer, K. (1989). Die kognitive Konstitution sozialer Strukturen. *Zeitschrift für Soziologie*, 18(1), 16–34.
- Fiske, S.T. (1982). Schema-triggered affect: Applications to social perception. In: Clark, M.S.; Fiske, S.T. (Hg.). *Affect and cognition.* Hillsdale, NJ: Erlbaum, 55–78.
- Fiske, S.T.; Taylor, S.E. (1984). *Social cognition.* New York: Random House.
- Flam, H. (1990a). Emotional man: I. The emotional man and the problem of collective action. *International Sociology*, 5(1), 39–56.
- (1990b). Emotional man: II. Corporate actors as emotion-motivated emotion managers. *International Sociology*, 5(2), 225–234.
- (1993). Fear, loyalty and greedy organizations. In: Fineman, S. (Hg.). *Emotion in organizations.* London: Sage, 58–75.
- (1998). *Mosaic of fear. Poland and East Germany before 1989.* New York: Columbia University Press.
- (2000). *The emotional man and the problem of collective action.* Frankfurt am Main: Peter Lang.
- (2002a). *Soziologie der Emotionen.* Konstanz: UVK.
- (2002b). Corporate emotions and emotions in corporations. In: Barbalet, J.M. (Hg.). *Emotions and sociology.* Oxford: Blackwell, 90–112.
- Fodor, J.A. (1981). Propositional attitudes. In: Fodor, J. (Hg.). *RePresentations.* Cambridge, MA: MIT Press, 177–203.
- (1998). *Concepts.* New York: Oxford University Press.
- Forgas, J.P. (1995a). Mood and judgment: The affect infusion model (AIM). *Psychological Bulletin*, 117(1), 39–66.
- (1995b). Strange couples: Mood effects on judgments and memory about prototypical and atypical targets. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 21(7), 747–765.
- (2000a). Affect and information processing strategies: An interactive relationship. In: Forgas, J.P. (Hg.). *Feeling and thinking. The role of affect in social cognition.* New York: Cambridge University Press, 253–282.

- (2000b). Feeling is believing? The role of processing strategies in mediating affective influences on beliefs. In: Frijda, N.H.; Manstead, A.; Bem, S. (Hg.). *Emotions and beliefs. How feelings influence thoughts*. Cambridge: Cambridge University Press, 108–143.
- (2006). Affective influences on interpersonal behavior: Towards understanding the role of affect in everyday interactions. In: Forgas, J.P. (Hg.). *Affect in social thinking and behavior*. New York: Psychology Press, 269–290.
- Frank, R.H. (1988). *Passions within reason*. New York: Norton.
- (1990). A theory of moral sentiments. In: Mansbridge, J.J. (Hg.). *Beyond self-interest*. Chicago: University of Chicago Press, 71–96.
- (1993). The strategic role of emotions: Reconciling over- and undersocialized accounts of behaviour. *Rationality and Society*, 5(2), 160–184.
- (2005). Altruists with green beards: Still kicking? *Analyse & Kritik*, 27(1), 85–96.
- Franks, D.D.; Smith, T.S. (1999)(Hg.). *Mind, brain, and society: Toward a neurosociology of emotion*. Greenwich, CT: JAI Press.
- Freese, J.; Li, J.-C.; Wade, L.D. (2003). The potential relevances of biology to social inquiry. *Annual Review of Sociology*, 29, 233–256.
- Fridlund, A.J. (1994). *Human facial expression: An evolutionary view*. San Diego, CA: Academic Press.
- Frijda, N.H. (1986). *The emotions*. Cambridge: Cambridge University Press.
- (1994). Emotions require cognitions, even if simple ones. In: Ekman, P.; Davidson, R.J. (Hg.). *The nature of emotion*. New York: Oxford University Press, 197–202.
- (2004). Emotions and action. In: Manstead, A.S.; Frijda, N.H.; Fischer, A. (Hg.). *Feelings and emotions*. New York: Oxford University Press, 158–173.
- Frijda, N.H.; Manstead, A.; Bem, S. (2000). The influence of emotions on beliefs. In: Frijda, N.H.; Manstead, A.; Bem, S. (Hg.). *Emotions and beliefs. How feelings influence thoughts*. Cambridge: Cambridge University Press, 1–9.
- Frijda, N.H.; Mesquita, B. (1994). The social roles and functions of emotions. In: Kitayama, S.; Markus, H.R. (Hg.). *Emotion and culture*. Washington, DC: American Psychological Association, 51–88.
- Frijda, N.; Zeelenberg, M. (2001). Appraisal. What is the dependent? In: Scherer, K.R.; Schorr, A.; Johnstone, T. (Hg.). *Appraisal processes in emotion*. New York: Oxford University Press, 141–155.
- Furedi, F. (1997). *Culture of fear*. London: Cassell.
- Gainotti, G. (2000). Neuropsychological theories of emotion. In: Borod, J.C. (Hg.). *The neuropsychology of emotion*. New York: Oxford University Press, 214–236.
- Gallo, L.C.; Matthews, K.A. (2003). Understanding the association between socioeconomic status and physical health: Do negative emotions play a role? *Psychological Bulletin*, 129(1), 10–51.
- Gerhards, J. (1986). Soziologie der Emotionen. Ein Literaturbericht. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 38(3/4), 760–771.

- (1988a). *Soziologie der Emotionen: Fragestellungen, Systematik u. Perspektiven*. Weinheim: Juventa.
- (1988b). Die sozialen Bedingungen der Entstehung von Emotionen. *Zeitschrift für Soziologie*, 17(3), 187–202.
- (1988c). Emotionsarbeit. Zur Kommerzialisierung von Gefühlen. *Soziale Welt*, 39(1), 47–65.
- Gerstein, D. (1987). To unpack micro and macro: Link small with large and part with whole. In: Alexander, J.C.; Giesen, B.; Münch, R. und N.J. Smelser (Hg.). *The micro-macro link*. Berkeley, CA: University of California Press, 86–111.
- Giddens, A. (1984). *The constitution of society*. Berkeley, CA: University of California Press.
- (1991). *Modernity and self-identity*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- (1999). *Soziologie*. 2.; überarb. Aufl. Graz: Nausner & Nausner.
- Giesen, B.; Schmid, M. (1977). Methodologischer Individualismus und Reduktionismus. In: Eberlein, G.; Kondratowitz, H.-J. von (Hg.). *Psychologie statt Soziologie? Zur Reduzierbarkeit sozialer Strukturen auf Verhalten*. Frankfurt am Main/New York: Campus, 24–47.
- Glassner, B. (1999). *The culture of fear*. New York: Basic Books.
- Glimcher, P.W. (2003). *Decisions, uncertainty, and the brain. The science of neuroeconomics*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Goffman, E. (1959). *The presentation of self in everyday life*. New York: Doubleday.
- Goldie, P. (2000). *The emotions*. New York: Oxford University Press.
- (2004). Emotion, feeling, and knowledge of the world. In: Solomon, R.C. (Hg.). *Thinking about feeling*. New York: Oxford University Press, 91–106.
- Goleman, D. (1995). *Emotional intelligence*. New York: Bantam.
- Goleman, D.; McKee, A.; Boyatzis, R.E. (2002). *Primal leadership: Realizing the power of emotional intelligence*. Boston, MA: Harvard Business School Press.
- Gordon, S.L. (1981). The sociology of sentiments and emotion. In: Rosenberg, M.; Turner, R.H. (Hg.). *Social psychology. Sociological perspectives*. New York: Basic Books, 562–592.
- (1990). Social structural effects on emotion. In: Kemper, T.D. (Hg.). *Research agendas in the sociology of emotions*. Albany, NY: State University of New York Press, 145–179.
- Grandey, A.A. (2000). Emotion regulation in the workplace: A new way to conceptualize emotional labor. *Journal of Occupational Health Psychology*, 5(1), 95–110.
- Grandey, A.A.; Brauburger, A. (2002). The emotion regulation behind the customer service smile. In: Lord, R.; Klimoski, R.; Kanfer, R. (Hg.). *Emotions in the workplace*. San Francisco, CA: Jossey-Bass, 260–294.
- Gray, J.A. (1990). Brain systems that mediate both emotion and cognition. *Cognition and Emotion*, 4(3), 269–288.
- Gray, J.R. (2004). Integration of emotion and cognitive control. *Current Directions in Psychological Science*, 13(2), 46–48.

- Greshoff, R.; Schimank, U. (2003). Die integrative Sozialtheorie von Hartmut Esser. Unveröffentl. Manuskript, FernUniversität Hagen. <http://www.fernuni-hagen.de/SOZ/weiteres/preprints/russ.pdf> [Letzter Zugriff: 2. August 2006].
- Griffiths, P.E. (1997). *What emotions really are*. Chicago: University of Chicago Press.
- (2004). Is emotion a natural kind? In: Solomon, R.C. (Hg.). *Thinking about feeling*. New York: Oxford University Press, 233–249.
- Griffiths, P.E.; Scarantino, A. (2008). Emotions in the wild: The situated perspective on emotion. In: Robbins, P.; Aydede, M. (Hg.). *The Cambridge handbook of situated cognition*. New York: Cambridge University Press, im Druck.
- Gross, J.J. (1998). The emerging field of emotion regulation: An integrative review. *Review of General Psychology*, 2(3), 271–299.
- (1999a). Emotion regulation: Past, present, future. *Cognition and Emotion*, 13(5), 551–573.
- (1999b). Emotion and emotion regulation. In: Pervin, L.A.; John, O.P. (Hg.). *Handbook of personality. Theory and research*. 2. Aufl. New York: Guilford, 525–552.
- (2002). Emotion regulation: Affective, cognitive, and social consequences. *Psychophysiology*, 39(3), 281–291.
- Gross, J.J.; John, O.P. (2002). Wise emotion regulation. In: Barrett, L.; Salovey, P. (Hg.). *The wisdom in feeling*. New York: Guilford, 297–318.
- Gross, J.J.; Thompson, R.A. (2007). Emotion regulation. Conceptual foundations. In: Gross, J.J. (Hg.). *Handbook of emotion regulation*. New York: Guilford, 3–24.
- Habermas, J. (2006). *Das Sprachspiel verantwortlicher Urheberschaft. Probleme der Willensfreiheit*. Vortrag an der Berliner Akademie der Künste, 19. Januar 2006.
- Häring, N. (2001). Der Homo oeconomicus ist tot. *Financial Times Deutschland*, 14. März 2001.
- Haidt, J.; Keltner, D. (1999). Culture and facial expression: Open-ended methods find more expressions and a gradient of recognition. *Cognition and Emotion*, 13(3), 225–266.
- Hamann, S. (2001). Cognitive and neural mechanisms of emotional memory. *Trends in Cognitive Sciences*, 5(9), 394–400.
- Hammond, M. (1990). Affective maximization. A new macro-theory in the sociology of emotion. In: Kemper, T.D. (Hg.). *Research agendas in the sociology of emotions*. Albany, NY: State University of New York Press, 58–81.
- (2003). The enhancement imperative: The evolutionary neurophysiology of Durkheimian solidarity. *Sociological Theory*, 21(4), 359–374.
- Haxby, J.V.; Hoffman, E.A.; Gobbini, M.I. (2000). The distributed human neural system for face perception. *Trends in Cognitive Sciences*, 4(6), 223–233.
- Hatfield, E.; Cacioppo, J.T.; Rapson, R.L. (1992). Primitive emotional contagion. In: Clark, M.S. (Hg.). *Emotion and social behavior*. Newbury Park, CA: Sage, 151–177.
- Hatfield, E.; Cacioppo, J.T.; Rapson, R.L. (1994). *Emotional contagion*. New York: Cambridge University Press.

- Hechter, M. (1991). From exchange to structure. In: Huber, J. (Hg.). *Macro-micro linkages in sociology*. Newbury Park, CA: Sage, 46–50.
- Hechter, M.; Opp, K.-D. (Hg.) (2001). *Social norms*. New York: Russell Sage.
- Heckathorn, D.D. (1989). Cognitive science, sociology, and the theoretic analysis of complex systems. *Journal of Mathematical Sociology*, 14(2/3), 97–110.
- Heidenreich, M. (1998). Die Gesellschaft im Individuum. In: Schwaetzer, H.; Stahl-Schwaetzer, H. (Hg.). *L'homme machine?* Hildesheim: Georg Olms Verlag, 229–248.
- Heintz, B. (2004). Emergenz und Reduktion. Neue Perspektiven auf das Mikro-Makro-Problem. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 56(1), 1–31.
- Heise, D.R. (1979). *Understanding events. Affect and the construction of social action*. New York: Cambridge University Press.
- Heise, D.R.; Calhan, C. (1995). Emotion norms in interpersonal events. *Social Psychology Quarterly*, 58(4), 223–240.
- Heise, D.R.; O'Brien, J. (1993). Emotion expression in groups. In: Lewis, M.; Haviland, J.M. (Hg.). *Handbook of emotions*. New York: Guilford, 489–487.
- Hess, U. (2001). The communication of emotion. In: Kaszniak, A. (Hg.). *Emotions, qualia, and consciousness*. Singapur: World Scientific Publishing, 397–409.
- Hess, U.; Banse, R.; Kappas, A. (1995). The intensity of facial expression is determined by underlying affective state and social situation. *Journal of Personality and Social Psychology*, 69(2), 280–288.
- Hess, U.; Blairy, S. (2001). Facial mimicry and emotional contagion to dynamic emotional facial expressions and their influence on decoding accuracy. *International Journal of Psychophysiology*, 40(2), 129–141.
- Hess, U.; Blairy, S.; Philippot, P. (1999). Facial mimicry. In: Philippot, P.; Feldman, R.; Coats, E. (Hg.). *The social context of nonverbal behavior*. New York: Cambridge University Press, 213–241.
- Hess, U.; Philippot, P.; Blairy, S. (1998). Facial reactions to emotional facial expressions: Affect or cognition? *Cognition and Emotion*, 12(4), 509–531.
- Hinson, J.M.; Jameson, T.L.; Whitney, P. (2002). Somatic markers, working memory, and decision making. *Cognitive, Affective, & Behavioral Neuroscience*, 2(4), 341–353.
- Hochschild, A.R. (1979). Emotion work, feeling rules, and social structure. *American Journal of Sociology*, 85(3), 551–575.
- (1983). *The managed heart*. Berkeley, CA: University of California Press.
- Höpfl, H.J.; Linstead, S.A. (1993). Passion and performance: Suffering and the carrying of organizational roles. In: Fineman, S. (Hg.). *Emotion in organizations*. London: Sage, 76–93.
- Holodynski, M.; Friedlmeier, W. (2005). *Development of emotions and emotion regulation*. New York: Springer.
- Hondrich, K.O. (2006). Geteilte Gefühle. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 174, 29. Juli 2006.

- Horne, C. (2001). Sociological perspectives on the emergence of norms. In: Hechter, M.; Opp, K.-D. (Hg.). *Social norms*. New York: Russell Sage, 3–34.
- Horstmann, G. (2003). What do facial expressions convey: Feeling states, behavioral intentions, or action requests? *Emotion*, 3(2), 150–166.
- House, J.S. (1981). Social structure and personality. In: Rosenberg, M.; Turner, R.H. (Hg.). *Social psychology. Sociological perspectives*. New York: Basic Books, 525–561.
- Howard, J.A. (1991). Introduction: The self-society dynamic. In: Howard, J.A.; Callero, P.L. (Hg.). *The self-society dynamic*. New York: Cambridge University Press, 1–17.
- (1994). A social cognitive conception of social structure. *Social Psychology Quarterly*, 57(3), 210–227.
- (1995). Social cognition. In: Cook, K.S.; Fine, G.A.; House, J.S. (Hg.). *Sociological perspectives on social psychology*. Boston, MA: Allyn & Bacon, 90–117.
- Hüther, G.; Adler, L.; Rüter, E. (1998). Die neurobiologische Verankerung psychosozialer Erfahrungen. *Zeitschrift für psychosomatische Medizin*, 45(1), 2–17.
- Hummell, H.J.; Opp, K.-D. (1971). *Die Reduzierbarkeit von Soziologie auf Psychologie*. Braunschweig: Vieweg.
- Hutchins, E. (1996). *Cognition in the wild*. Cambridge, MA: MIT Press.
- (1991). The social organization of distributed cognition. In: Resnick, L.B.; Levine, J.M.; Teasley, S.D. (Hg.). *Perspectives on socially shared cognition*. Washington, DC: American Psychological Association, 283–307.
- Illouz, E. (1997). *Consuming the romantic utopia. Love and the cultural contradictions of capitalism*. Berkeley, CA: University of California Press.
- (2007). *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Isen, A.M. (2004). Some perspectives on positive feelings and emotions: Positive affect facilitates thinking and problem solving. In: Manstead, A.S.; Frijda, N.H.; Fischer, A. (Hg.). *Feelings and emotions*. New York: Oxford University Press, 263–281.
- Ismer, S.; Kronast, S. (2005). Chronic failure at school as a source of shame – Hip hop culture as a space for adolescents to cope with discrimination. *ZfM: Mitteilungen*, 4/2005, 7–22.
- Izard, C.E. (1971). *The face of emotion*. New York: Appleton-Century-Crofts.
- (1977). *Human emotions*. New York: Plenum.
- James, W. (1884). What is an emotion? *Mind*, 9(34), 188–205.
- (1897). *The will to believe and other essays in popular philosophy*. New York: Dover 1957.
- Goodwin, J.; Jasper, J.M.; Polletta, F. (2004). Emotional dimensions of social movements. In: Snow, D.A.; Soule, S.A.; Kriesi, H. (Hg.). *The Blackwell companion to social movements*. Malden, MA: Blackwell, 413–432.
- Johnson-Laird, P.N. (1983). *Mental models*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

- Johnson-Laird, P.N.; Oatley, K. (1989). The language of emotions: An analysis of a semantic field. *Cognition and Emotion*, 3(2), 81–123.
- Johnson-Laird, P.N.; Oatley, K. (1992). Basic emotions, rationality, and folk theory. *Cognition and Emotion*, 6(3/4), 201–223.
- Kappas, A. (2002a). What facial activity can and cannot tell us about emotions. In: Katsikitis, M. (Hg.). *The human face. Measurement and meaning*. Dordrecht: Kluwer, 215–234.
- (2002b). The science of emotion as a multidisciplinary research paradigm. *Behavioural Processes*, 60(2), 85–98.
- (2008). Psssst! Dr. Jekyll and Mr. Hyde are actually the same person! A tale of regulation and emotion. In: Vandekerckhove, M.; von Scheve, C.; Ismer, S.; Jung, S. und S. Kronast (Hg.). *Regulating emotions. Culture, social necessity and biological inheritance*. Malden, MA: Wiley-Blackwell, 15–38.
- Kappelhoff, P. (2004). Adaptive Rationalität, Gruppenselektion und Ultrasozialität. In: Diekmann, A.; Voss, T. (Hg.). *Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften*. München: Oldenbourg, 79–95.
- Keltner, D. (2003). Expression and the course of life. Studies of emotion, personality, and psychopathology from a social-functional perspective. *Annals of the New York Academy of Sciences*, 1000, 222–243.
- Keltner, D.; Gross, J.J. (1999). Functional accounts of emotion. *Cognition and Emotion*, 13(5), 467–480.
- Keltner, D.; Haidt, J. (1999). Social functions of emotion at four levels of analysis. *Cognition and Emotion*, 13(5), 505–521.
- Keltner, D.; Ekman, P.; Gonzaga, G.C. und J. Beer (2003). Facial expression of emotion. In: Davidson, R.J.; Scherer, K.R.; Goldsmith, H.H. (Hg.). *Handbook of affective sciences*. New York: Oxford University Press, 415–432.
- Kemper, T.D. (1978a). *A social interactional theory of emotions*. New York: Wiley.
- (1978b). Toward a sociology of emotions: Some problems and some solutions. *The American Sociologist*, 13(1), 30–41.
- (1981). Social constructionist and positivist approaches to the sociology of emotions. *American Journal of Sociology*, 87(2), 336–362.
- (1984). Power, status, and emotions. A sociological contribution to a psychophysiological domain. In: Scherer, K.R.; Ekman, P. (Hg.). *Approaches to emotion*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 369–383.
- (1987). How many emotions are there? Wedding the social and the autonomic components. *American Journal of Sociology*, 93(2), 263–289.
- (1990). Themes and variations in the sociology of emotions. In: Kemper, T.D. (Hg.). *Research agendas in the sociology of emotions*. Albany, NY: State University of New York Press, 3–23.
- (2002). Predicting emotions in groups: Some lessons from September 11. In: Barbalet, J.M. (Hg.). *Emotions and sociology*. Oxford: Blackwell, 53–68.
- Kemper, T.D.; Collins, R. (1990). Dimensions of microinteraction. *American Journal of Sociology*, 96(1), 32–68.

- Ketelaar, T.; Au, W.T. (2003). The effects of guilty feelings on the behavior of uncooperative individuals in repeated social bargaining games: An Affect-as-information interpretation of the role of emotion in social interaction. *Cognition and Emotion*, 17(3), 429–453.
- Ketelaar, T.; Todd, P.M. (2001). Framing our thoughts: Ecological rationality as evolutionary psychology's answer to the frame problem. In: Holcomb, H.R. (Hg.). *Conceptual challenges in evolutionary psychology*. Boston, MA: Kluwer, 179–211.
- Kleinginna, P.R.; Kleinginna, A.M. (1981). A categorized list of emotion definitions, with suggestions for a consensual definition. *Motivation and Emotion*, 5(4), 345–379.
- Kleining, G. (1994). *Qualitativ-beuristische Sozialforschung*. Hamburg: Fechner.
- Knorr-Cetina, K.D. (1981). Introduction: The micro-sociological challenge of macro-sociology. In: Knorr-Cetina, K.D.; Cicourel, A.V. (Hg.). *Advances in social theory and methodology. Toward an integration of micro- and macro-sociologies*. Boston, MA: Routledge & Kegan Paul, 1–47.
- Knutson, B.; Bossaerts, P. (2007). Neural antecedents of financial decisions. *The Journal of Neuroscience*, 27(31), 8174–8177.
- Kober, H.; Barrett, L.F.; Joseph, J.; Bliss-Moreau, E.; Lindquist, K.A. und T.D. Wager (2008). Functional networks and cortical-subcortical interactions in emotion: A meta-analysis of neuroimaging studies. *NeuroImage*, 42, 998–1031.
- Kolb, B.; Whishaw, I.Q. (1998). Brain plasticity and behavior. *Annual Review of Psychology*, 49, 43–64.
- Kringelbach, M.L.; Rolls, E.T. (2004). The functional neuroanatomy of the human orbitofrontal cortex: evidence from neuroimaging and neuropsychology. *Progress in Neurobiology*, 72(5), 341–372.
- Kron, T. (2004). General Theory of Action? Inkonsistenzen in der Handlungstheorie von Hartmut Esser. *Zeitschrift für Soziologie*, 33(3), 186–205.
- Kuhnen, C.M.; Knutson, B. (2005). The neural basis of financial risk taking. *Neuron*, 47, 763–770.
- Kunda, Z. (1999). *Social cognition. Making sense of people*. Cambridge, MA: MIT Press.
- LaBar, K.S.; Cabeza, R. (2006). Cognitive neuroscience of emotional memory. *Nature Reviews Neuroscience*, 7, 54–64.
- Lahlou, S. (2001). Functional aspects of social representation. In: Deaux, K.; Philogène, G. (Hg.). *Representations of the social*. Oxford: Blackwell, 131–146.
- Laucken, U. (2002). Qualitätskriterien als wissenschaftspolitische Lenkinstrumente. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 3(1). <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-02/1-02laucken-d.htm> [Letzter Zugriff: 2. August 2006].
- Lawler, E.J.; Ridgeway, C.; Markowsky, B. (1993). Structural social psychology and the micro-macro problem. *Sociological Theory*, 11(3), 268–290.
- Lawler, E.J.; Thye, S.R. (1999). Bringing emotion into social exchange theory. *Annual Review of Sociology*, 25, 217–244.

- Lawler, E.J.; Thye, S.R.; Yoon, J. (2000). Emotion and group cohesion in productive exchange. *American Journal of Sociology*, 106(3), 616–657.
- Lazarus, R.S. (1968). Emotion and adaptation: Conceptual and empirical relations. In: Arnold, W.J. (Hg.). *Nebraska symposium on motivation*. Lincoln, NE: University of Nebraska Press, 175–266.
- (1984). Thoughts on the relations between emotion and cognition. In: Scherer, K.R.; Ekman, P. (Hg.). *Approaches to emotion*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 247–257.
- (1991a). *Emotion and adaptation*. New York: Oxford University Press.
- (1991b). Progress on a cognitive-motivational-relational theory of emotion. *American Psychologist*, 46(8), 819–834.
- Lazarus, R.S.; Smith, C.A. (1988). Knowledge and appraisal in the cognition-emotion relationship. *Cognition and Emotion*, 2(4), 281–300.
- LeBon, G. (1896). *The crowd: A study of the popular mind*. New York: Macmillan.
- LeDoux, J.E. (1993). Cognition versus emotion, again – this time in the brain: A response to Parrott and Schulkin. *Cognition and Emotion*, 7(1), 61–64.
- (1996). *The emotional brain*. New York: Touchstone 1998.
- (2000). Emotion circuits in the brain. *Annual Review of Neuroscience*, 23, 155–184.
- (2002). Emotion: Clues from the brain. In: Cacioppo, J.T.; Berntson, G.G.; Adolphs, R.; Carter, C.S.; Davidson, R.J.; McClintock, M.K.; McEwen, B.S.; Meaney, M.J.; Schacter, D.L.; Sternberg, E.M.; Suomi, S.S. und S.E. Taylor (Hg.). *Foundations in social neuroscience*. Cambridge, MA: MIT Press, 389–410.
- Lemke, T. (2007). Die Natur in der Soziologie. Versuch einer Positionsbestimmung. *Leviathan*, 35(2), 248–255.
- Lerner, J.S.; Keltner, D. (2000). Beyond valence: Toward a model of emotion-specific influences on judgement and choice. *Cognition and Emotion*, 14(4), 473–493.
- Levenson, R.W. (1999). The intrapersonal functions of emotion. *Cognition and Emotion*, 13(5), 481–504.
- (2003). Autonomic specificity and emotion. In: Davidson, R.J.; Scherer, K.R.; Goldsmith, H.H. (Hg.). *Handbook of affective sciences*. New York: Oxford University Press, 212–224.
- Levenson, R.W.; Ekman, P.; Friesen, W.V. (1990). Voluntary facial fection fenerates emotion-specific autonomous nervous system activity. *Psychophysiology*, 27(4), 363–384.
- Levenson, R.W.; Ekman, P.; Heider, K. und W.V. Friesen (1992). Emotion and autonomic nervous system activity in the Minangkabau of West Sumatra. *Journal of Personality and Social Psychology*, 62(6), 972–288.
- Leventhal, H.; Scherer, K.R. (1987). The relationship of emotion to cognition. A functional approach to a semantic controversy. *Cognition and Emotion*, 1(1), 3–28.
- Lewis, M.D. (2005). Bridging emotion theory and neurobiology through dynamic systems theory. *Behavioral and Brain Sciences*, 28(2), 169–194.

- Lewis, P.A.; Critchley, H.D.; Smith, A.P. und R.J. Dolan (2005). Brain mechanisms for mood congruent memory facilitation. *NeuroImage*, 25(4), 1214–1223.
- Leyens, J.-P.; Dardenne, B. (1996). Soziale Kognition. Ansätze und Grundbegriffe. In: Stroebe, W.; Hewstone, M.; Stephenson, G.M. (Hg.). *Sozialpsychologie. Eine Einführung*. 3.; erw. u. überarb. Auflage. Berlin: Springer, 116–141.
- Lieberman, M.D. (2007). Social cognitive neuroscience: A review of core processes. *Annual Review of Psychology*, 58, 259–289.
- Lieberman, M.D.; Eisenberger, N.I.; Crockett, M.J.; Tom, S.M.; Pfeifer, J.H. und B.M. Way (2007). Putting feelings into words: Affect labeling disrupts amygdala activity in response to affective stimuli. *Psychological Science*, 18(5), 421–428.
- Lively, K.J.; Heise, D.R. (2004). Sociological realms of emotional experience. *American Journal of Sociology*, 109(5), 1109–1136.
- Lizardo, O. (2005). The cognitive origins of Bourdieu's habitus. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 34(4), 375–401.
- Lizardo, O.; Collett, J.L. (2004). *Socioeconomic status and the experience of anger*. Vortrag auf der Jahrestagung der American Sociological Association, 17. August 2004, San Francisco, CA.
- Loewenstein, G.; Lerner, J.S. (2003). The role of affect in decision making. In: Davidson, R.J.; Scherer, K.R.; Goldsmith, H.H. (Hg.). *Handbook of affective sciences*. New York: Oxford University Press, 619–642.
- Loewenstein, G.; Weber, E.U.; Hsee, C.K. und N. Welch (2001). Risk as feelings. *Psychological Bulletin*, 127(2), 267–286.
- Lofland, L. (1985). The social shaping of emotions: The case of grief. *Symbolic Interaction*, 8(2), 171–190.
- Lovaglia, M.J.; Houser, J.A. (1996). Emotional reactions and status in groups. *American Sociological Review*, 61(5), 867–883.
- Luckmann, T. (1992). *Theorie des sozialen Handelns*. Berlin: de Gruyter.
- Lundqvist, L.O. (1995). Facial EMG reactions to facial expressions: A case of facial emotional contagion? *Scandinavian Journal of Psychology*, 36, 130–141.
- Lundqvist, L.O.; Dimberg, U. (1995). Facial expressions are contagious. *Journal of Psychophysiology*, 9, 203–211.
- Lyon, M.L. (1998). The limitations of cultural constructionism in the study of emotion. In: Bendelow, G.; Williams, S.J. (Hg.). *Emotion in social life*. London: Routledge, 39–59.
- Lyon, M.L.; Barbalet, J. (1994). Society's body: emotion and the »somatization« of social theory. In: Csordas, T.J. (Hg.). *Embodiment and experience*. Cambridge: Cambridge University Press, 48–66.
- MacLean, P. (1952). Some psychiatric implications of physiological studies on frontotemporal portion of limbic system (visceral brain). *Electroencephalography and Clinical Neurophysiology*, 4(4), 407–418.
- Macmillan, M. (2000). *An odd kind of fame: Stories of Phineas Gage*. Cambridge, MA: MIT Press.

- Macrae, C.N.; Bodenhausen, G.V. (2000). Social cognition: Thinking categorically about others. *Annual Review of Psychology*, 51, 93–120.
- Macrae, C.N.; Bodenhausen, G.V. (2001). Social cognition: Categorical person perception. *British Journal of Psychology*, 92(1), 239–255.
- Mannheim, K. (1929). *Ideologie und Utopie*. Frankfurt: Klostermann 1985.
- (1980). Über die Eigenart kultursoziologischer Erkenntnis. In: Kettler, D.; Meja, V.; Stehr, N. (Hg.). *Karl Mannheim. Strukturen des Denkens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 33–154.
- Manstead, A.S. (1991). Emotion in social life. *Cognition and Emotion*, 5(5/6), 353–362.
- Manstead, A.S.; Fischer, A.H. (2001). Social appraisal: The social world as object of and influence on appraisal processes. In: Scherer, K.R.; Schorr, A.; Johnstone, T. (Hg.). *Appraisal processes in emotion*. New York: Oxford University Press, 221–232.
- Marby, J.B. (1999). *Social structure and anger: Social psychological mediators*. Dissertation, Virginia Polytechnic Institute und State University. Blacksburg, VA.
- Markowitsch, H.J. (1992). *Neuropsychologie des Gedächtnisses*. Göttingen: Hogrefe.
- (2002). *Dem Gedächtnis auf der Spur*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Markus, H.R.; Plaut, V.C. (2001). Social representations: Catching a good idea. In: Deaux, K.; Philogène, G. (Hg.). *Representations of the social*. Oxford: Blackwell, 183–189.
- Marmot, M. (2004). *The status syndrome*. New York: Times Books.
- Marsh, A.A.; Elfenbein, H.A.; Ambady, N. (2003). Nonverbal »accents«: Cultural differences in facial expressions of emotion. *Psychological Science*, 14(4), 373–376.
- Mastenbroek, W. (2000). Organizational behavior as emotion management. In: Ashkanasy, N.M.; Härtel, C.E.; Zerbe, W.J. (Hg.). *Emotions in the workplace*. Westport, CT: Quorum, 19–35.
- Matsumoto, D. (1987). The role of facial response in the experience of emotion: more methodological problems and a meta-analysis. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52(4), 769–74.
- Mauss, I.B.; Bunge, S.A.; Gross, J.J. (2008). Culture and automatic emotion regulation. In: Vandekerckhove, M.; von Scheve, C.; Ismer, S.; Jung, S. und S. Kronast (Hg.). *Regulating emotions. Culture, social necessity and biological inheritance*. Malden, MA: Wiley-Blackwell, 39–60.
- Mayntz, R. (2007). Einladung zum Schattenboxen. Die Soziologie und die moderne Biologie. *MPIfG Discussion Paper*, 06/7.
- McCarthy, D.E. (1989). Emotions are social things: An essay in the sociology of emotions. In: Franks, D.D.; McCarthy, D.E. (Hg.). *The sociology of emotions: Original essays and research papers*. Greenwich, CT: JAI Press, 51–72.
- (1996). *Knowledge as culture*. London: Routledge.
- McGaugh, J.L. (2003). *Memory and emotion*. New York: Columbia University Press.
- Mead, G.H. (1968). *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Mesquita, B.; Ellsworth, P.C. (2001). The role of culture in appraisal. In: Scherer, K.R.; Schorr, A.; Johnstone, T. (Hg.). *Appraisal processes in emotion*. New York: Oxford University Press, 233–248.
- Morris, J.A.; Feldman, D.C. (1996). The dimensions, antecedents, and consequences of emotional labor. *Academy of Management Journal*, 21(4), 989–1010.
- Morris, J.S.; Öhman, A.; Dolan, R.J. (1998). Conscious and unconscious emotional learning in the human amygdala. *Nature*, 393, 467–470.
- Moscovici, S. (1961). *La Psychoanalyse son Image et son Public*. 2. Aufl. Paris: Presses Universitaires de France.
- (2001). Why a theory of social representations? In: Deaux, K.; Philogène, G. (Hg.). *Representations of the social*. Oxford: Blackwell, 8–36.
- Murray, E.A. (2007). The amygdala, reward and emotion. *Trends in Cognitive Sciences*, 11(11), 489–497.
- Neckel, S. (1991). *Status und Scham*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- (1999). Blanker Neid, blinde Wut? Sozialstruktur und kollektive Gefühle. *Leviathan*, 27(2), 145–165.
- (2005). Emotion by design. Das Selbstmanagement der Gefühle als kulturelles Programm. *Berliner Journal für Soziologie*, 15(3), 419–430.
- Nedelmann, B. (1983). Georg Simmel – Emotion und Wechselwirkung in intimen Gruppen. In: Neidhardt, F. (Hg.). *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien*. KZfSS Sonderheft 25. Opladen: Westdeutscher Verlag, 174–209.
- Neumann, R.; Strack, F. (2000). »Mood contagion«: The automatic transfer of mood between persons. *Journal of Personality and Social Psychology*, 79(2), 211–223.
- Newton, T. (2003). Truly embodied sociology: marrying the social and the biological? *The Sociological Review*, 51(1), 20–42.
- Nolte, H. (1994). Sozialpsychologie als integrierende Perspektive. Versuch einer Ortsbestimmung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 25: 253–271.
- Oatley, K. (1992). *Best laid schemes*. New York: Cambridge University Press.
- (2000). The sentiments and beliefs of distributed cognition. In: Frijda, N.H.; Manstead, A.S.; Bem, S. (Hg.). *Emotions and beliefs. How feelings influence thoughts*. Cambridge: Cambridge University Press, 78–107.
- Oatley, K.; Jenkins, J.M. (1996). *Understanding emotions*. Cambridge, MA: Blackwell.
- Oatley, K.; Johnson-Laird, P.N. (1987). Toward a cognitive theory of emotion. *Cognition and Emotion*, 1(1), 29–50.
- Ochsner, K.N.; Bunge, S.A.; Gross, J.J. und J.D. Gabrieli (2002). Rethinking feelings: An fMRI study of the cognitive regulation of emotion. *Journal of Cognitive Neuroscience*, 14(8), 1215–1229.
- Ochsner, K.N.; Barrett, L.F. (2001). A multiprocess perspective on the neuroscience of emotion. In: Mayne, T.J.; Bonnanno, G. (Hg.). *Emotion: Current issues and future directions*. New York: Guilford, 38–81.
- Ochsner, K.N.; Gross, J.J. (2004). Thinking makes it so. A social cognitive neuroscience approach to emotion regulation. In: Baumeister, R.; Vohs, K. (Hg.). *The handbook of self-regulation*. New York: Guilford, 229–255.

- Ochsner, K.N.; Gross, J.J. (2005). The cognitive control of emotion. *Trends in Cognitive Sciences*, 9(5), 242–249.
- Ochsner, K.N.; Gross, J.J. (2007). The neural architecture of emotion regulation. In: Gross, J.J. (Hg.). *Handbook of emotion regulation*. New York: Guilford, 87–109.
- Ochsner, K.N.; Lieberman, M.D. (2001). The emergence of social cognitive neuroscience. *American Psychologist*, 56(9), 717–734.
- Ochsner, K.N.; Ray, R.D.; Cooper, J.C.; Robertson, E.R.; Chopra, S.; Gabrieli, J.D. und J.J. Gross (2004). For better or for worse: neural systems supporting the cognitive down- and up-regulation of negative emotion. *NeuroImage*, 23(2), 483–499.
- Ochsner, K.N.; Schacter, D.L. (2000). A social cognitive neuroscience approach to emotion and memory. In: Borod, J.C. (Hg.). *The neuropsychology of emotion*. New York: Oxford University Press, 163–193.
- O’Doherty, J.; Kringelbach, M.L.; Rolls, E.T.; Hornak, J. und C. Andrews (2001). Abstract reward and punishment representations in the human orbitofrontal cortex. *Nature Neuroscience*, 4(1), 95–102.
- Öhman, A. (1986). Face the beast and fear the face: Animal and social fears as prototypes for evolutionary analyses of emotion. *Psychophysiology*, 23, 123–145.
- Öhman, A.; Flykt, A.; Lundqvist, D. (2000). Unconscious emotion: Evolutionary perspectives, psychophysiological data and neuropsychological mechanisms. In: Lane, R.D.; Nadel, L. (Hg.). *Cognitive neuroscience of emotion*. New York: Oxford University Press, 296–327.
- Olsson, A.; Ebert, J.P.; Banaji, M.R. und E.A. Phelps (2005). The role of social groups in the persistence of learned fear. *Science*, 309, 785–787.
- Opp, K.-D. (1977). Soziologie ohne Psychologie? In: Eberlein, G.; Kondratowitz, H.-J. von (Hg.). *Psychologie statt Soziologie? Zur Reduzierbarkeit sozialer Strukturen auf Verhalten*. Frankfurt am Main/New York: Campus, 69–89.
- (2002). When do norms emerge by human design and when by the unintended consequences of human action? The example of the no-smoking norm. *Rationality and Society*, 14(2), 131–158.
- Ortony, A.; Clore, G.L.; Collins, A. (1988). *The cognitive structure of emotions*. New York: Cambridge University Press.
- Ortony, A.; Turner, T.J. (1990). What’s basic about basic emotions? *Psychological Review*, 97(3), 315–331.
- Panksepp, J. (1982). Toward a general psychobiological theory of emotions. *Behavioral and Brain Sciences*, 5(3), 407–467.
- (1990). Gray zones at the emotion/cognition interface: A commentary. *Cognition and Emotion*, 4(3), 289–302.
- (1998). *Affective neuroscience*. New York: Oxford University Press.
- (1994). The role of brain emotional systems in the construction of social systems. *Politics and the Life Sciences*, 13 (1), 116–119.

- (2000). The neuro-evolutionary cusp between emotions and cognitions, implications for understanding consciousness and the emergence of a unified mind science. *Consciousness and Emotion*, 1(1), 15–54.
- (2003a). At the interface of the affective, behavioral, and cognitive neurosciences: Decoding the emotional feelings of the brain. *Brain and Cognition*, 52(1), 4–14.
- (2003b). Damasio's error? Review of »Looking for Spinoza: Joy, sorrow, and the feeling brain« by A. Damasio. *Consciousness and Emotion*, 4(1), 111–134.
- (2003c). Feeling the pain of social loss. *Science*, 302, 237–239.
- (2004). Basic affects and the instinctual emotional systems of the brain. In: Manstead, A.S.; Frijda, N.H.; Fischer, A. (Hg.). *Feelings and emotions*. New York: Oxford University Press, 174–193.
- Papez, J.W. (1937). A proposed mechanism of emotion. *Archives of Neurology and Psychiatry*, 79, 217–224.
- Parkinson, B. (1997). Untangling the appraisal-emotion connection. *Personality and Social Psychology Review*, 1(1), 62–79.
- Parkinson, B.; Manstead, A.S. (1992). Appraisal as a cause of emotion. In: Clark, M.S. (Hg.). *Emotion*. Newbury Park, CA: Sage, 122–149.
- Parrott, W.G.; Schulkin, J. (1993). Neuropsychology and the cognitive nature of the emotions. *Cognition and Emotion*, 7(1), 43–59.
- Parsons, T. (1951). *The social system*. New York: Free Press.
- (1963). *Social structure and personality*. New York: Free Press 1970.
- Peuckert, R. (2000). Norm, soziale. In: Schäfers, B. (Hg.). *Grundbegriffe der Soziologie*. 6. Aufl. Opladen: Leske + Budrich, 217–219.
- Phan, K.L.; Wager, T.; Taylor, S.F. und I. Liberzon (2002). Functional neuroanatomy of emotion: A meta-analysis of emotion activation studies in PET and fMRI. *NeuroImage*, 16(2), 331–348.
- Phelps, E.A. (2004). Human emotion and memory: interactions of the amygdala and hippocampal complex. *Current Opinion in Neurobiology*, 14(2), 198–202.
- (2005). The interaction of emotion and cognition. The relation between the human amygdala and cognitive awareness. In: Hassin, R.R.; Uleman, J.S.; Bargh, J.A. (Hg.). *The new unconscious*. New York: Oxford University Press, 61–76.
- Phelps, E.A.; LeDoux, J.E. (2005). Contributions of the amygdala to emotion processing: from animal models to human behavior. *Neuron*, 48(2), 175–187.
- Phelps, E.A.; O'Connor, K.J.; Gatenby, J.C.; Gore, J.C.; Grillon, C. und M. Davis (2001). Activation of the left amygdala to a cognitive representation of fear. *Nature Neuroscience*, 4(4), 437–441.
- Piaget, J. (1954). *Intelligenz und Affektivität in der Entwicklung des Kindes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995.
- Pickel, A. (2005). The habitus process: A biopsychosocial conception. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 35(4), 437–461.

- Pitt, D. (2004). Mental representation. In: Zalta, E.N. (Hg.). *The Stanford encyclopedia of philosophy* (Fall 2004 Edition). <http://plato.stanford.edu/archives/fall2004/entries/mental-representation/> [Letzter Zugriff: 19. Mai 2006].
- Planalp, S. (1998). Communicating emotion in everyday life: Cues, channels, and processes. In: Andersen, P.A.; Guerrero, L.K. (Hg.). *Handbook of communication and emotion*. San Diego, CA: Academic Press, 29–48.
- (1999). *Communicating emotion: Social, moral and cultural processes*. New York: Cambridge University Press.
- Plutchik, R. (1980). A general psychoevolutionary theory of emotion. In: Plutchik, R.; Kellerman, H. (Hg.). *Emotion: Theory, research, and experience*. Bd. 1, *Theories of Emotion*. New York: Academic Press, 3–33.
- Popitz, H. (1980). *Die normative Konstruktion von Gesellschaft*. Tübingen: Mohr.
- Power, M.; Dalgleish, T. (1997). *Cognition and emotion: From order to disorder*. Hove: Psychology Press.
- Prinz, J. (2004). *Gut reactions. A perceptual theory of emotions*. New York: Oxford University Press.
- de Quervain, D.J.-F.; Fischbacher, U.; Treyer, V.; Schellhammer, M.; Schnyder, U.; Buck, A. und E. Fehr (2004). The neural basis of altruistic punishment. *Science*, 305, 1254–1258.
- Rammert, W. (2002). *Die technische Konstruktion als Teil der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit*. Technical University Technology Studies Working Papers, TUTS-WP-2-2002. Berlin: Technische Universität, Institut für Soziologie.
- Rastetter, D. (1999). Emotionsarbeit. Stand der Forschung und offene Fragen. *Arbeit*, 8(4), 374–388.
- Reay, D. (2000). A useful extension of Bourdieu's conceptual framework?: Emotional capital as a way of understanding mothers' involvement in their children's education. *Sociological Review*, 48(4), 568–585.
- Reichertz, J.; Zaboura, N. (2006)(Hg.). *Akteur Gehirn – oder das vermeintliche Ende des handelnden Subjekts*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Reisberg, D.; Heuer, F. (2004). Memory for emotional events. In: Reisberg, D.; Heuer, F. (Hg.). *Memory and emotion*. New York: Oxford University Press.
- Reisenzein, R. (1983). The Schachter theory of emotion: Two decades later. *Psychological Bulletin*, 94(2), 239–264.
- (1998). Outlines of a theory of emotions as metarepresentational states of mind. In: Fischer, A.H. (Hg.). *Proceedings of the 10th conference of the International Society for Research on Emotions*. Amsterdam: ISRE, 186–191.
- (2000a). Einschätzungstheoretische Ansätze in der Emotionspsychologie. In: Otto, J.H.; Euler, H.A.; Mandl, H. (Hg.). *Handbuch der Emotionspsychologie*. Weinheim: PsychologieVerlagsUnion, 117–138.
- (2000b). Worum geht es in der Debatte um die Basisemotionen? In: Försterling, F.; Stiensmeier-Pelster, J. (Hg.). *Kognitive Aspekte von Motivation und Emotion*. Göttingen: Hogrefe, 205–237.

- (2001). Appraisal processes conceptualized from a schema theoretic perspective: Contributions to a process analysis of emotions. In: Scherer, K.R.; Schorr, A.; Johnstone, T. (Hg.). *Appraisal processes in emotion*. New York: Oxford University Press, 187–204.
- Resnick, L.B. (1991). Shared Cognition: Thinking as social practice. In: Resnick, L.B.; Levine, J.M.; Teasley, S.D. (Hg.). *Perspectives on socially shared cognition*. Washington, DC: American Psychological Association, 1–22.
- Richter, D. (2005). Das Scheitern der Biologisierung der Soziologie: Zum Stand der Diskussion um die Soziobiologie und anderer evolutionstheoretischer Ansätze. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 57(3), 523–542.
- Rilling, J.K.; Gutman, D.A.; Zeh, T.R.; Pagnoni, G.; Berns, G.S. und C.D. Kilts (2002). A neural basis for social cooperation. *Neuron*, 35(2), 395–405.
- Rimé, B.; Mesquita, B.; Philippot, P. und S. Boca (1991). Beyond the emotional event: Six studies on the social sharing of emotion. *Cognition and Emotion*, 5(5/6), 435–465.
- Rivera, J. de (1992). Emotional climate: Social structure and emotional dynamics. In: Strongman, K.T. (Hg.). *International review of studies on emotion*. Bd. 2. Chichester: Wiley, 197–218.
- Rivera, J. de, Kurrien, R.; Olsen, N. (2007). The emotional climate of nations and their culture of peace. *Journal of Social Issues*, 63(2), 255–271.
- Robinson, M.D. (1998). Running from William James' bear: A review of preattentive mechanisms and their contributions to emotional experience. *Cognition and Emotion*, 12(5), 667–696.
- Rolls, E.T. (1990). A theory of emotion, and its application to understanding the neural basis of emotion. *Cognition and Emotion*, 4(3), 161–190.
- (1999). *The brain and emotion*. Oxford: Oxford University Press.
- (2000). Precis of »The brain and emotion«. *Behavioral and Brain Sciences*, 23(2), 177–234.
- (2002). Emotion, neural basis of. In: Smelser, N.J.; Baltes, P.B. (Hg.). *International encyclopedia of the social and behavioral sciences*. Amsterdam: Pergamon Press, 4444–4449.
- (2004). The functions of the orbitofrontal cortex. *Brain and Cognition*, 55(1), 11–29.
- Roseman, I.J. (1991). Appraisal determinants of discrete emotions. *Cognition and Emotion*, 5(3), 161–200.
- (2001). A model of appraisal in the emotion system. Integrating theory, research, and applications. In: In: Scherer, K.R.; Schorr, A.; Johnstone, T. (Hg.). *Appraisal processes in emotion*. New York: Oxford University Press, 68–91.
- Roseman, I.J.; Antoniou, A.A.; Jose, P.E. (1996). Appraisal determinants of emotions: Constructing a more accurate and comprehensive theory. *Cognition and Emotion*, 10(3), 241–277.
- Roseman, I.J.; Evdokas, A. (2004). Appraisals cause experienced emotions: Experimental evidence. *Cognition and Emotion*, 18(1), 1–28.

- Roseman, I.J.; Smith, C. A. (2001). Appraisal theory: Overview, assumptions, varieties, controversies. In: Scherer, K.R.; Schorr, A.; Johnstone, T. (Hg.). *Appraisal processes in emotion*. New York: Oxford University Press, 3–19.
- Rosenberg, E.L.; Ekman, P. (1994). Coherence between expressive and experiential systems in emotion. *Cognition and Emotion*, 8(3), 201–230.
- Roth, G. (2003). *Fühlen, Denken, Handeln*. Neue, vollst. überarbeitete Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Roy, J.P. (2004). Socioeconomic status and health: a neurobiological perspective. *Medical Hypotheses*, 62(2), 222–227.
- Rumelhart, D.E. (1984). Schemata and the cognitive system. In: Wyer, R.S.; Srull, T.K. (Hg.). *Handbook of social cognition*. Bd. 1. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 161–188.
- Russell, J.A. (1991). In defense of a prototype approach to emotion concepts. *Journal of Personality and Social Psychology*, 60(1), 37–47.
- (1994). Is there universal recognition of emotion from facial expression? A review of the cross-cultural studies. *Psychological Bulletin*, 115(1), 102–141.
- (1995). Facial expressions of emotions: What lies beyond minimal universality? *Psychological Bulletin*, 118(3), 379–391.
- Russell, J.A.; Bachorowski, J.-A.; Fernandez-Dols, J.-M. (2003). Facial and vocal expressions of emotion. *Annual Review of Psychology*, 54, 329–349.
- Russell, J.A.; Fernandez-Dols, J.-M. (1997). What does a facial expression mean? In: Russell, J.A.; Fernandez-Dols, J.-M. (Hg.). *The psychology of facial expression*. New York: Cambridge University Press, 3–30.
- R+V Versicherung AG (2004). *Die Ängste der Deutschen 2004. Eine Studie des R+V-Infocenters*. <http://www.ruv.de/gehezu/aengste.htm>. [Letzter Zugriff: 19. Mai 2006].
- Sander, D.; Grafman, J.; Zalla, T. (2003). The human amygdala: An evolved system for relevance detection. *Reviews in the Neurosciences*, 14, 303–316.
- Sanfey, A.G.; Rilling, J.K.; Aronson, J.A.; Nystrom, L.E. und J.D. Cohen (2003). The neural basis of economic decision-making in the ultimatum game. *Science*, 300, 1755–1758.
- Sawyer, R.K. (2001). Emergence in sociology: Contemporary philosophy of mind and some implications for sociological theory. *American Journal of Sociology*, 107(3), 551–585.
- Schachter, S.; Singer, J.E. (1962). Cognitive, social, and physiological determinants of emotional state. *Psychological Review*, 69(5), 379–399.
- Schaefer, A. Collette, F.; Philippot, P.; Van der Linden, M.; Laureys, S.; Delfiore, G.; Degueldre, C. und P. Maquet (2003). Neural correlates of »hot« and »cold« emotional processing: a multilevel approach to the functional anatomy of emotion. *NeuroImage*, 18(4), 938–949.
- Schaefer, M.; Rotte, M. (2007). Favorite brands as cultural objects modulate reward circuit. *Neuroreport*, 18(2), 141–145.
- Scheff, T.J. (1983). Toward integration in the social psychology of emotions. *Annual Review of Sociology*, 9, 333–354.

-
- (1988). Shame and conformity: The deference-emotion system. *American Sociological Review*, 53(3), 395–406.
 - (1990). *Microsociology. Discourse, emotion, and social structure*. Chicago: University of Chicago Press.
 - (1994). *Bloody revenge. Emotions, nationalism, and war*. Boulder, CO: Westview Press.
 - (1997). *Emotions, the social bond, and human reality*. Cambridge: Cambridge University Press.
 - (2000). Shame and the social bond. A sociological theory. *Sociological Theory*, 18(1), 84–99.
 - (2003). Shame in self and society. *Symbolic Interaction*, 26(2), 239–262.
 - Scheff, T.J.; Retzinger, S.M. (2000). Shame as the master emotion of everyday life. *Journal of Mundane Behavior*, 1(3), <http://www.mundanebehavior.org/issues/v1n3/scheff-retzinger.htm>. [Letzter Zugriff: 23. August 2004].
 - Scherer, K.R. (1984). On the nature and function of emotion: A component process approach. In: Scherer, K.R.; Ekman, P. (Hg.). *Approaches to emotion*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 293–318.
 - (1988). Criteria for emotion-antecedent appraisal: A review. In: Hamilton, V.; Bower, G.H.; Frijda, N.H. (Hg.). *Cognitive perspectives on emotion and motivation*. Dordrecht: Kluwer, 89–126.
 - (1992). What does facial expression express? In: Strongman, K.T. (Hg.). *International review of studies on emotion*. Bd. 2. Chichester: Wiley, 139–165.
 - (1993a). Neuroscience projections to current debates in emotion psychology. *Cognition and Emotion*, 7(1), 1–41.
 - (1993b). Studying the emotion-antecedent appraisal process: An expert system approach. *Cognition and Emotion*, 7(3/4), 325–355.
 - (1994a). Toward a concept of »modal emotions«. In: Ekman, P.; Davidson, R.J. (Hg.). *The nature of emotion*. New York: Oxford University Press, 25–31.
 - (1994b). Emotion serves to decouple stimulus and response. In: Ekman, P.; Davidson, R.J. (Hg.). *The nature of emotion*. New York: Oxford University Press, 127–130.
 - (1996). Emotion. In: Stroebe, W.; Hewstone, M.; Stephenson, G.M. (Hg.). *Sozialpsychologie. Eine Einführung*. 3.; erw. u. überarb. Auflage. Berlin: Springer, 293–330.
 - (1997). The role of culture in emotion-antecedent appraisal. *Journal of Personality and Social Psychology*, 73(5), 902–922.
 - (1997). Profiles of emotion-antecedent appraisal: Testing theoretical predictions across cultures. *Cognition and Emotion*, 11(2), 113–150.
 - (1999). On the sequential nature of appraisal processes: Indirect evidence from a recognition task. *Cognition and Emotion*, 13(6), 763–793.
 - (2000). Psychological models of emotion. In: Borod, J.C. (Hg.). *The neuropsychology of emotion*. New York: Oxford University Press, 137–162.

- (2005). What are emotions? And how can they be measured? *Social Science Information*, 44(4), 695–729.
- Scherer, K.R.; Johnstone, T.; Klasmeyer, G. (2003). Vocal expression of emotion. In: Davidson, R.J.; Scherer, K.R.; Goldsmith, H.H. (Hg.). *Handbook of affective sciences*. New York: Oxford University Press, 433–456.
- Scherer, K.R.; Wallbott, H.G.; Matsumoto, D. und T. Kudoh (1988). Emotional experience in cultural context: A comparison between Europe, Japan, and the USA. In: Scherer, K.R. (Hg.). *Facets of emotion. Recent research*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 5–30.
- Scherer, K.R.; Wallbott, H.G.; Summerfield, A.B. (Hg.)(1986). *Experiencing emotion: A cross-cultural study*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Scheve, C. von (2000). *Emotionale Agenten. Eine explorative Annäherung aus soziologischer Perspektive*. Diplomarbeit, Universität Hamburg, Institut für Soziologie und Fachbereich Informatik.
- Scheve, C. von, Lüde, R. von (2005). Emotion and social structures: Towards an interdisciplinary approach. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 35(3), 303–328.
- Scheve, C. von, Moldt, D. (2004). Emotion: Theoretical investigations and implications for artificial social aggregates. In: Lindeman, G.; Moldt, D.; Paolucci, P. (Hg.). *Regulated agent-based social systems*. Berlin: Springer, 189–209.
- Scheve, C. von, Moldt, D.; Fix, J. und R. von Lüde (2006). My agents love to conform: Norms and emotion in the micro-macro link. *Computational and Mathematical Organization Theory*, 12(2/3), 81–100.
- Schieman, S. (2004). Socioeconomic status and the frequency of anger across the life course. *Sociological Perspectives*, 46(2), 207–222.
- Schimank, U. (2000). *Handeln und Strukturen*. Weinheim: Juventa.
- (2005). *Die Entscheidungsgesellschaft. Komplexität und Rationalität der Moderne*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schimmack, U. (1996). Cultural influences on the recognition of emotion by facial expressions: Individualistic or Caucasian cultures? *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 27(1), 37–50.
- Schmid, M. (2004). *Rationales Handeln und soziale Prozesse*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schmidt-Atzert, L. (1996). *Lehrbuch der Emotionspsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schnabel, A. (2005). Gefühlvolle Entscheidung und entscheidende Gefühle. Emotionen als Herausforderung für Rational Choice-Theorien. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 57(2), 278–307.
- Schorr, A. (2001). Appraisal: The evolution of an idea. In: Scherer, K.R.; Schorr, A.; Johnstone, T. (Hg.). *Appraisal processes in emotion*. New York: Oxford University Press, 20–34.
- Schütz, A. (1972). Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: Brodersen, A. (Hg.). *Alfred Schütz. Gesammelte Aufsätze*. Bd. 2. Den Haag: Martin Nijhoff, 53–69.

- Schütz, A.; Luckmann, T. (1979). *Strukturen der Lebenswelt*. Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schützeichel, R. (2008). Soziologische Emotionskonzepte und ihre Probleme. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 33(2), 82–96.
- Schultheiss, O.C.; Pang, J.S.; Torges, C.M.; Wirth, M.M. und W. Treynor (2005). Perceived facial expressions of emotion as motivational incentives: Evidence from a differential implicit learning paradigm. *Emotion*, 5(1), 41–54.
- Schumann, R.; Stimmer, F. (Hg.) (1987). *Soziologie der Gefühle. Zur Rationalität und Emotionalität sozialen Handelns*. München: Sozialforschungsinstitut.
- Schwarz, N. (1998). Warmer and more social: Recent developments in cognitive social psychology. *Annual Review of Sociology*, 24, 239–264.
- (2000). Emotion, cognition, and decision making. *Cognition and Emotion*, 14(4), 433–440.
- Schwarz, N.; Bless, H. (1991). Happy and mindless, but sad and smart? The impact of affective states on analytic reasoning. In: Forgas, J.P. (Hg.). *Emotion and social judgments*. Oxford: Pergamon Press, 55–72.
- Schwarz, N.; Clore, G.L. (1988). How do I feel about it? The informative function of affective states. In: Fiedler, K.; Forgas, J.P. (Hg.). *Affect, cognition, and social behavior*. Toronto: Hogrefe, 44–62.
- Schwarz, N.; Clore, G.L. (2003). Mood as information: 20 years later. *Psychological Inquiry*, 14(3/4), 296–303.
- Schwefeß, H.; Schweer, R.; Genz, A. (2002). *Emotion und Kommunikation als Herausforderung im Call Center*. CCall Report Nr. 17. Hamburg: Verwaltungs-Berufsgenossenschaft.
- Searle, J.R. (1990). Collective intentions and actions. In: Cohen, P.; Morgan, J.; Pollack, M. (Hg.). *Intentions in communication*. Cambridge, MA: MIT Press, 401–415.
- (1995). *The construction of social reality*. New York: Free Press.
- Sennett, R.; Cobb, J. (1973). *The hidden injuries of class*. New York: Norton.
- Shamay-Tsoory, S.G.; Tibi-Elhanany, Y.; Aharon-Peretz, J. (2007). The green-eyed monster and malicious joy: The neuroanatomical bases of envy and gloating (schadenfreude). *Brain*, 130, 1663–1678.
- Shore, B. (1996). *Culture in mind*. New York: Oxford University Press.
- Shott, S. (1979). Emotion and social life: A symbolic interactionist analysis. *American Journal of Sociology*, 84(4), 1317–1334.
- Sigmund, K.; Fehr, E.; Nowak, M.A. (2002). Teilen und Helfen – Ursprünge sozialen Verhaltens. *Spektrum der Wissenschaft*, März/2002, 52–59.
- Simmel, G. (1901). Zur Psychologie der Scham. In: Dahme, H.-J.; Rammstedt, O. (Hg.). *Georg Simmel. Schriften zur Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986, 151–158.
- (1921). Fragment über die Liebe. In: Dahme, H.-J.; Köhnke, K.C. (Hg.). *Georg Simmel. Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985, 224–248.

- Simon, H.A. (1967). Motivational and emotional controls of cognition. *Psychological Review*, 74(1), 29–39.
- Simpson, M. (1980). The sociology of cognitive development. *Annual Review of Sociology*, 6, 287–313.
- Sloman, A. (1998). Damasio, Descartes, alarms and meta-management. *Proceedings of the symposium on cognitive agents: Modeling human cognition*. IEEE International Conference on Systems, Man, and Cybernetics. San Diego, USA, Okt. 1988, 2652–2657.
- Sloman, S.A. (1996). The empirical case for two systems of reasoning. *Psychological Bulletin*, 119(1), 3–22.
- Smith, A. (1776). *An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations*. Oxford: Oxford University Press 1993.
- Smith, C.A., David, B.; Kirby, L. (2006). Emotion-eliciting appraisals of social situations. In: Forgas, J.P. (Hg.). *Affect in social thinking and behavior*. New York: Psychology Press, 85–101.
- Smith, C.A.; Ellsworth, P.C. (1985). Patterns of cognitive appraisal in emotion. *Journal of Personality and Social Psychology*, 48(4), 813–838.
- Smith, C.A.; Kirby, L.D. (2000). Consequences require antecedents: Toward a process model of emotion elicitation. In: Forgas, J.P. (Hg.). *Feeling and thinking. The role of affect in social cognition*. New York: Cambridge University Press, 83–106.
- Smith, C.A.; Kirby, L.D. (2001). Toward delivering on the promise of appraisal theory. In: Scherer, K.R.; Schorr, A.; Johnstone, T. (Hg.). *Appraisal processes in emotion*. New York: Oxford University Press, 121–138.
- Smith, C.A.; Lazarus, R.S. (1993). Appraisal components, core relational schemes, and the emotions. *Cognition and Emotion*, 7(3/4), 233–269.
- Smith, E.R.; Queller, S. (2004). Mental representations. In: Brewer, M.B.; Hewstone, M. (Hg.). *Social cognition*. Malden, MA: Blackwell, 5–27.
- Smith, T.S.; Franks, D.D. (1999). Introduction: Emergence, reduction, and levels of analysis in the neurosociological paradigm. In: Franks, D.D.; Smith, T.S. (Hg.). *Mind, brain, and society: Toward a neurosociology of emotion*. Greenwich, CT: JAI Press, 3–16.
- Solomon, R.C. (1976). *The passions*. New York: Doubleday-Anchor.
- (2002). Back to basics: On the very idea of »basic emotions«. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 32(2), 115–144.
- (2004). On the passivity of the passions. In: Manstead, A.S.; Frijda, N.H.; Fischer, A. (Hg.). *Feelings and emotions*. New York: Oxford University Press, 11–29.
- Solomon, R.C.; Stone, L.D. (2002). On »positive« and »negative« emotions. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 32(4), 417–435.
- Sousa, R. de (1994). Emotion. In: Guttenplan, S. (Hg.). *A companion to the philosophy of mind*. Oxford: Blackwell, 270–276.
- (1997). *Die Rationalität des Gefühls*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Sperber, D.; Hirschfeld, L.A. (2004). The cognitive foundations of cultural stability and diversity. *Trends in Cognitive Sciences*, 8(1), 40–46.
- Speth, R. (1999). Nation und Emotion. In: Klein, A.; Nullmeier, F. (Hg.). *Masse, Macht, Emotionen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 287–307.
- Spitzer, M.; Fischbacher, U.; Herrnberger, B.; Grön, G.; und E. Fehr (2007). The neural signature of social norm compliance. *Neuron*, 56, 185–196.
- Squire, L.R. (2004). Memory systems of the brain: A brief history and current perspective. *Neurobiology of Learning and Memory*, 82(3), 171–177.
- Srubar, I. (1992). Grenzen des »Rational-Choice«-Ansatzes. *Zeitschrift für Soziologie*, 21(3), 157–165.
- Staller A.; Petta P. (2001). Introducing emotions into the computational study of social norms: A first evaluation. *Journal of Artificial Societies and Social Simulation*, 4(1). <http://jasss.soc.surrey.ac.uk/4/1/2.html>. [Letzter Zugriff: 3. Februar 2005].
- Stearns, P.N. (1993). History of emotions: The issue of change. In: Lewis, M.; Haviland, J.M. (Hg.). *Handbook of emotions*. New York: Guilford, 17–28.
- (1994). *American cool. Constructing a twentieth-century emotional style*. New York: New York University Press.
- Stein, N.L.; Oatley, K. (1992). Basic emotions: Theory and measurement. *Cognition and Emotion*, 6(3/4), 161–168.
- Stephen, A.T.; Pham, M.T. (2008). On feelings as a heuristic for making offers in ultimatum negotiations. *Psychological Science*, im Druck.
- Stets, J.E.; Turner, J.H. (Hg.) (2006). *Handbook of the sociology of emotions*. New York: Springer.
- Stolte, J.F.; Fine, G.A.; Cook, K.S. (2001). Sociological miniaturism: Seeing the big through the small in social psychology. *Annual Review of Sociology*, 27, 387–413.
- Storbeck, J.; Clore, G.L. (2007). On the interdependence of cognition and emotion. *Cognition and Emotion*, 21(6), 1212–1237.
- Strauss, A.; Fagerhaugh, S.; Suczek, B. und C. Wiener (1980). Gefühlsarbeit. Ein Beitrag zur Arbeits- und Berufssoziologie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32(4), 629–651.
- Summers-Effler, E. (2002). The micro potential for social change: Emotion, consciousness, and social movement formation. *Sociological Theory*, 20(1), 41–60.
- Sutton, J. (2005). Memory and the extended mind: embodiment, cognition, and culture. *Cognitive Processing*, 6(4), 223–226.
- Teasdale, J.D. (1999). Multi-level theories of cognition-emotion relations. In: Dalglish, T.; Power, M. (Hg.). *Handbook of cognition and emotion*. Chichester: Wiley, 665–682.
- Teasdale, J.D.; Howard, R.J.; Cox, S.G.; Ha, Y.; Brammer, M.J.; Williams, S.C. und S.A. Checkley (1999). Functional MRI study of the cognitive generation of affect. *American Journal of Psychiatry*, 156(2), 209–215.

- TenHouten, W.D. (1989). Applications of dual brain theory to cross-cultural studies of cognitive development and education. *Sociological Perspectives*, 32, 153–167.
- (1999). Explorations in neurosociological theory. In: Franks, D.D.; Smith, T.S. (Hg.). *Mind, brain, and society: Toward a neurosociology of emotion*. Greenwich, CT: JAI Press, 41–80.
- Terpe, S. (1999). Die Schaffung sozialer Wirklichkeit durch emotionale Mechanismen. *Der Hallesche Graureiher*, 1999, 6. Forschungsberichte des Instituts für Soziologie, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.
- Thaler, R.H. (1991). *The winner's curse. Paradoxes and anomalies of economic life*. New York: Free Press.
- Thoits, P.A. (1989). The sociology of emotions. *Annual Review of Sociology*, 15, 317–342.
- (1990). Emotional deviance: Research agendas. Kemper, T.D. (Hg.). *Research agendas in the sociology of emotions*. Albany, NY: State University of New York Press, 180–203.
- (2004). Emotion norms, emotion work, and social order. In: Manstead, A.S.; Frijda, N.H.; Fischer, A. (Hg.). *Feelings and emotions*. New York: Oxford University Press, 359–378.
- Tomarken, A.J.; Dichtera, G.S.; Garberb, J. und C. Simiena (2004). Resting frontal brain activity: linkages to maternal depression and socio-economic status among adolescents. *Biological Psychology*, 67(1/2), 77–102.
- Tomkins, S.S. (1962). *Affect, imagery, consciousness*. Bd. 1. New York: Springer.
- Tomkins, S.S.; McCarter, R. (1964). What and where are the primary affects: Some evidence for a theory. *Perceptual and Motor Skills*, 18, 119–158.
- Totterdell, P.; Holman, D. (2003). Emotion regulation in customer service roles: Testing a model of emotional labor. *Journal of Occupational Health Psychology*, 8(1), 55–73.
- Totterdell, P.; Kellett, S.; Teuchmann, K. und R.B. Briner (1998). Evidence of mood linkage in work groups. *Journal of Personality and Social Psychology*, 74(6), 1504–1515.
- Tritt, K. (1991). *Emotionen und ihre soziale Konstruktion*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Trommsdorff, G.; Rothbaum, F. (2008). Development of emotion regulation in cultural context. In: Vandekerckhove, M.; von Scheve, C.; Ismer, S.; Jung, S. und S. Kronast (Hg.). *Regulating emotions. Culture, social necessity and biological inheritance*. Malden, MA: Wiley-Blackwell, 85–120.
- Tudor, A. (2003). A (macro) sociology of fear? *Sociological Review*, 51(2), 238–256.
- Tuomela, R. (1995). *The importance of us*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Turner, J.H. (1988). A behavioral theory of social structure. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 18(4), 354–372.
- (1996). The evolution of emotions in humans: A Darwinian-Durkheimian analysis. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 26(1), 1–34.

- (1999a). The neurology of emotion. Implications for sociological theories of interpersonal behavior. In: Franks, D.D.; Smith, T.S. (Hg.). *Mind, brain, and society: Toward a neurosociology of emotion*. Greenwich, CT: JAI Press, 81–108.
- (1999b). Toward a general sociological theory of emotions. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 29(2), 133–161.
- (2000). *On the origins of human emotions*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- (2002). *Face to face*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- (2003). *Human institutions*. Lanham, MD: Rowman & Littlefield.
- (2007). *Human emotions. A sociological theory*. London: Routledge.
- Turner, J.H.; Collins, R. (1989). Toward a microtheory of structuring. In: Turner, J.H. (Hg.). *Theory building in sociology. Assessing theoretical cumulation*. Newbury Park, CA: Sage, 118–130.
- Turner, J.H.; Stets, J.E. (2006a). Sociological theories of human emotions. *Annual Review of Sociology*, 32, 25–52.
- Turner, J.H.; Stets, J.E. (2006b). *The sociology of emotions*. New York: Cambridge University Press.
- Turner, S.P. (2002). *Brains/practices/relativism: Social theory after cognitive science*. Chicago: University of Chicago Press.
- (2007). Social theory as a cognitive neuroscience. *European Journal of Social Theory*, 10(3), 357–374.
- Vandekerckhove, M.; von Scheve, C.; Markowitsch, H.J. (2006). Selbst, Gedächtnis und autoethisches Bewusstsein. In: Welzer, H.; Markowitsch, H.J. (Hg.). *Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte der interdisziplinären Gedächtnisforschung*. Stuttgart: Klett-Cotta, 323–343.
- Vester, H.G. (1991). *Emotion, Gesellschaft und Kultur*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Vowinckel, G. (1983). *Von politischen Köpfen und schönen Seelen. Ein soziologischer Versuch über die Zivilisation der Affekte und ihres Ausdrucks*. München: Juventa.
- (1989). Zivilisationsformen der Affekte und ihres körperlichen Ausdrucks. *Zeitschrift für Soziologie*, 18(5), 362–377.
- Wallbott, H.G.; Scherer, K.R. (1986). The antecedents of emotional experiences. In: Scherer, K.R.; Wallbott, H.G.; Summerfield, A.B. (Hg.). *Experiencing emotion: A cross-cultural study*. Cambridge: Cambridge University Press, 69–83.
- Weber, M. (1922). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. Fünfte, revidierte Auflage. Tübingen: Mohr 1976.
- Weiss, H.M.; Brief, A.P. (2001). Affect at work: An historical perspective. In: Payne, R.L.; Cooper, C.L. (Hg.). *Emotions at work*. Chichester: Wiley, 133–172.
- Welzer, H.; Markowitsch, H.J. (2001). Umriss einer interdisziplinären Gedächtnisforschung. *Psychologische Rundschau*, 52(4), 205–214.
- Wertsch, J.V. (1991). A sociocultural approach to socially shared cognition. In: Resnick, L.B.; Levine, J.M.; Teasley, S.D. (Hg.). *Perspectives on socially shared cognition*. Washington, DC: American Psychological Association, 85–100.

- Whalen, P.J.; Rauch, S.L.; Etcoff, N.L.; McInerney, S.C.; Lee, M.B. und M.A. Jenike (1998). Masked presentations of emotional facial expressions modulate amygdala activity without explicit knowledge. *Journal of Neuroscience*, 18(1), 411–418.
- Wierzbicka, A. (1999). *Emotions across languages and cultures*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wiley, N. (1988). The micro-macro problem in social theory. *Sociological Theory*, 6(2), 254–261.
- Williams, M.A.; Morris, A.P.; McGlone, F.; Abbott, D.F. und J.B. Mattingley (2004). Amygdala responses to fearful and happy facial expressions under conditions of binocular suppression. *Journal of Neuroscience*, 24(12), 2898–2904.
- Wilson, R.A. (2005). Collective memory, group minds, and the extended mind thesis. *Cognitive Processing*, 6(4), 227–236.
- Wimsatt, W.C. (2000). Emergence as non-aggregativity and the biases of reductionisms. *Foundations of Science*, 5(3), 269–297.
- Winkielman, P.; Knutson, B.; Paulus, M. und J.L. Trujillo (2007). Affective influence on judgments and decisions: Moving towards core mechanisms. *Review of General Psychology*, 11(2), 179–192.
- Wood, J.N.; Grafman, J. (2003). Human prefrontal cortex: Processing and representational perspectives. *Nature Reviews Neuroscience*, 4, 139–147.
- Wouters, C. (1989). The sociology of emotions and flight attendants: Hochschild's Managed Heart. *Theory, Culture and Society*, 6(1), 95–123.
- Yeung, C.W.; Wyer, R.S. (2004). Affect, appraisal, and consumer judgment. *Journal of Consumer Research*, 31(2), 412–424.
- Young, C.E. (2004). Capturing the flow of emotion in television commercials: A new approach. *Journal of Advertising Research*, 44(2), 202–209.
- Zajonc, R. (1980). Feeling and thinking: Preferences need no inferences. *American Psychologist*, 35(2), 151–175.
- (1984). On primacy of affect. In: Scherer, K.R.; Ekman, P. (Hg.). *Approaches to emotion*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 259–270.
- Zapf, D.; Seifert, C.; Mertini, H.; Voigt, C.; Holz, M.; Vondran, E.; Isic, A. und B. Schmutte (2000). Emotionsarbeit in Organisationen und psychische Gesundheit. In: Musahl, H.-P.; Eisenhauer, T. (Hg.). *Psychologie der Arbeitsicherheit*. Heidelberg: Asanger, 99–106.
- Zerubavel, E. (1997). *Social mindscapes*. Cambridge, MA: Harvard University Press.